

2/94

STRAND PRICE

\$ 400⁰⁰

B

hae



ALFRED KERR
GESAMMELTE SCHRIFTEN
IN ZWEI REIHEN

ERSTE REIHE IN FÜNF BÄNDEN

DIE WELT IM DRAMA

1. Band: Das neue Drama
2. Band: Der Ewigkeitszug
3. Band: Die Sucher und die Seligen
4. Band: Eintagsfliegen
5. Band: Das Mimenreich

ZWEITE REIHE IN ZWEI BÄNDEN

DIE WELT IM LICHT

1. Band: Verweile doch!
2. Band: Du bist so schön!

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

ALFRED KERR
DU BIST SO SCHÖN!

DIE WELT IM LICHT
II

S. FISCHER · VERLAG · BERLIN

nae

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung vorbehalten
Copyright 1920 by S. Fischer, Verlag, Berlin

DU BIST SO SCHÖN!

ERSTER THEIL

GRUSS AN DIE FERNE

Caput I

VENEZIANISCH

Rakéel'

I.

Es wuchs vor meinem Fenster
Ein leuchtender Feigenbaum . . .

Die weiße Etsch rauschte vorbei,
Die feuchte Erde roch nach Wein.
Die Welt mit allen Büschen
Wuchs mir ins Fenster hinein.

Wo war das gewesen? Es war . . . Wo die deutsche Sprache noch herrscht. Wo sie lichter blüht als im dünnen Tieflande. Das lag hinter mir.

II.

. . . . Dann kam ich in die Stadt. Wunderstadt, verfallene; mit nächtlicher Schönheit am Meer, im Leuchten zerbröckelnder Trauer; Hochzeit von Schwermut und Anmut. Es geschah zum dritten Mal, daß ich hinkam. Wochen hatt' ich einstens dort gelebt. Nächtlich strahlte sie; tiefer, prachtreicher, verstorbener, — unsterblicher. Der Löwe von Erz schrie schlafend über die Säule hin, über die Wasser, und schlug mit den Flügeln. Schwarze Särge zogen durch die Flutgassen zu verschollenen Häusern — ihre Marmorstufen gingen in friedverstohlene Finsternis; Steinköpfe starrten vom Gesims.

III.

So will ich der Wahrheit gemäß berichten, was mir damals in Venedig zustieß. Ein Vorfall ohne Merkwürdigkeit. Vielleicht hat er nur Wert für den Mann, der ihn erfuhr: nicht für Andre, die von ihm hören . . . Für diesen Fall bestände die Entschuldigung bloß hierin: daß wir noch am ehesten solche Dinge erzählen können, an denen wir Anteil genommen. (Und daß es am anständigsten ist, keine andren Dinge zu erzählen, als eben solche) . . . Es kommt nicht darauf an, daß ich, ich, ich die Dinge erlebt habe. Sondern allein: daß jemand Dinge erzählt, die er erlebt hat . . . Zudem ist nichts an den paar Tatsachen geeignet, ihren Erzähler in romantisches Licht, oder in heldenhaftes Licht, zu setzen. Vielmehr ließe sich vermuten, daß von dem Erzählten die meiste Helligkeit auf die Stadt und auf die Seele der Stadt fallen werde.

IV.

In einer Tasche des alten Reisebuchs steckten Gasthofs-Rechnungen aus dem Jahr 1894 . . . und zwei Briefe.

Die Briefe waren von einer venezianischen Bürgers-tochter, im Jahr darauf, 1895, nach Deutschland gerichtet, dann dort hineingeschoben worden. Der eine begann: Gentile signor . . . (hier kam der Vorname), und schloß fröhlich: cordiali saluti di lei devotissima R. Es stand hierin folgendes: Die kleine Base der Schreiberin sei heute zu ihr gekommen und habe versichert, den Empfänger auf dem Markusplatz gesehn zu haben; ob es wahr sei, daß er in Venedig, oder ob er in Berlin sitze.

. . . Seltsam, nach Jahren so einen Brief im Reisebuch zu finden. Dieses entzückende Mädchen aus einer Kleinbürgerfamilie hatte mich damals venezianisch sprechen gelehrt. An vielen Abenden trafen wir uns, und sie brachte — weil sie auf andre Art nicht hätte fort-

gehn dürfen — immer die achtjährige Base mit, bei deren Mutter sie wohnte. Das Kind besorgte manchmal, an der Markuskirche nachmittags wartend, unsre Zettelchen mit Verabredungen. Alles das war wunderbar heiter; doch mit jenem Ernst, wovon in dieser Stadt noch auf die herrlichste der Herrlichkeiten ein voller Abglanz fällt. Rakéele, venezianischer Rakéel', hatte schönes schwarzes trocknes Haar und war ein großes, zartes Mädchen mit sehr dunklen Augen. Ihr Körper schien ahnungslos zu leuchten, wenn sie sich streckte, oder mit geschmeidigem Liebreiz das lange Schultertuch der Venezianerinnen halb in Gedanken zurechtschob . . . Noch seh ich ihre Gestalt im Dunkel, als wir einmal bei Regen rasch im finstren Torgang einer ausgestorbenen Kirchgasse Unterschlupf suchten. Sie stand im Dunkel neben mir, die Kleine aß abseits an ihrem Kuchen.

Auch seh ich sie, wie wir draußen bei einem Weinwirt einkehrten, in einem kaum beleuchteten entlegenen Stadtteil, — unter freiem Himmel saßen wir drei an einem Tisch, der auf die alten Quadern hinausgeschoben war, und vor uns stieg aus dem weiten Wasser die Steininsel mit Cypressen: der Kirchhof. Auch damals saß sie neben mir. Und noch oft.

V.

Das war sechs Jahre her. Es trieb mich nun, eines Abends, das Haus zu suchen, welches der Schluß jenes Schreibens genannt. Ich wollte fragen, ob vielleicht jemand wisse, was aus einem Mädchen, namens Soundso, geworden, die vor sechs Jahren dort bei ihren Verwandten gewohnt. Von der Abendmusik ging ich aus dem Gewühl, kreuz und quer, durch umgitterte Ufergänge, mattfarbige Winkel mit alten Brunnen, an erleuchtet verhangenen Schänken vorbei . . . und fand die Gasse, nicht weit von der Kirche zur Schönen Heiligen Maria oder Santa Maria Formosa.

Als ich klingelte (diese schmalen alten Häuser werden von oben geöffnet), fragte mich eine fünfzigjährige Frau, die außen, neben dem ehernen Türlein gestanden, was ich wolle; sie rief, wie zu ihrer Unterstützung: „Rakéel, vien' a basso!“ Und als Rakéele in dem dunklen Haustor erschien, wo ihr Gesicht nicht erkennbar war und das meine auch nicht, sprach ich mit leiser Stimme „Ich glaube nicht zu irren . . .“

Sie nannte meinen Namen.

VI.

Nach einer Weile brachte sie Licht und hieß mich hinaufkommen; die Tante stieg hinter mir die steinernen Stufen empor. Wir saßen zu dritt in Rakéeles Zimmer, dem einzig bewohnten dieses mittleren Stockwerks. Bloß die Kerze brannte. Das Zimmer war geräumig, ein Fenster stand offen, das Geseumm aus den abendlichen Nachbarstraßen drang herein. Die Tante, nach den verblüffenden ersten Erkundigungen, schlug die Tür zu und stieg in ihre Wohnung. Rakéele saß neben mir.

Sie war kaum verändert. Sie hatte noch ganz das Unsagbare, den Liebreiz. Den lustigen Mund unter den melancholischen Augen. Nur daß sie damals achtzehn war und heute vierundzwanzig.

Ein Kind von weniger als einem Jahr schlief im eisernen Wiegengestell an dem zweiten, geschlossenen Fenster; ein rundes kleines Mädchen. Auf meine Frage, wem das gehöre, erwiderte sie schlicht: *è mia*, — es ist meins.

Als ich sie anblickte, wie sie jetzt dastand, bloß ohne den Glorienschein, und als ich die Stimme hörte, mit der sie die Worte sprach, die Stimme, die mir so wohl vertraut war, da ergriff ich ihre linke Hand, welche dem Herzen am nächsten ist, und küßte sie bis zur Handwurzel. Wir traten ans Fenster, ich blies das Licht aus, und indem wir uns über die Brüstung lehn-

ten und in die stiller werdende Gasse hinabsahen, redeten wir von der Vergänglichkeit der Zeit und von unsren einstigen Zusammenkünften vor sechs Jahren. Die Base von damals war ein großes Mädel geworden und zu Besuch in Chioggia. Jedes Wort wußte Rakéele, das wir damals gesprochen. In ihrer alten lustigen und sanften Art holte sie das hervor. Fein wie eine Prinzessin; lustig wie Colombine; schön wie eine Heilige; still wie eine Venezianerin.

Sie fragte nach meinem Leben in Berlin, nach den Gewohnheiten dieser Stadt. Dann, als wir vom Fenster in das Zimmer zurückgetreten waren und im Dunkel nebeneinander standen, erzählte sie vom Vater des Kindes, einem Sizilianer, den sie drei Jahre kannte — Schiffsingenieur auf der Strecke nach Alessandria in Ägypten. Sie hoffte, daß er sie heiraten würde. Die Verwandten waren bitterböse, als das Kind kam. Am meisten die Mutter, die anderwärts beim Bruder wohnte. Sie plauderte fort. Sie gehe täglich zur Messe, komme sonst nicht aus dem Haus (wegen der Kleinen) und stehe manchmal bis nachts um zwölf an diesem Fenster und schaue so auf die Gassen. Einmal im Monat kam er zurück. Zuweilen ging sie mit dem Kinde gern in den Markusdom, — die Kleine sei noch kein Jahr, könne aber schon richtig das Kreuz schlagen.

Das erzählte sie, lächelnd und ernst, wie damals. Ich fragte, ob sie ihn lieb habe. Sie hatte ihn gern gehabt, und sogar für ihn die „Krankheit“ durchgemacht, die Eifersucht. Jetzt nicht mehr so. Sie kannte schon seine Fehler. Das sagte sie mit ernsterer Stimme.

Ein kindhaftes Wesen sprach.

VII.

Am nächsten Abend ging ich im Dunkel wieder zu ihr. Rakél' wartete. Das Licht brannte. Sie saß auf dem Sofa, angetan mit ihrem schönsten Kleid, an einer schmalen Glaskette hing der Fächer, den sie langsam

gegen ihr Gesicht bewegte. Bei Sternenschein verließ ich das Haus. Dies war der vorletzte Abend meines Aufenthaltes in Venedig.

VIII.

Am letzten Abend um halb elf stiegen wir fröhlich und leise die Treppe hinunter. Sie war in ihrer alten, süßen Tracht, in das lange dunkle Schultertuch geschmiegt, ohne Hut. Auf den kleinen Plätzen lag Ruhe. Am Haltestand der Schönen Heiligen Maria gingen die Stufen ins Wasser; wir riefen und stiegen ein. Der Mensch fragte, wohin. Sie antwortete wie ehemals, mit feiner Stimme: ein biß'l Luft schöpfen — *per respirar' un po' d'aria!* Es ging zuerst unter Marmorbrückchen und durch Seitenwege leicht in die große, dunkle Flutgasse mit den Palästen, dann aber hinaus in die schwermutvolle, fernere Lagune. Bei der langgestreckten, braunen Häuserinsel der ganz Armen, der Giudecca, sahen wir noch Gestalten ins Wasser springen und baden. Gegen Mitternacht näherten wir uns dem ummauerten Klostereiland, wo die armenischen Mönche hausen und ihre Bibeln drucken; nur ein Fenster war hell. Um halb eins legten wir weit draußen bei stillen Moloquadern an, der Gondelführer lief in das verschlafene Wirtshaus mit den wenigen späten Gästen unter freiem Himmel und holte willig ein Eisgetränk von Granatsaft, sowie einen weißen, moussierenden, kalten Wein. Gegen halb zwei fuhren wir langsam zurück. Rakéele saß neben mir. Sie berührte wieder entlegene Worte, die wir vor Jahren gesprochen hatten. Meine eignen waren mir entfallen, doch ich wußte jedes, das sie gesagt, und die Stellen, wo sie es gesagt. Die Milchstraße glomm über uns. Ehrfürchtig äußerte der Gondelführer, ob es z. B. in Deutschland möglich sei, diese Sternbilder zu erblicken. Rakéele wußte nicht, ob sie ihrem Landsmann beistimmen solle; doch legte sie still ihre Hand

auf die meine und ließ sie drei-, viermal sacht niederfallen . . . Als wir durch das letzte Brückchen vor der Schönen Heiligen Maria glitten, sagten wir lächelnd: es sei unsre, unsre Seufzerbrücke.

An ihrem Haus umschlang sie mich noch einmal und wünschte mir mit leiser Stimme Glück. Es war sehr spät. Sie sah zum Fenster, als dächte sie jetzt an die Kleine. Das Laternenlicht fiel auf ihre dunklen Augen. Dann schlüpfte sie still ins Haus.

IX.

. . . Verborgен in einer Wasserstadt; in Gäßchen; vom Weltgeschehen abseits: leben Geschöpfe, glutvoll und fein; zart und lustig; königlich und sanft.

Venezianische.

Sehen die Welt, wenn sie einmal auf den Markusplatz kommen. Oder wenn sie am Fenster bis spät in die Nachbargasse blicken. Das Leben verrauscht; wir wissen nichts von ihnen, — bis zufällig ein Einzelner irgendwohin zurückkehrt: von dannen er in einer hohen, atmenden Stunde, vor Jahren, ausging.

Kränze gleiten. Sommergesänge in Höhen und Tiefen. Sterne leuchten und stürzen durch den Weltenraum. Und der glückvolle Schmerz bleibt: dies alles nicht nehmen, es mit der Gurgel trinken, es mit den Zähnen essen zu können — und nicht selber zu bleiben, was man heute noch, heute noch, heute noch war.

So ist das Leben. Questa è la vita. Such is life. C'est la vie, c'est la vie, c'est la vie.

Chioggia bei Venedig

I.

Die Bewohner lallen: sie sagen nicht Kiödscha; sie haben diese feinere, zierlichere Art des Veneto-Dialekts. Sie flöten Dzôsa (Kiôhdsa?), gleichwie an irgendeiner

friesischen Küste die Konsonanten kindlich ausgesprochen werden. Die Sassen dieser Insel sind Fischer. So verwegen, daß sie mit ihren Barken bis Griechenland fahren.

Mein Freund und ich wollen dieser Tage mit.

II.

Vorläufig sind wir gestern mit dem paduanischen Studenten und seiner Geliebten, Alba, sowie mit dem andren paduanischen Studenten und seiner Geliebten, welche leider Ida heißt, auf einem Segelboot über das Adriatische Meer gekreuzt. Ida sang; Alba, Aube, die Morgenröte, war stiller.

Zwölf Flaschen hatten die Halunken in einem Schaff mit Eiswasser mitgenommen. Wir tranken sie aus mit ihnen und sahen aus dem Grünblauen bald dieses, bald jenes Dorf der Westküste mit seinem Kirchturm oder Campanile, weiß in Farben, emporsteigen, wir sprachen über den Idealisten Kant, über den Positivisten Comte, über Gabriele d'Annunzio, welchen die Studenten für einen jammervollen Macher hielten, es war anno 1898, auch über die Liebesverhältnisse jüngerer italienischer Männer, und über Alba und Ida, doch vorwiegend über Alba, Aube, die Morgenröte, mit ihrem beschattenden Haar.

III.

Und es befand sich auf dem Schiff ein Mann namens Nicola. Dies war sein Vorname. Alle Bewohner der Insel Chioggia oder Dzôsa-Kiôhdsa kannten selbigen; denn er war ein Kommissionär, ein Figaro, ein Factotum; die padovanischen Studenten taufte ihn auf meine Bitte Sancho Pansa. Er war dick, hatte sinnlich ein breites Maul, eine flache Nase, und aß, da er die Gastfreundschaft edler Männer genoß, für siebzehn und eine halbe Person. Auf zwanzig Tage, sprachen wir, ißt sich Nicola heute voll. Und so geschah es.

IV.

Zuletzt aber, in einer Osteria, welche sich „Zu den Antiche Nazioni“ nannte, kam er in Krach mit beiden Geliebten der paduanischen Studenten, und er drohte, der Alba, Aube oder Morgenröte, einen Teller an den Kopf zu schleudern.

Da meldete sich eine peinliche Stille, wir betrachteten den stiernackigen vierzigjährigen Burschen, der so gefährlich war. Einmal soll er einem Gegner sogar einen ganzen Tisch an den Kopf geworfen haben. Eifrig aßen wir die Erdbeeren, die mit Mühe und Not auf der Insel zum Nachtschisch aufgetriebenen, und wir erkannten jetzt klar die Ursache des Streites zwischen der Venezianerin und dem dicken Nicola. Sie hatte zweimal mit voller Wucht ein Stück Obst in sein Gesicht geworfen, er hatte sich das verboten und hatte das italienische Kraftwort *Porca* beim zweiten Male drohend ausgerufen. Das ließ die sich nicht gefallen. Und Nicola, unser allgemeiner Kammerdiener, noch von den Getränken auf dem grünblauen Wasser genommen, drohte, die Tafel aufzuheben und sie insgesamt durch die Luft zu schleudern. Um die Frisur Albas, Aubes, der Morgenröte, und um ihre Hirnschale war es dann geschehn. Und im Grund erkannte mein Ich, wie sehr Nicola recht hatte: denn die Fremdlinge hatten ihm Wasser in seinen Wein gegossen, Wasser in seinen Kaffee, Wasser in seinen Vermouth, Wasser in jedes Getränk, sobald es ankam, und Albas Hand war auf seine dicken Backen grausam gesaut, um ein Meerlied eindrucksvoll zu gliedern. Das erträgt kein Mensch. Er beruhigte sich, als wir nachts in den Gasthof „Zum Gobbo“ gingen, um den Tag unter dem Leinwand-Baldachin dieses Wirtes zu beschließen. Alba goß ihm zwar wiederum Wasser in seine *Birra di Puntigam*, doch er runzelte nur vorübergehend die Stirn, ließ sich von den Insel-Honoratioren hänseln, fühlte sich als Original und sagte zum Schluß (es ist

keine Dichterlüge) mit lauter Stimme durch den Garten: *questa è la vita*. Ich will ein Schuft sein, wenn er nicht sagte: *questa è la vita*, so ist das Leben.

Ich war ein bißchen berührt. Ich nahm unter dem Zeltdach mein Glas empor, beugte mich mühselig über den Tisch in seine Ecke und stieß mit dem stiernackigen Nicola zweimal an, indem ich seine Worte in deutscher Sprache wiederholte: So ist das Leben. Es ist wiederum die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß der verfressene und sonst spitzbübische Kerl die Bedeutung dieses Augenblicks erkannte und mir mit einem freimaure-rischen Einverständnis ernst in die Augen blickte: *questa è la vita*.

(Und rings um uns, an den Mauern des Gartens, wuchsen Platanen und Lorbeeräume und Wein und Oliven, und von der Junifrische des Adriatischen Meeres kam ein Hauch durch die Nacht.)

Abermals Chioggia

I.

Chioggia ist eine Insel, vier Meilen von Venedig; Alles scheint hier für die Schiffer bestimmt, für sie wird der Flachs gesponnen, für sie dehnen sich unter dem Himmel die Seilereien, für sie flechten Frauen die Netze, für sie sitzen dunkle, zarte Meercreaturen auf den Steinplatten der Inselstraße, flicken Segel. Der Fremde wird als ein Wunder bestaunt und angelacht und bewillkommnet, wenn er grüßt. Die Männer dieser Frauen sind oft Monate, halbe Jahre lang auf dem Meer; und die Treue ist oft ein leerer Wahn.

II.

Die Duse ist eine Chioggiotin. Im Umkreis dieser Insel, mit den Kirchen und der mattgetönten Hauptstraße, gezeugt. Duse: hier ein verbreiteter Name. Vorn

am Hauptplatz gibt es einen Drucker Duse; dann einen Emilio Duse, barbiere . . . Sein Freund, der in der Mittagsstunde bei ihm die Zeitung liest, spricht vom alten Vater Duse; hernach schmält er, daß die Eleonora auch nicht ein einziges Mal in ihrer Heimat gespielt.

III.

Chioggia ist eine Insel, vier Stunden von Vendig. Wenn man mit der Segelbarke auf das Meer fährt, sieht man bei gutem Wetter in der Ferne San Marco.

Jeden Tag gehn wir durch Chioggias enge Gassen mit der stumpfen Buntheit, vorbei an den Dziôsotinnen, die Hanf spulen und Netze flicken. Jeden Tag gehn wir an das Meer, ziehn uns am Strand aus, trollen uns hinein in das frische, milde, grüne Juniwasser.

Drüben liegt Venedig.

IV.

Abends, wenn wir im Garten des kleinen chioggiotischen Gasthofs sitzen, oder bei zwei brennenden Kerzen auf dem Zimmer, tönt etwas Singendes, das auch in der Lustigkeit leise bebt.

Wir gehn dann auf und ab in der steingeplatteten Hauptstraße, die barhäuptigen Mädchen der Insel wandeln ruhig in der Abendkühle, schwarz das Schultertuch fazzoletto, schwarz der Rock, schwarz die Augen, schwarz das Haar.

(Und eine ferne Stimme ruft: Komm heran! komm heran, Tod.)

Die Stunden auf Dschosa

I.

Ein andres Jahr. Vier Meilen von Venedig liegt jene Insel im seligen, grünen, junilauen Adriatischen Meer. Immer noch. Auf dieser Insel sitz' ich.

Es ist Nacht; zwei Lichter brennen auf meinem Tisch; ich öffne das Fenster einen Augenblick, das wegen allerhand fliegenden Nachtgetiers geschlossen sein muß, — und sehe nach, wer im Nachbargarten zu zwei Violinen und einer Laute singt.

Nicht zu erkennen; denn über dem Gärtchen schwebt ein Baldachin. Er schützt am Tag die Menschen gegen die Sonne; behält Abends den Platz, weil er die saftig dicken Ranken von grau-rosa und weißen Mauern her an sich gezogen hat; der Baldachin ist mit den gemörtelten Grenzen des Gartens rankig verstrickt.

Wer unten singt, ist nicht zu erkennen.

II.

Olivenbäume, Platanen, Lorbeer, Weinspaliere, rotbraune Dächer, grüne Fensterläden, selbst in dieser Nacht ein zart hellblauer Himmel, das Ganze von jener zuversichtlichen Seligkeit und Ruhe, die ein Nachgeschmack des Paradieses ist. (Oder ein Vorgeschmack?)

III.

Nach einiger Zeit singt wieder eine männliche Stimme. Jetzt ohne Begleitung.

IV.

O kleine Balkons! Das Wort „süß“ paßt hier.

Ein Balkon ist genau so lang, wie das Fensterchen, vor dem er angebracht ward; keinen Zoll länger; kaum einen halben Meter tief; und besteht aus schlank anmutigen Säulchen. Hie und da ein komisch-edler Löwenkopf, nicht etwan in der Mitte, sondern unsymmetrisch (wie überhaupt alles in Venedig unsymmetrisch ist). Schiefes mit phantastischem Reiz.

V.

Die Nacht war gestern so weich und schwer, daß die beiden Lichter auf meinem chioggiotischen Tisch bald ausgelöscht wurden und ich aufs Bett sank.

VI.

Die Sonne liegt jetzt über der seltsamen Schifferinsel, ich gehe mit einem Freund hinüber an das selige, grüne, junilaue Adriatische Meer, wir steigen abermals hinein; und wenn das Wasser bis an den Hals reicht, heben wir nach Norden die Hand und sprechen:

Dort liegt Venedig.

Sturm in Venedig

I.

Regen. Heut ist, am Donnerstag, die große Lagune stürmisch und schlägt an die Steinfliesen der Piazzetta.

Gestern Nacht saß in den gedeckten Säulengängen des Dogenpalastes allerhand verlumptes Volk, zog sich in sich selbst zurück vor dem Winde, der über die Lagenstadt jagt. Vermummt schlüpfen sie über porigraue Marmorbrückchen, die Kapuze über den Kopf gehüllt, daß sie gleich dunklen Spitzsäulen, die zwischen fallenden Wassern tänzeln, ganz märchenhaft dahingehuscht sind.

Wenn man sie anspricht, haben sie nichts Koboldgleiches! Antworten mit adliger Sittenfeinheit, Bescheidenheit, stiller Einfachheit... in eben diesen nächtlichen Wetterschauern, wenn sie (wie dunkle Spitzsäulen) über die Brückchen irrlichteliren und in Seitengässeln auf schmalem Pfad am Wasser verschwinden.

II.

Um Mitternacht, als der Sturm recht drohend war, saßen die wassergewohnten Venezianer in mancher erleuchteten Weinschänke; in manchem ihrer kleinen Kaffeehäuser — inmitten von Straßen, die recht in Tiefdunkel starrten und von Wassern stärker, melancholischer durchrauscht wurden.

III.

Um Mitternacht fuhr ich ein Stück auf dem Cana-lazzo, bis zur Rialto-Brücke, am goldnen Haus vorüber, ca doro genannt, und am palazzo Vendramin vorbei, Wasserrauschen oben, unten; der Vendramin war klitschnaß; und in meinem Herzen lebte dennoch eine unsagbare Freude.

IV.

.....
Um Mitternacht ging ich durch einsame Gäßchen, deren Bewohner längst gestorben; durch schmale steinerne gestorbene Gäßchen; durch Gäßchen mit alt verrosteten Pfortegittern zum Durchgucken; durch Gäßchen mit verstummten Marmortieren, zerbröckelnden; über kleine, gequaderte, gestorbene Plätze mit drei Brunnen aus altem Marmor, mit einer jählings grauen Kirche von holder Liebkosegestalt.

(Und einmal sah ich im Vorbeischreiten, beim schmalen Durchblick in eine schmale Ferne, die Seufzerbrücke nächtlich schweben, — die fallenden Wasser weinten an ihr herab.)

Wieder Lagunensturm

I.

Es ist nun Morgen auf dem grünen, weiten, stürmischen Wasser. Der Blick schweift bis an jenen Punkt, wo die heller grünen Wogen des Adriatischen Meers hineinbranden. An die Piazzetta, an ihre Marmorquadern schlagen die Wellen; auf der schlanken Säule hoch brüllt der venezianisch geflügelte Löwe vor sich, die Augen weit geöffnet, der Schwanz peitscht die Lüfte.

Soviel Löwen wie hier sieht man nirgends in der Welt. Und alle geflügelt. Manche davon sind uralte zerfal-

lende Löwen, aus grauen Zeiten der Republik, Löwen mit komisch eingebognem Hintern, wehmütig-stolzem Gesicht.

(Sitzen auf dem Steiß, ihre Verkürztheit zeugt Mitgefühl. Sind heut friedliche Bewohner der friedlichen Provinz Venezien, der stillsten Italiens.)

II.

Vierzehn Tage bin ich hier, bald von Venedig nach der Insel Chioggia eilend, bald von der Insel im Abendschein gen Venedig über die Flut getragen. Jetzt bleib' ich in der Wasserstadt. Ich sehe vom Fenster die Kirche della Salute aus der Lagunenwelt steigend. Ich seh' das Sklavenufer entlang, ich seh' den goldnen Dogenpalast mit den weißen Säulen. Ich seh' den Campanile schmucksachenhold in den Himmel dringen. Ich seh' die Piazzetta, die palazzi, — und alles ist wie mit Perlmutter eingelegt auf einem altmodischen Portemonnaie aus den dreißiger Jahren, wie es bei uns im Haus lag, bevor ich in die Schule ging. Dies Portemonnaie war in einer Schublade, nachher in einem Fach des Mahagonispindes, Chiffonière benannt, neben silbernen Leuchtern, der silbernen Fischkelle, den Operngläsern; gehörte meiner Großmama, der feinsten alten Dame mit weißen Löckchen: Amalie Calé. Sie sang öfter das Lied „Hektors Abschied“, hatte Guitarre spielen gelernt, und ich entsinne mich, wie sie stets zu Beginn einen Fehler machte:

Will sich Hektor ewig von mir wenden.
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Petroklus gräßlich Opfer bringt?

Ich weiß nicht, woran es lag, daß meine Großmama Petroklus, und nie Patroklus sang.

Manchmal sang sie auch ein Lied: „O Maler, o mal' mir mein Liebchen, o mal' es so schön wie es ist; o male die lächelnden Grübchen; o Maler, vergiß es mir nicht.“

Sie besaß das Perlmutterportemonnaie. An ihr gütiges Gesicht werd' ich erinnert, wenn über Venedig Sonne scheint; wenn vor den Perlmutterssäulen, Perlmutterbogen der perlmutternen Paläste die Lagune perlmuttern glitzert.

III.

Bisweilen bin ich wieder in Chioggia. An einer stillen Ecke stand: *Onorate la memoria di Felice Cavallotti!* In schwarzer Ölfarbe war die Erinnerung an den Toten, lebenslänglichen Kirchenfeind, Dichter und Duellanten hingemalt . . . Auf dieser Fischerinsel kauf' ich bei einem Bänkelsang-Händler ein Cavallotti-Lied. Er hält am Sonntag Liebesweisen, Stücke der Göttlichen Komödie, Schauerballaden, Gesänge auf den afrikanischen Feldzug gegen Menelik feil. „*Il duello mortale di Felice Cavalotti, — canzone popolare novissima.*“ Tiefes Bedauern, daß Cavallotti, als er mit Macòla die Klinge maß, einen Stich in den Mund bekam, so daß sein edles Blut dahinfloß, was allen nur Schauer erwecken konnte. Es begann mit den Leier-Versen:

Cavallotti con Macòla
 La sua spada misurò;
 Ma la punta nella gola
 Per la bocca penetrò.
 Corre il sangue in larga vena,
 Cessa l'anima e il respir:
 A così tremenda scena
 Debbon tutti inorridir.
 D'Italia il bardo
 Forte e gagliardo
 Così finì
 L'ultimo dì.

Zum Schluß wies das dichtende Volk rechtens auf die Blödsinnigkeit des Duells. *Maledetto sia il duello; ein „dummes Laster“; eine brutta usanza.* Dann wieder klagend: *d'Italia il bardo . . .*

IV.

Man feierte das Fest des heiligen Fortunat und des heiligen Felix; Patrone der Insel Chioggia. Ein berühmter Tag; die Schiffer kehren aus entferntesten Gewässern heim, ihn mitzumachen (und ihre Gattinnen wieder zwei Tage lang zu küssen).

An diesem Fest hielt ein feiner und starker Pfaffe, die Auslese feinen Pfaffentums, vor den Chioggioten die Predigt. Er sprach nicht pfäffisch, nicht zeternd, sondern mit weicher, voller Kraft, ging auf und nieder, seine federnde Stimme war eindringlich, er sprach schlicht wie ein sonder Umschweif Gläubiger, zugleich mit der Überlegenheit eines seelenbannenden Sprechers.

War ein schöner, ernster Mann; gesunde, künstlerisch durchseelte Züge, aller abgestuften Wandlungen fähig.

V.

Mit diesen Mitteln zog er gegen die neuere Welt — und erklärte doch, er sei nicht gegen den Fortschritt, nur eins solle man ihm lassen: Gesù, Gesù, Gesù!

Die Kirche sei nicht freiheitsfeindlich, wolle die Wissenschaft auch nicht hemmen; die Kirche sei das Wahre; es gebe heut eitle, unsaubere Schriftsteller, doch die Chioggioten seien ein begünstigtes Volk, und er erzählte den Lebensgang ihrer zwei Heiligen, des heiligen Felix und des heiligen Fortunat.

Beide standen, Fortunat wie Felix, als Wachspuppen unterhalb der Kanzel, mit römischer Kriegsrüstung angetan, darunter mit wollenen Kleidchen, sehr handlich; und die Füße standen auf niedlichen Kanonenrohren, obschon die Zwei, Felix wie Fortunatus, zur Zeit des Kaisers Diocletian gelebt hatten, wo es Kanonen nur in verschwindend geringer Zahl gegeben hat.

VI.

Die chioggiotischen Schiffer, heimgekommen die Frau zu küssen, die Patrone zu ehren, horchten auf den poli-

tischen Pater; und ich dachte, daß Deutschlands Bühne nicht einen so bewegsam-dringlichen, nicht einen so aristokratisch-innigen Seelenzergliederer besitzt.

VII.

.....
Über die Brückchen fegt der feuchte Sturm. Ich schließe mein Tagebuch beim Schein zweier Lichter. Sind jetzt angezündet und auf zwei blaue hölzerne Heiligenleuchter gesteckt.

Ich hab' die Heiligenleuchter in der Via Garibaldi gekauft; noch einen Antonius von Padua. Er ist aus Holz und einem aufgeklebten Bild, recht einfach. Auch eine kleine Lampe gehört dazu, und ein Rosenkranz, und dann ein Gekreuzigter auf schwarzem Holz. Liegt alles zwischen den Leuchtern still.

Es stürmt über Venedig.

Demütiges San Lazzaro

I.

Der schönste Platz des Landes ist nach dem heiligen Apostel Markus genannt. Hier sitz ich und schreibe dies Tagebuch, Kunde zu bringen von der edelsten Stadt, von geliebten Bündeln zarter Porphyrsäulchen, von goldmatten Mosaiks, von marmornen Löwen, mit Flügeln an der Flanke nebst zwei glühenden Augen.

II.

Mitten in den nordischen Herbst hinein sollen diese Stunden erinnern an einen Frühling, an ewige Schönheit, an lindes Wasser des grünblauen Meeres; an dunkel verlorene Feuchtgassen mit sehnächtigen Häusern, an verschollene Paläste mit zersprungenem Glanz; an steinerne Flutkirchen; an ein dunkles, entzückendes Mädchen im dunklen Schultertuch; an Gondeln; an

gesänftigten Rausch; an alte Bilder Tizians; an die Himmelfahrt Mariä mit hundert süßen, saftstrotzenden, schalkhaften Bengelknaben oder Kinderseelen; an die weltliche Schönheit dieser holden Venezianerin, die er „Maria“ zu nennen geruht; auch an Madonnen des Bellini, über die Maßen anmutvoll — still-ahnungslose Torheit in den ernstesten Kinderaugen, als wären sie sitzen gelassen worden.

III.

Ich fuhr neulich über die Lagune zu den armenischen Mönchen. Nach San Lazzaro. Die Insel herbergt nichts als ihr Kloster.

Sie tragen lange Bärte, schwarze Bischofsmützen, schwarze wallende Gewänder. Sie feierten in diesen Tagen ein Fest.

Die Sonne war im Untergehn, da brachte die Gondel uns hinüber. Die große, weite, schwermutvolle (bald dunkle, bald rosa-silbernde) Lagune — mit einem Mal brannte sie in rotem überirdischem Glanz . . . dann sanken die Schatten auf sie.

IV.

Als wir ankamen, lag eine Barke vor dem Klosterthor, wir mußten sie überklettern, stiegen auf die tief ins Wasser gehenden Marmorstufen, traten unter die Pforte. Sahen in den Kreuzgängen, die einen grünen Garten umgrenzten, schwarze Gestalten festlich hin- und hereilen; Halbdunkel über den Gängen, über dem abendlichen Garten, über den inneren Treppen.

Ich trat zu einem der umschatteten Männer und fragte sacht, ob uns zu so später Stunde noch erlaubt sei, in das Klosterhaus zu treten. Der Priester, ein starker, hoher Mann von fünfzig Jahren, rief mit ruhiger Freundlichkeit einen jüngeren — und trug ihm auf, uns alles zu zeigen.

V.

Die Armenier werden unterdrückt; von zwei Seiten geknechtet. Und weil sie heimatlos sind, wollten sie eine Heimat errichten auf einer Insel in den Lagunen; Zufluchtsstätte für jeden, der ihre Sprache spricht; von wo aus der weiten Welt er immer kommt.

Fünzig Priester wirken hier; für Das, was dem Vater aller Armenier im Himmel zukommt; zugleich für das Wohl ihres geschundenen Volks auf Erden.

Haben in Venedig eine Schule für die kleinen Armenier aufgemacht, so gewillt sind, ihr Werk auf der Insel dereinst fortzusetzen.

Vielleicht schlägt, fern oder nah, die Stunde der Erlösung, des Jubels. In Erwartung des großen Tages, wo sie, Mißhandelte, ihrer Wunden vergessen, einer die narbenbedeckte Hand des andern packt — in Erwartung dieses großen Tages bewirteten sie an jenem Abend die Schüler, die man aus Venedig herübergeholt: mit Fleisch und Fisch und süßem Wein.

Und in dem abendlich schönen Klostergarten hatten sie billige Papierlampeln aufgehängt. Auch neben die Glocken ihres Turms. Und eilten geschäftig hin und her: die Lichtlein anzustecken.

VI.

Noch aber lag alles im Dunkel, als uns der Priester umherführte, — nur ein einziger Raum war hell: die Klosterkirche hinter dem Kreuzgang. Diese Tür öffnete plötzlich unser Führer, . . . wir standen inmitten des Glanzes.

Umsummt und umrauscht von den Gesängen alter Männer.

Und wir sahen zwei mit weißen, lang niederhängenden Bärten, Hundertjährige schier, die vorn am Altar vor den dick schwälenden Kerzen würdig, in innerster Ergriffenheit sich beugten, sich drehten . . . und Maria,

gebenedeite Mutter des Erlösers, mit gebrochener Stimme priesen aus tiefster Brust.

Machten dabei mit den Armen so wohlanständig-bescheidene, zugleich doch so innige Geberden, daß man auf sie hätte zugehn mögen und sprechen:

„Mein lieber, kleiner, guter, ehrwürdiger betagter Vater, ich wünsche: daß Du noch eine große letzte Seligkeit, eine himmlische Freude des Herzens erfahren mögest auf dieser Welt; und laß es Dir sehr, sehr, aber sehr gut gehn die paar Jahre!“

(So wollte man sprechen.)

VII.

Als wir in Finsternis die Insel verließen, wendeten unsre Ruderer das schwarzbeschlagene Fahrzeug, da es schon ganz von melancholischen Schauern dieser weiten, trauervollen, unsterblich holden Wasserflut umhüllt war, noch einmal nach der Richtung der verlassenen Insel San Lazzaro.

Und jetzt leuchteten in rotem und dunkelviolettem Schein der Turm und die Luft über dem Klostergarten wie ein bescheiden-sehnsüchtiges Fanal.

Und wir wußten: jetzt schmausten dort den einfachen, vaterländischen Jubelschmaus die Greise und die Knaben eines zerschlagenen Volkes.

Ein Gruß ging hinüber durch die Finsternis.

Der neue Campanile

I.

Campanile! Campanile!
„Auferstanden!“ (jubeln viele);
„Ruderscht du vor die Piazzetta,
Wirkt der Eindruck jetzt viel netta.“

II.

Prächtiger Platz, mit Bogen, Zacken,
Platz, auf dem die Tauben . . . hacken.
Weil man ihnen Erbsen streut.
(Und sie hacken stets erneut).

III.

„Horch! Die Campanile-Glocken!“
Pirna macht sich auf die Socken.
Herrlich an der Adria
Liegt das Café Quadri! Ja!

Lehrerinnen, säck'sche Grazien,
Sitzen vor den Procurazien — —
Wo das blonde Frauensbild
„Ober! einen Wääärmuth!!“ brüllt.

Caput II

HESPERISCH

Der Fuhrmann am Gardasee

I.

Wir saßen, meine Mutter und ich, abends am dunklen Wasser, das bei Sternenschein an den Fels schlug. In Erquickern löste sich alles. Wenn ein Luftzug kam, war es wie Erinnerung an verdunstete Glut.

Wie tranken ruhsam den leichten und vollen Goldwein dieser Gegend. Der Glockenturm des dunklen Städtchens ragte drüben in die Luft; das erleuchtet altväterische Zifferblatt strahlte dahin über mild bestrahlte Nachtflut.

II.

Die Wirtin kam ins Freie; sie trat an unsren Tisch. Sie stellte sich nach den ersten italienischen Worten als Innsbruckerin heraus. Einundzwanzig Jahr alt, drei Jahre schon verheiratet; von der harmlosen Anmut österreichischer Frauen aus den Alpenstädten. Ihr zartes Mädchengesicht sah fromm unter herumgelegten Zöpfen in die Welt.

Sie guckte nach der Windlampe auf unsrem Tisch; begann hernach kindlich allerhand zu erzählen. Sie versicherte meiner Mutter, trotz aller Schönheit des Landes habe sie Verlangen, unaufhörlich, nach Innsbruck. Sie liebe die Italiener nicht — obwohl ihr Mann, alles was wahr ist, sie gut behandle. Sie wolle

nicht klagen. G'sund seien sie auch alle zwei. Gott sei Dank.

III.

Dann erzählte sie Mordsgeschichten von der verstorbenen Mutter des Manns. Eine alte, eine richtige Italienerin! Ausg'standen habe sie von ihr. Die Alte besaß ein großes Gaschthaus, betrank sich jeden Abend, gab der Schwiegertochter nichts zu essen, und einmal hat sie die junge Frau vor zweihundert Gästen z'sammeng'schumpfen und ihr eine Watschen 'geben.

Nach dem Tode der Alten ging es besser. Trotzdem — Italiener! Ihre einzige Freundin in dieser kleinen Stadt, aus der Lombardei stammende Bürgersfrau, hatte kürzlich Namenstag und sie zu einer Wagenpartie eingeladen. Auf der Partie aber ließ das Geburtstagskind in einem Wirtshaus das Teuerste, Beste vorfahren, ohne zahlen zu können; sie selbst, der Gascht, mußte alles bezahlen. „Die G'schicht' hat mich über zehn Gulden gekoschtet,“ sagte sie schmerzbewegt.

Das alles erzählte sie mit einem leisen, stillen Liebreiz und mit einem Anflug jener furchtbaren Dummheit, welche den Tirolern so häufig nachgerühmt wird.

IV.

Als ich, sechs Jahre früher, zum ersten Mal auf dem Gardasee fuhr, summten in der Luft selig die Liedworte „Kennst du das Land . . .?“ in Beethovens Melodie.

Jetzt erneute sich der Zauber. Waschblau die Flut. Man schwört: wenn ich vom Fahrzeug die Hand ins Wasser stecke, kommt sie waschblau heraus. Aber sie kommt weiß heraus.

(Das griechische Küstenmeer zwischen Patras und Korfu schäumt ebenso dunkelblau, nein, dunkler blau, — und es hat, ha, noch salziges Wasser! Italien ist:

Hellas für Unbemittelte. Taormina: Ersatz für die Akropolis. Wie der Königssee ein verbilligter Fjord ist.)

V.

Felsen steigen braun aus diesem italischen See. Man beugt sich zurück, auf ihre Höhe sehn zu können — weil da oben Kirchen, Häuser, Dörfer sind. Bloß eben hingekleckst, am Rand. Daß die ja nicht in den See fallen!

Wenn der Wind weht, — — wir fangen ein paar Kirchlein . . . als Mitbringsel, Mutterle!

VI.

Wo die Zitronen blühen, sind Marmorpfeiler am Fels-
gestad. Ganze Reihen. Schimmernde Pfeiler. Steigen
amphitheatralisch und machen einen recht antiken
Eindruck.

(Das dunkelgrüne Laub sticht von diesem Weiß ab;
halb geduckt hängen mattgelbe Limonen; manche
noch grünlich, aber von einem helleren Grün als die
dichten Blätter.)

Gelbgrün runde Früchte schmiegen sich in einer
dunkelgrünen Wirrnis, die Marmorpfeiler gleißen in
der Sonne, blaue Wellen schlagen an den Strand. Es
ist, wenn man es recht erwägt, im Grunde genommen
ohne weitere Umschweife sozusagen blödsinnig hübsch.

VII.

In Gargnano verließen wir das Schifflein.

Die Sonne brennt. Wir steigen; diese Orte mit
Orangen- und Zitronenwäldern liegen ja terrassig.

Ich kriege schreitend einen Kerl an, der mit ver-
kniffenen Augen, faul und mißtrauisch und schweigsam
seinen Weg hinansteigt. Ob er uns in einen der großen
ummauerten Zitronengärten führen könne.

Er lächelt, zieht einen Schlüssel aus der Tasche und
nickt. Er ist der Gärtner von einem.

Nach fünf Minuten öffnet er in der alten Steinmauer ein altes Tor. Der Garten geht hinauf, hinauf, immer hinauf.

Alles glänzt von Marmorfeilern, alles glüht von reifenden Früchten; von tiefen, brennenden Blätterfarben.

Der Mann lächelt; zeigt auf schlanke Stämme dort: im Geäst hängen Hunderte von Limonen. Krankgewordene Früchte liegen herum. Die Bäume sind empfindlich, müssen in der Gesundheit behütet werden.

Der Gärtner pflückt uns Früchte, von jeder Art, wie wir lustig sind: gelbe, grüne, zwitterfarbige, faustgroße, niedlich-kleine. (Pomeränzchen, gleich einer Kirsche.) Der Mann läßt uns die Wahl.

„Wollen Sie uns Früchte verkaufen?“ — „Verkaufen? Nein! . . . Schenken? Ja!“ Mit zwinkernder Anmut.

Er führt uns in den Olivengarten. Sagt nicht viel; nur zeitweilig, bei Stücken von unerhörter Fruchtbarkeit, dreht er sich triumphierend um; eine Handbewegung: als ob er der Urheber dieses Naturspiels wäre.

Geht stolz weiter.

VIII.

.....
Auf den Oliven zirpten die Grillen. Am Ufer dieses blauen Felsensees ist hoch in den Stein eine waghalsige Fahrstraße gesprengt.

Da geht man spazieren in der Morgensonne, drunten liegt irgend was Unwahrscheinliches.

Hier auf graugrünen Olivenbäumen zirpen millionenstimmig die Grillen. Sommerlicher Lebensruf, riesenhaft und lieblich. (Den ganzen lieben langen Sommer tun diese vereinigten Zentral-Grillengenossenschaften nichts andres, als sich heiser zu singen . . . und aus voller Männerbrust die Schönheit zu rühmen. Ich müßte das auch.)

Oleander hoch wie eine Mauer.

Kakteen mit fetten, triefend langen Stachelblättern, Myrthe; gibt es nur halbsoviel Jungfern in meinem Vaterland?

IX.

Auf der Steinbrüstung, an der Fahrstraße, turmhoch über dem blauen Traumgewässer, liegt eine halbmeterlange, fette, leuchtgrüne Eidechse, am Vormittag. Kitschig in einer Barke fährt ein Fischer vorbei, in seinem Bauerndialekt singt er eine langgezogene Melodie, so an den Felswänden emporhallt, die Eidechse hebt wahrhaftig den Kopf und horcht. Wie sie da so in der Sonne blinzelt, das wunderschöne gesunde Vieh —.

X.

... Herrlich, oben hoch im offenen Einspanner entlangzujagen, bis in den sinkenden Abend. Von Gargnano bis in die stille Bucht von Salò.

Herrlich, bei dämmerndem Morgen in solchem Wäglein etliche Meilen abermals zu durchfliegen. Durch Dörfer zu sausen, die am hohen Ufer hingelagert sind. In den See zu blicken. Mit der Hand nach etwelchem glühenden Gezweig zu haschen.

XI.

Den Hut schief auf dem Kopfe, sitzt Nachmittags der Fuhrmann oder vetturino vor uns auf dem Bock. Knallt mit der Peitsche, raucht, — in schiefem Winkel die endlos dünne Zigarre zwischen den Zähnen. Stramm sitzt er da.

Wenn ich nicht ein deutscher Schriftsteller wäre, welches von allen Berufen zweifellos der schönste ist, möcht' ich so ein Vetturin sein. Lebt in guter Luft, kennt den Weg, und bezweifelt nichts.

So oft er mit uns in ein Dorf einfährt, rennen die Frauen und Mädels an die Fenster. Manche grüßen ihn wohlgefällig, ein Fuhrmannsberuf ist sehr was Schönes,

eine wirft eine Handvoll Blumen herab, welche am linken Hinterschenkel des Rosses niedergleiten und überfahren werden. Der Vetturin lächelt. Knallt mit der Peitsche. „Via, via“ ruft er, was auf Deutsch „Vorwärts“ oder „hü“ heißt.

Leser, ein Fuhrmann wie der möcht' ich sein. Und mitten in das Leuchtende wollt ich rufen, vom Wind umweht, von Zweigen gestreift, von Augen gegrüßt:
Via! Via! Via! Via!

(Wenn ich nicht Schriftsteller wäre!)

Die Schönheitsinseln

Mercede

I.

Ich wollte nach den Borromäischen Inseln reisen, die Jean Paul beschrieben hat. Ich steckte den „Titan“ ein, so heißt das Buch, und fuhr nach Süden.

Jetzt haus' ich auf den Inseln der Schönheit. Bin heut Nacht der einzige Fremde hier. Die erste heißt Mutterinsel, die andere heißt Fischerinsel, die dritte heißt Schönheitsinsel. Die dritte bewohn' ich.

Alle drei waren ehemals nackte Felsen, aus der Flut starrend. Da ließ ein Graf Borromeo sie mit Erde bedecken, vor drittelhalb Jahrhunderten. So entsproß eine Blühnis.

Um mich strahlt es: mit hängenden Gärten, seltenen Düften, absonderlichen Blumen und einem Traum-schlöble; leuchtend schwimmt alles im Frühlingssee; schlechthin lago maggiore genannt.

II.

Tot bist Du, Carlo Borromeo. Auch du, Vitaliano; und dein Bruder Kardinal; ihr schlaft in rostender Stille.

Doch eure Inseln blühen fort; der Enkel besitzt sie, Graf Borromeo; gestern saß er beim Frühstück hier, mit seiner vierzehnjährigen Tochter. War von Mailand herübergekommen, wollte wohl Gewißheit, ob die Schönheitsinsel noch vorhanden. (Wär' ich der Besitzer, mir träumte manchmal, sie sei schweigend in den See gesunken, weil sie zu schön ist. Oder habe sich, als ein ausgemachtes Wundereiland, in die Lüfte gehoben — und sei davongeschwebt.)

III.

Davongeschwebt mit der dunklen Mauer, die aus der Flut steigt. Cypressen stehn daran, fünf Stock hoch; totenhaft, feierlich — Wächter des großen Südens; Ewigkeitsposten.

Aus dem Fels langen Agaven ins grünblaue Wasser. In Zitronengärten, in dicken Kamelienbüschen singen die Vögel. Und himmelsfern lugen Gipfel, vergletschert und furchtbar, hinab in die Seligkeit.

Das ist die Schönheitsinsel oder *isola bella*.

IV.

Drei Tage bin ich nun hier. Nicht vierzig Familien wohnen auf der Insel. Die Häuser übereinandergeklebt. In hundert Sekunden wäre die Länge der Insel abzuschreiten, — wenn der seltsame Bau nicht eben terrassenförmig in die Luft stiege.

Die Väter gehn auf den Fischfang. Die Töchter sitzen unter freiem Himmel; flicken Hemden, verkaufen geflochtene Kleinigkeiten, wenn ein Schiff anlegt.

Am Abend stehn sie mitsammen zwischen den Gärten an der Mauer; schwatzen, gucken über die Flut und singen.

Die schönste heißt Mercede Varesi; achtzehneinhalb, großgewachsen, gebräunte Züge. Augen wie dunkler Stahl, mit langen Wimpern; und blondes Haar.

Sie schrieb ihren Namen mit eigner Hand in mein

Tagebuch, eifrig und lächelnd: „Mer . . . ce . . . de
Va . . . re . . . si.“

V.

Alle sträuben sich, die Insel zu verlassen. Eine der Töchter hat nach Arona geheiratet, einem reizenden Ort am südlichen Ufer. Die Schwestern sagen, daß sie es jeden Tag bedauert. Sie erklären ausdrücklich: nur auf dieser Insel sei es schön.

Die Venezianerinnen haben eine feine Melancholie, — die Töchter von der Schönheitsinsel weben ganz in holder Zuversicht.

Die Familien trinken selbstgebauten Wein. Jede hat am Uferberg drüben ein paar Stöcke, hinreichend für den Verbrauch des ganzen Jahres.

Zwischen die Vogelnester ist ein Bethaus geklebt. Auf den Bergen ruht Wunderglanz; Abendschein auf der Flut. Ein kleiner Priester trommelt eben die Kinder zusammen. Im Innern ein Leuchtfleck von der roten Lampe, sonst Finsternis. Und im Dunkel beginnt es zu summen: . . . gratia plena . . . benedicta tu in mulieribus . . . nunc in tenore mortis nostri . . . ora pro nobis peccatoribus . . .

Im ganzen hat die Insel drei Kirchen. Die Zahl der Einwohner beträgt hundertsechzig.

VI.

Heute war ich wieder im Schloß. Es erscheint jedesmal festlicher, mit seinen Marmortreppen, mit Mosaiksälen voll alter Krystalle, mit verlassenen Balustraden.

Es hat Fernblicke durch kühl schweisgasse Gänge auf bläuliches Wasser, blauen Himmel, — am Ende des Gangs steht ein Marmorbild zwischen der Dämmeris des Innern und dem leuchtenden Luftmeer.

Galerien, die über die Flut hängen. Geheimnisvolle Türen. Magische Seitengemächer, still beleuchtet. Ein unterirdisches Geschoß, stalaktitgewölbt.

Oben Prunkhallen; geschnitzte Herrlichkeit vergangener Jahrhunderte; Alabaster aus verschollener Zeit; alt-edle Saiteninstrumente; Mauerkästen von dunklem Elfenbein. Andenken, verwitternde.

Seltsames Wappengetier; immer aufs neue das Einhorn als das borromeische Sinnbild: ein stolzes Pferd, auf der Stirn das lange, einzige Stoßgeweih, damit es einen Löwen durchbohrt. . .

Kostbare Wandbehänge. Unter Gemälden fünfzig Naturstücke des Holländers Molyn, den man „Ritter Sturm“ genannt hat oder cavaliere Tempesta.

Bei einer Sünderin des Veronese mach' ich jedesmal Halt. Auch vor dem nachgedunkelten Männerkopf eines Unbekannten.

Von den Wänden grüßt die Zeit. Aus den Möbeln wieder. Auf dem abseitigen Lager dort schlief die Königin von Britannien. Tut ihr kein Zahn mehr weh. Im himmlischen Himmelbett wälzte sich vor Marengo der Korse. Liegt mäuschenstill — im Invalidendom.

VII.

Es wachsen Märchenbäume draußen. In Höhen und Tiefen duftet es. Am schwersten, süßesten ein Geruch von goldgelb hohen Wolken blühender Mimosen; Bäume sind es, die über den See funkeln, mit niederfließendem Gezweig; jedes schlankfeine Blatt aus hundert schlankfeineren Blättchen gebildet; daneben strahlend-selig gelbe Duftkugeln.

Es gibt Magnolien, haushoch. Kamelienstämme, wie ein Wunderregen vom Manzanillobaum roten und weißen Überschwang verströmend.

Absonderliche Sträucher auch, wo die Blume mitten auf dem Blatt wächst; sie heißen ruscus.

Dann Veilchen, sozusagen ausgelassen, haufenweis, nicht mehr im Verborgenen blühend. Sehnsüchtig betörender Duft von weißen Daphnebüschen. Schim-

mernde Gloria der rosa Pfirsichblüten. Lorbeerbäume, dreihundertjährig, weit und hoch wie Paläste.

Und das dunkle Meer der Myrten, gleich einer Flut gestaut unter den Orangengärten.

Indiens dämonische Grüße; der Osten ruft; die Tropen winken. In dieser Luft gedeiht der Teestrauch. Ein alter Blätterriese schickt Kamphergeruch wie tausend norddeutsche Kleiderschränke... Ha, auch die Aloe sprießt aus dem Höhlendämmer.

(Und eine wüst-gewaltige Libanonceder, dieser Eichbaum der Semiten, gurgelt Psalmen zu Adonai.)

VIII.

Säulen auch hier; verborgene Gänge; verwittertes Gebild; schwebende Brüstungen; steinerne Ungeheuer; weiße Pfauen, jäh emporflatternd; tief umspinnene Wirrnis seltsam verschachtelter Terrassen, bald voll holden Mosaiks, bald brutal felsig und roh, rätselhafter sich versteigend, auf der letzten Höhe wieder das mystische Tier, das Einhorn — und alles schwimmt mit Duft und Vogelsang im See.

IX.

— — — — —
Hätt'st Du es erblicken können, Jean Paul! Du hast es nur beschrieben; nie gesehn.

Wie der arme Schiller nicht in Wilhelm Tells Land gekommen ist: so trugen Dich allein die Fittiche Deines glühenden Herzens auf die Inseln der Borromäer.

Aus fernen Berichten träumtest Du Dir alles zusammen; (und so machst Du ein „Eichhorn“ aus dem Einhorn. Was tut es!)

Feierklänge rauschen auf bei Deinem Namen. Großer unergründlicher Jean Paul, Herrlicher unter den Deutschen! Die Stunde für Deine Erkenntnis wird schlagen. Heut ist 1901. Mit ausgestrecktem Arm, den Blick in tiefem Glanze, stehst Du in der Welt, lächelnd und schmerzlich und sehnsuchtsvoll.

Die Sehnsucht schrieb Dein Buch, wie Deine Bücher alle.

Dein junger Albano fährt mit verbundenen Augen ins Jugendland, — es „stellte Dian, ein Grieche von Geburt und ein Künstler, welcher Isola bella und Isola madre öfters umschiffte und nachgezeichnet hatte, ihm diese Prachtkegel der Natur in feurigen Gemälden näher vor die Seele“. Sie fahren, bis die Lerchen sich in den Gesang der Ruderleute mengen. Dann kommt ein Augenblick, wo der Träumer oben steht auf der zehnten Terrasse und hinübersieht. Albanos umschleiertes Herz leuchtet auf, als „sich Fasanen von der Madre-Insel in die Wellen warfen“; (selbst ein trockner Begleiter huldigt diesem Anblick und zog ihn „einigen Tempestas im borromeischen Palaste bei weitem vor“.) Hier soll Albano Ruhe finden, unter den „Blüten des welschen Frühlings“. Und er wird ein gerechter Herrscher sein.

Du aber, Jean Paul, träumst: „Ich wüßte einem Menschen, den ich lieb habe, nichts Schöneres zu wünschen, als eine Mutter, eine Schwester, drei Jahre Beisammenleben auf Isola bella, und dann im zwanzigsten eine Morgenstunde, wo er auf dem Eden-Eiland aussteigt und alles dieses mit dem Auge und der Erinnerung auf einmal genießend umfängt.“

X.

.....
Während ich schreibe, steht das Fenster offen. Die Erde dampft vom Regen. Am Spätnachmittag fuhr ich wieder nach der Mutterinsel und kam vor einer Stunde zurück. Sie ruht paradiesisch, im Schläfe der Verlassenheit. Nur vier Gärtner bewohnen sie heut.

Das Fenster steht offen. Neben mir duften die paar Zweige, die ich mitgebracht. Der schönste hat sich über den „Titan“ gelegt.

Roma

I.

Während ich auf dem Mittelmeer (unter Verwendung eines kroatischen Fahrzeugs) zwischen der Vesuvstadt und dem französischen Ort Marseille woge, schwanke, gleite, schwebe, wackle, fliege, will ich das Gedenken feiern an Gegessenes. Schlllff!

Vorher das Gedenken eines merkwürdigen Augenblicks. Ich fuhr in einem kleinen Wagen durch Rom, sah das Getümmel, rollte hinauf und in die Tiefen; erwog, daß ich dies alles neun volle Jahre nicht gesehen . . . und erblickte plötzlich einen Straßennamen, der sich mir ins Herz grub.

Er war: Via della consolazione; auf deutsch: Gasse des Trostes . . . Mancher wird lachen und nicht wissen, was man daran finden kann. Aber Manche werden es trotzdem wissen. Im Jagen durch die Welt sieht man irgendwo, jählings, an einer Ecke, den Beginn eines verborgenen Pfads — daran geschrieben steht: Gasse des Trostes.

(Noch brauch ich dich nicht; bleib, wo du liegst, — schnarch' im Dunkel!)

Kutscher, vorwärts!

II.

Was nun dies in Rom Gegessene betrifft: so kam es nach einer liebhaberisch zerkochten Artischocke. Es trug sich an einem festlich einsamen kleinen Tisch einer schmucklosen, mit Kennern rechnenden Kneipe zu. Die Räume sind keine Hallen; bloß ein paar abendliche Zimmer . . . mit weißgedeckt verborgenen Tischen wie aus entschwebter Zeit. Jedes Gericht besonders fertig gemacht, es gibt gewiß keine Riesenkessel, aus denen alles mit der Kelle geholt wird . . . Nach einer

Artischocke, salsa bianca, (der schwierige Punkt bei einer Artischocke bleibt, sie meisterhaft zu zerkochen) kam das Beste.

III.

Es war ein gâteau all' arancia, — somit ein Pomeranzenkuchen. Orangenhaut war verwendet, nicht etwa zu einem Mus flüssig gemacht: sondern folgendes begab sich. Ein süß zerrinnender Teig war übergossen mit ihr, die zu einem ganz scharfen, beißend durstig-machenden Strom gewandelt war . . . und oben drin steckten höllenschwarze Kirschen; derart, daß all dies Wesen in einem scharfen Duft von unbeschreiblicher Kraft zum Himmel stieg.

Ich aß, weil ich morgen abreisen wollte, des Vorrats wegen drei Stück.

IV.

Wandelte dann durch die Straßen; mein Odem zerschnitt Steine. Bei jedem Wort entglitt eine Baumschule von Pomeranzen, auf den Umfang eines Fingerhutes zusammengedrängt, — und im Traum dieser Nacht hielt ich meinen Leib für Johann Maria Farina, gegenüber dem Jülichsplatz.

Schlulllff . . .!

V.

Was mir von unwichtigeren Dingen aufsteigt, ist folgendes. Alle diese romanischen Völker, alle diese Menschen, die man hier trifft, die Einzelnen wie die Herde, scheinen zu murmeln: ich verschnaufe.

Die Altvorderen haben viel getan. Die Enkel klimmen ins Altenteil. Die Nordvölker (lange nicht so angenehm sind sie) machen das Rennen. Willen haben die Nordvölker noch, die Südvölker wenig. Die Franzosen stehen köstlich in der Mitte, sind scharf, imperialistisch, wallungsvoll, — doch jeder ist so selbständigklug, daß er zu Taten im Glied, im Schwarm, von den Antreibern kaum noch verwendbar wird; sie lassen sich

als Kanonenfutter nicht gern brauchen. Hier sind keine Gehorsamsmenschen mehr: weil sich alle zu urteilen gewöhnt haben.

(Die Todesbereitschaft fehlt, wo die Kritik erblüht ist; ecco.)

Es wird das Schicksal dieser Lateinvölker sein, eines Tags aufgekauft zu werden. Ihr Käufer wird angelsächsisches Blut haben; mag er diesseits des Wassers, mag er jenseits wohnen. Die Angelgermanen besuchen und lieben dieses Land: bevor sie es enteignen.

VI.

Oder wird es von der Slawenschaft überklettert? erstickt in einem wilden Miau? Der Serbe kommt. Ich sehe das . . .

In die Mark der Adlig-Matten
(Die verfeinte Fasern hatten,
Hohes Blut und edle Knochen)
Sind die Katzen eingebrochen.

Johlen, jubeln, jaulen, juchzen,
Schwingen Schwänze, schlenkern, schluchzen,
Kreischen Sieg und trommeln Krach,
Sitzen selig auf dem Dach.

Auf dem Dachfirst, welch ein Summ,
Quarren, Mauzen, Schweifgebumm;
Durch den Welt-Sarmatengau
Singt es satt und süß: Miau!

Der Serbe kommt. Leb' wohl, Italien . . . (Was haben die Römer davon gehabt, daß sie Römer waren?)

VII.

Ich forsche hier, wo das Herz Hesperiens lag. Mich dünkt, am Palatin von Rom. Von dort sah man zu den Sabinerbergen; über das Forum . . . Kern der Frucht!

Man stelle sich auf den Palatin . . . und stelle sich auf die Akropolis: so hat man den Unterschied zwischen einem Stamm von nüchtern-feurigen Eroberern und

einem Stamm salzvoller Fröhkünstler. Vom Palatin erblickt man: die nette, nicht ins Unendliche schweifende Landschaft. Von der Akropolis erblickt man: selige See mit seligen Inseln, seligen Buchten; Wunderland in Morgenfrische.

Vor den Sabinerbergen wuchs das Kolonialvolk; vor den kykladischen Inseln ein Geistervolk, das heute noch lebt, — das nach dem Sterben wie ein Ariel heiter durch die Welt zieht, . . . während die Römer wirklich mausetot sind.

VIII.

Die Sabinerberge sind erblaßt vor einem verfallenen Ding mit Rosen und Kaskaden.

An den Kaskaden sah ich drei Mädels Wäsche waschen. In allen Ländern locken mich waschende Frauen. Lebenslänglich sollte man sie schildern . . . wie jemand bloß ein Kuhmaler ist.

IX.

Nachher legten sie die Wäsche schier auf ein Brett, bedeckten das Haupt mit einem zusammengeringelten Wäschestück, luden hierdrauf das Brett und wandelten so, die Arme in die Hüften gestemmt, aufrecht und vorsichtig, die verfallene Treppe hinan, die von den Springteichen hochführt. Und ich sahe, daß sie zugleich voll und schlank waren. Zugleich wundersam schwerwandelnd. Dabei sehr schwarz. Ein Rabe glänzt, . . . sie jedoch waren trocken-schwarz; verbrannt-schwarz. Die eine zählte siebzehn Jahre, war aber die vollste, zugleich schlankste — und die nachtschwärzeste. Und schritt wie ein Reitersmann. Und wendete sich, wo der Treppenweg die Biegung macht, noch einmal um . . . und lachte noch einmal.

X.

Dies insgesamt war mir nicht unwillkommen.

Ich warf den Blick auf die Berge . . . (von denen

einstens die Römer sich ihr Hauskreuz holten, raubten, wegschleppten, — wär ich damals auf der Welt gewesen, ich hätte die Siebzehnjährige gepackt).

Teutones in pace

I.

Es ist 1899. Herr Pecci, der Papst, liegt im Sterben. Abermals meldet sich die besondere Magie jener Stätte, wo der alte Mann, glaubensstark von Berufs wegen, im Bett ringt . . . und durchaus nicht ins Paradies kommen will. Er will halt nicht.

II.

Seitlich von der Peterskirche erhebt sich was, — zwischen gelb und braun und rötlich schwankend; mit vielen Fenstern; fast zurückgezogen und versteckt, ja man könnte sagen: auf der Lauer liegend. Das ist der Vatikan.

Geistigste Festung; ohne jedes Abzeichen des Kriegs.

Die schweigsamen Fenster schielen vor, wenn man der Grabstätte des Petrus, über die Michelangelo seine Kuppel wölbte, mit aufgerissenen, zugleich enttäuschten Augen naht.

Über dieser ganzen Stadt liegt Blutdunst. Die Römer und die Päpste haben hier gehaust, hintereinander zwei Jahrtausende. Die Römer: die Bluthunde. Die Päpste: die Blutkater. Golgatha, Golgatha!

Am Morgen sieht man erschüttert den Gigantenbau, wo Rom die Christen losgelassenen Bestien vorwarf zum Vergnügen der Einwohner; und am Abend (am ersten Abend, den ein Deutscher in Rom verbringt) sitzt man draußen auf den Stufen des Vatikans; hinter diesen Mauern wohnt ja die zweite Macht; welche das alte

Raubtier Rom beerbt; von hier wird — nein, wurde die Welt regiert.

Der Unkriegerische umzaubert von hier die Gemüter, bis nach Australien.

III.

Auf den Stufen des Vatikans sitzt man mit zusammengeschnürter Kehle; halb in Verzweiflung über das Nutzlose des weiten Menschheitsgeschicks — obschon dieses Papsttum einen Fortschritt bedeutet wider die Völkerwanderungsbestien.

Man stürzt los und läßt sich, wie zur Befreiung vom Seelenkrampf, durch zwei flinke Rößlein wegführen aus diesem scheintoten Stadtteil mit verschlafenen Säulen; springt hernach aus dem Wagen auf einen abendlichen, einen stürmisch belebten Platz, wo vor den Cafés heutige Menschen wimmeln und Zeitungshändler brüllen.

Der eine schreit: „L’Avanti! l’Avanti! l’Avanti!“ Das ist sozialistisch. Man stürzt auf ihn los. Grade dies Blatt muß es sein, — in diesem Augenblick. Erlösung!

(Und wenn man’s überflogen hat; wenn das Herz von dem unsäglichen Sturm der niederschmetternden, einzigen Stadt nur ein wenig zur Ruhe kam, dann drängt sich gleich die notwendige Frage auf: und die nächste Macht? Wann beginnt sie? Auch diese Weltmacht war die letzte nicht.)

IV.

Der Canossagänger Heinrich fraß den Groll hinunter; hoffte Rache von der Zukunft Deutschlands. Bismarck? Schon frohlockte Preußen. (Die evangelischen Superintendenten und Konsistorialräte — die nicht Priester, sondern Beamte sind; Gottbürokraten).

Doch der derbe Emporkömmling mit dem Slawen-

haupt konnte gegen eingesessene Jahrtausendmacht nicht an. Focht mit einem überlegenen Gespenst. Hieb in die Luft — Bismarck zog mit Beulen ab.

V.

Diese Macht kann nicht durch einen Mann gestürzt: sie kann bloß durch eine Bewegung abgelöst werden.

Ablösung und Auflösung.

Am Organisiergeschick der römischen Kirche hat noch niemand gezweifelt; man soll sie organisieren lassen; zum Schluß nimmt man ihr die Sorge mit einem kräftigen Händedruck des Dankes ab . . .

Die Italiener blicken auf diesem Feld weiter als wir. Der Pfaffe Don Albertario, der mit Aufrührern sozialistischen und anarchistischen Bekenntnisses jetzt, 1899, im Zuchthause sitzt; der mit letztem Fanatismus freiheitlicher Gesinnung, als ein unerschlafte Kämpfer, für Volksrecht eintrat: der war ein Kleriker. Generale packten ihn. Schleppten ihn zum Verließ. Waffenträger sind es, so auch die Andren vergewaltigt haben.

Immer ruhig organisieren lassen — und dann den Händedruck.

VI.

Nun die Päpste keine Blutkater mehr sind, schreitet der Ketzerich mit stillen Gefühlen, stiller am Vormittag als am Abend, an jener verborgenen Fensterfront entlang, wo der alte Pecci gebettet liegt und sich gegen das Paradies rasend sträubt.

VII.

Man ist jenem hysterischen Schwindel fern, den katholisierende Snobs versuchen: aber den seelischen Wirkungen dieser leise besänftigenden Welt entgeht niemand.

Wer durch das Tor schreitet, erblickt zum Überfluß einen kleinen Kirchhof zur Linken, und über

der Pforte steht in schweigenden Lettern: „Teutones in pace“.

Sehr seltsam, dieses Teutones in pace. Man sieht die paar Gräber der Deutschen, die hier „in Frieden“ schlummern. Ein paar deutsche junge Kleriker (vielleicht sind sie aus Ingolstadt? vielleicht sind sie aus Neisse?) — gehn still vorüber, lächelnd, von der Vormittagssonne beschienen, das blonde, kurzgeschorene Haar von keinem Hut bedeckt; sie sind hier beheimatet.

Sehn aus jungen, wachleuchtenden Augen im Vorbeischreiten nach der versteckten Fensterfront, vor der sich die Kuppel kolossalisch reckt; mit den Fingern streifen sie spielend an dem kleinen Gitter lang, über welchem geschrieben steht:

Teutones in pace.

VIII.

Ja, es ist ein Zauberort. Sturmgefriedet lauscht ein Winkel der Welt: die scheintote Sonderstadt, in deren Lüften das Wunder webt. Der alte Herr mit der spitzen Nase, dem spitzen Kinn ruht in seinen Betten. Die Kardinäle sind schon an der Arbeit. Lautlose Arbeit; verborgen; scheintot.

Der Nachfolger wird weiter organisieren, wie der Vorgänger.

Und eines Tages schlägt die Uhr, und der Oberpriester sieht, wie groß die Bewegung geworden ist; wie die Soldateska immerhin die geringsten Aussichten hat.

Und er treibt in den Arm der neuen Macht, welche Millionen für sich hegt, die fünfzig Millionen und die hundert Millionen.

Die Götterdämmerung bricht an. Und es heißt: Homines in pace.

IX.

(Genau so kommt es. Oder so ähnlich zum allermindesten.)

Florentinischer Juli

I.

Wozu es verheimlichen, Leser, daß ich tagsüber, seit ich in Florenz bin, ohne Bekleidung herumlaufe. Oder herumliege.

Höchstens, daß man zum Frühstück ein bisschen zu Bonciani geht; immer im Häuserschatten, katzenheimlich an der Wand entlang. Dort ißt man zwei Pfund Maccaroni mit Tomatensaft und Parmesan; dahinter drei Scheiben kaltes Roastbeef; dahinter eine Süßigkeit; beträuft alles mit einem halben Liter Chianti vecchio (bianco). Schlllff!

Und wenn die elfte Vormittagsstunde dahin ist, sitzt man abermals im kühl verdunkelten Zimmer, entkleidet.

Gegen Abend geht man aus; in der Dunkelheit nimmt man die Hauptmahlzeit.

Wenn die Mitternacht näher zieht, löffeln alle Florentiner aus Weingläsern Limonen-Eis; manche Tamarinden-Eis; manche den blutroten Eistrank Grenatino. Dies die wichtigsten Angaben über die Kunstdenkmäler der Stadt.

II.

Ich will arbeiten. Ich will schreiben.

Eine Ahnung steigt mir auf, verblüffend: daß dieses Schreiben allzu lang nicht werden wird. Es ist ein Glaube, ja eine Gewißheit . . . als ob in der Ecke des dämmerig verdunkelten Zimmers ein Engel stände, der zu mir spricht: „Über ein Kleines, so wirst Du aufhören zu schreiben.“ Kriegt er Recht? Es ist aber ein Botticellischer Engel, wohl aus den Uffizien durch die Sonnenglut herübergeschwebt, und seine

stillen, schönen nackten Füße stehn lieblich auf dem kühlen Fußboden. Er könnte mit den Flügeln einen sehr hübsch fächeln. Und seine Prophezeiungen sind so angenehm.

III.

In der Ecke, wo der Engel gestanden hat, summen allerhand zanzare, welche man auch gewissermaßen-sozusagen Mücken benennen könnte.

Die Fensterläden sind zu, der eine läßt ein bißchen durchgucken. Unten in der Sonne rollen kleine Wagen mit vorgespannt munteren Eselein dahin. (Daß die Tiere nicht blödsinnig werden vor Hitze, bringt mich in Erstaunen. Auf den Kopf hat man freilich ihnen sehr liebenswerte Hauben gesetzt, aus weißer Leinwand, und mit Häkeleien durchbrochen . . . Auch die florentinischen Omnibuspferdchen tragen weiße Hauben, weiter hinten eine Art Jäckchen, bei den größeren ist das schon eine Nachtjacke; sehn aus wie Beamtenfrauen in der Morgenstunde.)

Das alles schau' ich aus meiner Wohnung.

IV.

Mit Wohnungen hab' ich großes Glück. Die jetzige liegt an dem Fluß Arno; schrägüber von der steinernen Burg des Signoriapalastes, in welchem die Medici das große Wort führten; und von den Uffizien.

Unten am Haus ist, nach dem Wasser zu, ein kleiner Garten: in welchem Abends etwan hundert Leuchtkäfer schwelgen. Diese grünschimmernden Lümmels treiben einen beispiellos ausgelassenen Unfug mit nächtlichem Herumgeflieg' in Ölbäumen und Weinspalieren; und wenn man so gegen zwölf hinunterguckt, wird man geblendet, wie sich die Kerls balgen und küssen und auftauchen und schwinden.

Ich sehe — jenseits des Gärtchens, jenseits des Flusses, jenseits der florentinischen Türme — durch diesen

Fensterladenspalt auf Cypressenhöhen, auf Olivenhaine der Talwand.

Die Höhen, von denen Florenz umgeben ist, sind das Lieblichste der Stadt. Denn im Innern ist sie wenig reizvoll. Oh, lange nicht so schön, wie ihr Name klingt. Schlagt mich tot. Die Wahrheit muß herfür — sagt Ulrich Hutten.

Ich hatte mir Phantastisches gedacht . . . und fand einen geräuschvoll geschäftreichen Ort. (Nach Venedig ist es schwer, hier zu leben.) Glaubet mir, liebe Freunde: es gibt auch einen Italien-Schwindel. Es wird übertrieben! Was ein Anderer sieht, seh' ich auch. Aber nach den Schilderungen deutscher Italienfahrer hatte man sich unter Florenz (immer die innere Stadt ins Auge gefaßt, denn die Landschaft der äußeren ist entzückend) einen Böcklinschen Platz vorgestellt. Ich dachte mir was Schattig-Schönes. Was DunkelgrünSteinernes mit zarten Rosen — ja das war es: dunkelgrünes Gestein mit Blumen, mit Schatten, mit Brunnenstille.

Die Wirklichkeit bringt mir den verdammten Vergleich mit Dresden. Er ist schon so oft gemacht worden. Aber trotzdem wahr. Hol's der Teufel! Fast eine Woche braucht' ich, den Gedanken loszuwerden.

Ob der Florentiner sächzelt?

V.

Ich habe mir Erdbeer-Eis holen lassen. Ein großer Weinkelch voll. Erfrischt sehr. Ich schreibe jetzt was ins Tagebuch über die neuesten Reden Wilhelms des Zweiten. Er hat zu den Schauspielern beim Regierungsjubiläum gesprochen; müssen überrascht gewesen sein. Sie erfahren, daß sie, die schlechten Histrionen des berliner Schauspielhauses, bedeutsam genug sind, beim Selbstrückblick auf ein zehnjähriges (ungemein rastloses) Wirken und Schaffen als die am herzlichsten ausgezeichnete Kunstkraft gerühmt zu werden. Mit doppelter Freudigkeit bringen sie künftig die vom

kaiserlichen Herrn bevorzugten Dichter, sei es Hebbel, sei es Lauff, zu Ehren. Was aber den Naturalismus anlangt, wogegen der Jubilar was hat, so ist der beim Hebbel doch auch zu finden. Ja, viele behaupten, daß naturalistische Dramendichtung zum großen Teil auf jenem erbarmungslosen Seelenfeststeller aufgebaut ist. Wilhelm verschmäht (und schmäht) sie. Der Kaiser hat nachweislich naturalistische Dramen auf einer Bühne niemals gesehen. Da er ein Urteil über sie fällt, hat er also . . .

VI.

Donnerwetter, da steht der Engel abermals. (Ich hab' ihn schon erwartet.) Er gibt mir ein Zeichen. Er selber wischt sich mit der Rückseite der linken Hand den Schweiß von der Stirn, fächelt sich mit einem sanften Schnupftuch ein bißchen und schaut genäschig auf meinen Rest Erdbeer-Eis.

Keinen Strich mehr, sag' ich — höchstens noch einen leidlichen Schlußsatz anstandshalber.

Ich begieße mich jetzt, noch einmal, mit Wasser von Kopf zu Fuß; ziehe mich langsam, sorgfältig, recht leicht an; wanke dann zum Abendessen.

VII.

Bis Mitternacht schlürf' ich noch Limonen-Eis; nach der Heimkehr steck' ich den Kopf aus dem Fenster und beobachte die Leuchtkäferiche.

Sie Botticelli, schauen Sie, daß Sie in die Uffizien kommen.

Padua

I.

Bist Du nicht auch in Padua gewesen? ja; es war 1898. Tagebuch her.

Es war ein Nachmittag; und ein Abend, an dem wir

den heiligen Antonius besuchten und seine prachtreiche Kirche — und wie viel Donatellos erblickten wir nicht an diesem Abend . . . der Kerl von Küster mußte, weil es dunkel ward, einen Wachsfaden anstecken, leuchtete mit dieser Funze hinauf, immer hinauf an die goldigen Donatellos . . . und wir krochen durch sämtliche Heiligtümer . . . und bestaunten Altarsimse . . .

II.

Draußen stand das wundersame Reitergebild; und wir kauften einen hölzernen Antonius in einer Bude dicht nebenbei . . . War schwarzlackiert, der Heiligenschein gelb und abnehmbar, durch eine Holzspitze in den Hinterkopf einzustecken . . . auch das Christkind, das er im Arm trug, blieb abnehmbar . . . (und alles steht heutigen Tags bei mir, nebst andren Heiligen des Südens, welcher meine Heimat ist) . . .

III.

Und am nächsten Vormittag in Padua erfuhren wir aus dem Reisebuch, nachdem wir auf dem harten Lager eines Weinschenkenwirts von Flöhen erstochen worden, daß es noch herrliche Fresken von Giotto zu sehn giebt . . . und wir sprachen: o weh, es giebt hier noch herrliche Fresken von Giotto! (Denn unser Sinn war auf die Welt, auf die Luft, auf die Straße gerichtet.)

IV.

Sie befanden sich aber in einem Garten — der Garten zog uns mit seinem Gestrüpp und seinen Bäumen mehr an als die Fresken, an diesem Vormittag. Und wir warfen dennoch einen Blick auf sie — und zogen von hinnen, indem wir sprachen: jetzt sind wir die Fresken los, dem Himmel Dank, möge Giotto glücklich werden!

Und gingen, atmend, durch den hellen Vormittag, und dachten: „Königin! o Gott, das Leben ist doch schön!“

V.

(So Padua.)

Vorhof Liguriens

Zwischenspiel: Genf

I.

Dezemberausgang. Werden diese Zeilen die letzten sein? Nicht des Jahres, sondern meines Lebens? ... Mir ist so zu Mute. Nach Mutters Tod. Krank. Herunter.

Der Arzt hat mich weggeschickt; Arbeit untersagt.

Ich blicke still über den Genfer See — der „Anblick gibt den Engeln Stärke“. Will zu schreiben versuchen. Wenn es nicht geht, hör' ich auf ... Wie bin ich hergekommen? Graues Regenwetter. Ich darf nicht ausgehn; sitze nur schläfrig im Balkonzimmer.

Trotz dem Regen, der seit zwei Tagen fließt, ahnt man die ganze leuchtend-sachte Herrlichkeit dieses Seegebildes, das sich mit altem Grün, mit Lichtgrün, mit Gelbgrün, mit Schwarzgrün, mit Holzhäuselchen, mit getürmten kyklopischen Gletscherwildheiten und mit einer schimmernden Flutfläche dort unten, dort drüben breitet.

II.

Das Haus steht hart am Wasser; nicht bloß der beste Gasthof Genfs; sondern einer der liebsten und sozusagen seligsten, die mir auf meinen Kreuzfahrten über die Erde zu Gesicht gekommen sind ...

Immerhin; ich möchte selbst in diesem wundermilden Haus nicht sterben — obschon alle Bequemlichkeit vorhanden ist. Im Zimmer, mit hellen, seidenhaltigen Tapeten, steht ein blauseidenes Bett, von dem ich

noch über den See gucken kann, wenn das Auge schon bricht — und im Badezimmer nebenan, wo Erfindungen zwischen edlen Zauberkacheln auf einen Druck losgehn, könnte man gut meinen Leichnam waschen; würde dabei noch die letzte Lust fühlen.

III.

Wollte sagen, wie ich hergekommen bin. Es ist ganz drollig, die Christnacht im Schlafwazugen zu verbringen.

Während meine Lokomotive durch Deutschland saust, sieht man durch die beschlagenen Fenster Tannenbäume brennen. Es hat manches für sich. Schon hinter Thüringen brannten sie. Am Main brannten sie noch immer. Bis man das Licht ausknipst, die Vorhänge herabläßt, schlafen geht. (In Basel wird man wieder ins Leben gerufen. Müde dämmert man hernach weiter; Mittags ist man in Lausanne.)

IV.

Lausanne, wie herrlich war dieser Name, bevor man den Ort kannte. So geht es einem.

Ein bestimmtes Bild macht man sich; mit allen Farben seines Tuschkastens tuscht man es — und wenn man hinkommt . . . ! Aber nein; doch nicht bloß Enttäuschung; sondern irgend ein bestimmter Punkt ist hinterdrein schöner, als man ihn gedacht.

Lausanne hat sehr bergige Straßen. Ich fuhr empor. Der Wagen hielt — schon außerhalb der Stadt. Ich wollte fast ärgerlich sein und meinen Fluch über Lausanne murmeln; da sah ich drüben etwas Unglaubliches, noch stärker als ich es geträumt: Bergzacken, Schründe, Gletscherwände, Schneefelder leuchtend an einem blauen Wasser —.

Ogleich man die Sache von Schokoladepaketen kennt, sieht es in Wirklichkeit großartiger aus.

Und ein seltsamer Duft kommt hinzu. Sechshundert Meter hoch, im Winter, riecht es hier nach allerhand

heilsamen Kräutern, betäubend, erfrischend. Es ist vom Schicksal, dacht' ich, nett, daß es mich vor dem vielleicht nahen Verlassen der Erdkugel das noch riechen läßt.

V.

Dann wankt' ich hinab zum Universitätsplatz, stieg von dort allerhand Stufen (darunter köstlich-alte von Holz) zum Dom aufwärts. Ich glaube, daß Rudolf von Habsburg die Einweihung vorgenommen und den Baukünstler mit dem Roten Adlerorden ausgezeichnet hat.

Aber ich ließ den Dom auf sich beruhen und stellte mich auf die Plattform davor. Hier bot sich ein verwandtes Schauspiel wie oben — Chocolat Suchard.

VI.

Ich schreibe das hier spaßend hin, aber in Wirklichkeit war man wie vom Donner gerührt. Gewiß, der Pic von Tenerifa, der auf einer holden kanarischen Insel mit seinem Eiskrater in den halbtropischen Blausüdhimmel glotzt, hat mich innerlich stärker umgewälzt — weil man zugleich wußte: das ist der größte Vulkan dieser Erde, und er steigt (gewissermaßen durch die Insel hindurch) vom Meeresboden auf. Der Pic von Tenerifa hat mich nachdenklicher gestimmt; diese Gletscher jedoch waren erfrischend und unvorhergesehn.

In solcher festen Überzeugung eilt' ich auf den Bahnhof, um Lausanne schleunigst zu verlassen.

VII.

Als ich in Genf ankam, fiel mir ein, daß heute mein Geburtstag war. Denn meine verstorbene, liebe Mutter hat mich in derselben Nacht geboren, die von etlichen hundert Millionen Menschen gefeiert wird. Ich hatte das zum ersten Mal vergessen. Der Regen rann.

Es gab eine öde Fahrt in jenen Gasthof. Dann, auf dem Söller, den eine Rampe deckt, sah ich von diesem feinen schweigsamen Haus hinüber zu den Gletschern

jenseits der graublaugrünen edlen Flut. „Mon lac est le premier“, soll Voltaire vom Genfer See gerufen haben (es steht auf meinem Fahrplan).

Niemand kann ihm das verdenken.

VIII.

Und obschon alles eintönig wurde durch graues Plätschern; obschon alles versank in der traurigen Stummheit dieses Tags; obschon in der schleirigen Luft wenig zu sehn war: so fühlte man dennoch den stillen Glanz, das sachte Leuchten der Stadt. (Man hat sie kaum kennengelernt — und weiß, wie man sie liebt) . . .

IX.

Und am Abend, als ich von meinen verzaubert stillen, schönen Zimmern hinunterging in den Eßraum, wo eine Handvoll Amerikanerinnen (mit aufgeräumt-banaischen Gatten) tolle Perlen; wo russische Damen unglaubliche Steine still über der gepuderten Brust trugen; wo Patrizier von Genf speisten (eine Exilstimmung umwob alles, denn die frohen Tage von Genf sind im Herbst und im Frühling, jetzt ist, Gott sei Dank, seine tote Zeit) — da stand mitten auf dem Spiegelparkett eine Tanne mit Lichtern, und ihre Nadeln rochen nach den Bergen, wenn sie von der Flamme zwischendurch etwas angeröstet wurden.

X.

Die Köche hatten nicht geknausert: es gab nur feiste Leckerbissen; wieviel von Edelpilzmus, Trüffeln, Gänselebern jedem Gang beigelegt ward, steht nicht fest. Ich fand es gut vom Schicksal, daß es noch eine Geburtstagsüberraschung hatte. „Dieses Mahl,“ dacht' ich, „wird das letzte meines Lebens sein — aber es war auch das beste meines Lebens.“

. . . Ich höre zu schreiben auf. Der See hat sich umdunkelt. Ich konnte noch keinen Fuß heut über die

Schwelle des schweigsamen Hauses am Wasser setzen. Undurchdringlicher Abend ist von den Gletschern gestiegen; breitet sich fast zärtlich über den See.

Der winzige Leuchtturm sprüht Schein über die Flut. Lichter jenseits, diesseits, tief und hoch, strahlen. Ein Schiff mit grünen Flammen eilt zur Stadt.

Genf, ich liebe dich.

XI.

Von hier kommt man in einem Nachmittag ans Mittelmeer?

Morgen bin ich dort.

Ligurien

I.

Das Schiff tanzt ein bißchen. Zwar kann ich Marokko nicht mehr sehn, aber ich fühle seinen Hauch, — wenn Abends in aller Windbewegtheit, die jedes Wesen torkeln läßt, etwas Warmes über die hohen Wogen zieht; ein Lüftchen, das in der Wüste gewachsen ist . . .

Ich kam hierher von der Schwelgerküste: Riviera genannt. Stieg dann in Genua auf ein italisches Fahrzeug (das nach Südamerika will); werde morgen auf den Kanarischen Inseln aussteigen — dann wieder nordwärts ziehn. (Jedem Freunde meiner Schriften bring' ich einen Kanarienvogel mit.)

II.

In Genua wurde mir klar, daß alles Italienische der Örtlichkeit, für die F. Schiller vergebens durch seinen „Fiesco“ Reklame zu machen versucht hat, mehr und mehr schwindet; und was allein über diese Ländereien hinschallt, ist der Ruf: „Herr Ober!“

III.

Ich war erstaunt, am ersten Abend nichts in der Stadt des verstorbenen Lavagna zu hören als: „Herr Ober!“... „Herr Ober!“

Als ich den Ruf in Ligurien vernahm, war ich trotzdem froh, mein Nachtmahl in dem prunklos weißen Raum eines einfach ausgestatteten, bloß mit weißen Tischtüchern festlich gestimmten Speisehauses (mit guter Ölküche) zu schlucken — ich ziehe halt diese Form des Essens dem Aufenthalt in einer Gralsburg mit protzigem Bratenduft vor.

Das Schiff steigt und fällt. Drei Gläser und eine Karaffe sind nebenan vom Tisch gefallen. Mir tut es nichts; bin seefest; (der Commandante hat mich gestern, als alle untreu wurden, einen vecchio marinaio genannt: einen alten Seefahrer. Hat Recht.)

IV.

In Ligurien liegt Montecarlo. Das erinnert mich sehr an Bayreuth.

Zwei Wallfahrtspunkte der Menschheit — aus allen Ländern. Bloß nach diesen zwei Ortschaften strömen sie so von überallher ... und bleiben einige Tage nur, um völlig gesammelt den mit dem Orte verbundenen Zweck zu erfüllen. Oben auf einem Hügel in dem einen Fall. Auf einem ins blaue Meer springenden Fels im andren Fall. Das eine Mal ist es der Festspielhügel; das andre Mal schlicht der Spielhügel.

Jedenfalls kippt nun das hesperische Schiff so auf die Seite, daß ich beinah über den Tisch wie über den Kopf eines Pferds zu fliegen drohe.

V.

Schön waren sie, diese wundersam strahlenden Farbenbeete, Balustraden, Spiegelsäle, Huren. Auch Spießer aus Preußenland. Bin, obschon ich verloren habe, für Erhaltung dieses Orts; zu seinem Zweck.

Irgendwo in der Welt muß es einen Punkt geben, wo bürgerliche Führung zeitweis aufhört . . . O Marmorvestibül der Gaunerburg, wo man sich bei erlesenem Duft für den Entscheidungskampf rüstet. Manchem ist um zehn so zumut, wie dem Torero, bevor er in den Stierzirkus tritt. O Gaunerburg.

Eine Oberstleutnantstochter; blickt in Potsdam wie eine Madonna drein, — doch hier, hinter der Mama, hängen ihre Augen wie an zwei Schnüren bis auf das grüne Tuch; an den Backen rote Flecke, zwischen Ohr und Hals . . . Die Stammgäste zucken sämtlich.

O Gaunerburg. .

VI.

In Genua wie Donnerhall der Ruf: „Herr Ober!“ . An allen Abendtafeln des verkafferten Ligurien breiten sich Ehepaare Norddeutschlands hin. „Es regnet — da nehm’ wa alle vier ein Droschkonggg!“ Ferner: „— Eß man Flooomen (Pflaumen) — das is jesund.“ Dies noch: „Ham Sie’n Walzertrooom jesehn?“ — „Von wem is er denn?“ — „Da fragen Se mich zu viel.“ — Beim Essen: „Ich hab’ frische Strümpfe angezogen . . . meine Füße waren janz feucht.“

VII.

Jetzt liegt alles hinter mir. Der Atlantische Ozean (links davon Marokko) hebt Schiff und Menschen hoch, stuppst sie tändelnd zu Tal und zerstört Karaffen.

Delphine, Schweinsfische, springen herdenweis; heut Morgen hat ein Schwertfisch, lang wie mein Arbeitszimmer im Grunewald, einen Springbrunn in die Lüfte geschickt, riesig, und ein Albatros flog über ihm.

VIII.

Alles liegt hinter mir. Das Felsennest — und meine blanken Goldfuchse.

Vor mir die Inseln mit den Kanarienvögeln.

Genua

I.

In dieser Stadt schwor sich Johann Ludwig Fiesco. Man geht herum, atmet den zusammenströmenden Hauch des Südens, der Meerfrische; guckt auf Schiffsleute, die Boccia spielen und Wein trinken.

Erklimmt auf steilem Pfad Seegefels und staunt im Straßengewimmel über freche Bauart, wenn eine Gasse sieben Stock hoch über der zweiten entlangführt; über unverschämte Häuser, die sich an jedem Abgrund hinpflanzen wie Kastelle.

Man blickt in manche bergig-enge Seitengasse (mit aufgehängten Unterhosen); auf die Vergeudung an Marmor.

Sieht alte Palazzi mit herrischem Türgewölb. Nicht so düster kriegerisch wie die Paläste der Florentiner; sondern eben von adligen Reedersippen voll Verschwendung erbaut . . . Und mittendrin wird man den Gedanken nicht los an Johann Ludwig Fiesco, der sich in dieser Stadt schwor und unterging.

II.

Als Zehnjähriger ist man im Fühlen und Denken ein Indianer. Als Fünfzehnjähriger: der Graf von Lavagna, Giovanni Luigi de' Fieschi, Edler von Genua. (Geschmeidige Tücke.)

Der wirkliche Fiesco fiel durch Zufall ins Wasser; ersoff wie ein Kätzchen; kein Verrina hat ihn ertränkt. Dies Brücklein, wo es geschah, liegt heute zwischen Schienen und Speichern. Noch trägt eine Gasse den Namen des Geschlechts. Man findet sie kaum.

„Diese majestätische Stadt! Mein! Und darüber

emporflammen, gleich dem königlichen Tag! Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen.“

Zwischen Schienen und Speichern.

III.

Eines schönen Morgens ging ich ins Schloß der Doria.

Dicht bei Meer und Gebirg. Vergilbter Bau. Der alte Garten am Meer trägt herrliche Palmen — und einen Brunnen-Poseidon mit den Zügen des Andreas.

Derselbe Doria hat sich als Herkules verewigt, riesengroß, in Marmor.

An der Wand hängt er in Öl, prahlsüchtig als antiker Held gekleidet. Dann wieder in Öl, schon greisenhaft, mürrisch, krank. Aber das seltsamste Bild ließ er im späten Alter machen. Er sitzt trüfäugig da, mit einer braunen Katze.

War sein Lieblingsvieh.

Der Doge von Genua, der „gewohnt ist, daß das Meer aufhorcht, wenn er spricht“ — bei Schillern — hat auf der Welt zuletzt keine Freude denn ein Kater-tier. Wie man ihn konterfeien will, hält er drauf, daß sein Herzblatt mitgemalt wird. Taprig blickt er zu ihm hin. Fiesco war um diese Zeit schon ins Wasser gefallen.

IV.

In der Ecke steht noch der Mantelhalter des Andreas. Dort hängt er den Purpur auf, wenn er sich's bequem macht. Von vergoldet gewundenem Holz.

Der erhabene Greis bekam das Schloß von der Republik zum Geschenk. Nach der Wasserseite führt eine schöne Plattform, breit, mit Balustraden. Dort mag er herumspaziert sein und „Miez! Miez!“ gerufen haben.

V.

.....
 Ach, meine Lieben: die venezianischen Palazzi sind anders. Schweigsamer, tiefer durchleuchtet von stiller Schönheit. Die kehrt nicht wieder in der Welt. Ich bin ein alter Venezianer, völlig ausgepicht; es kommt gegen diese Stadt nichts auf.

Nicht mal der große Zug des Doria-Schlusses, das an keiner lauernden Lagune, sondern dreist am salzigen Meere liegt. Venedig gebiert tausend Träume, jeden Abend, unsterbliche, jeden Morgen, jede Stunde. In der Trauer; im Zerfall; in der Sehnsucht; in zerbröckelnd entrinnender Totenanmut.

VI.

Genua dagegen gebar bloß den Columbus, der hinaus-zog, eine Welt zu entdecken, so daß am Grünwasser-platz oder Piazza aqua verde sein Standbild errichtet worden.

Und heut! Amerika gehört den Amerikanern. Genua ist ein mittlerer Platz für eine Flotte.

Venedig aber bleibt unüberwindbar. Denn es kann wohl in den Farben umschattet, in den Träumen gewandelt: aber durch keine Politik vernichtet werden. Es bleibt ja der hohe Zufluchtswinkel des Verlangens, sturmgefriedet und gebenedeit, für alle Tieferen, die in Herrlichkeit leben, doch in brausender Herrlichkeit einmal stillhalten . . . und zum ewigen Bewußtsein kommen.

VII.

Machtvolles Genua? — Winziges Genua.

Neapel

I.

Ich hatte Fieber in Genua. Im Abenddunkel lief ich hinab zum Hafen. Ein Schiff sollte spät nach Neapel

fahren. Zwei Halunken traten an mich heran. Ich fragte, ob der „Dominico Balduino“ abgegangen sei. Er liege noch da; sie wollten mich hinrudern.

Durch die Nacht ruderten wir los. Saiteninstrumente tönnten, die niemand spielte. Ich sah Cypressen und Rosmarin. Schlafende See. Fungenregen von krudelschönen Sternen. Zwischen Kuttern, Barken, entschlummerten fremden Fahrzeugen mit griechischer Inschrift glitt und schlich das Boot mit den zwei Halunken fort. Hinten, in der braunblauen Dämmerung, lag die Stadt Genua, mit zwanzigtausend Lichtern, in Höhen und Tiefen. Vorn die Nacht . . . und das blut-aufreizende Mittelmeer.

II.

Die Gestalten der zwei Schufte schwammen in Blau und Braun. Ich sah noch manchmal, wie sie sich zurücklegten, den Unterleib emporstießen und ausholten.

Am nächsten Tage war ich krank.

Drei-, viermal kroch ich auf Deck. Die Insel Korsika erschien aus Wolken; verblich in der Ferne. Wir fuhren hart an Elba vorbei.

Aus diesem blauen Meer also war er hervorgegangen. Aus dieser holdselig dunklen Leuchtflut. Das letzte große Ungeheuer, das Du, sterbender Süden, der Erde geschenkt hast.

Sterbender Süden? Kältere Rassen verteilen heute die Welt.

Am zweiten Morgen stieg ich in Neapel ans Land.

III.

— — — — —
Auf einem Nachbarschiff war ein wundersames Frauenzimmer aus dieser Gegend, das sich nun ausbooten ließ. Blutjung, mohrenbraun, mit rotsammetnem Umhang, im bloßen Kopf. In der Rechten trug

sie einen dicken, duftenden Strauß von weißen Orangenblüten; ein bäurisch grünes Sonnenschirmchen.

Als sie in das Boot stieg, warf sie sich über die Querbänke auf den Rücken, schmiß die Pakete neben sich, stopfte die Orangenblüten als Kissen unter den Kopf, das schwarze, unbedeckte Haar fiel in ihr schönes, braunes Gesicht, und so, ganz im leuchtenden Schein, wurde sie davongerudert.

Die Schiffer hatten um den Kopf brennend rote Tücher.

Ich war jetzt gesund.

IV.

... Graus des Südens! Neapel ist ein Lumpenmarkt, ins Übersinnliche gesteigert.

Viele Bewohner wirken wie Affen, mit schwarzen Punkten als Augen. Verleiblichung dumpfer, verhungelter Gier. In allem, was sie tun, kraftlos, tierisch, ausbeutungssüchtig, ohne Fröhlichkeit. Der Graus des Südens packt mich. Sie scheinen böseartig, störrisch, ausgebrannt, lauernd-lüstern, zu jedem Opfer allzu schnell bereit.

Nach Berichten vermutet man, dies Schnorrertum sei liebenswürdig. Es ist ohne jeden Zug von Liebenswürdigkeit. Die feinste Straße wimmelt von Hexen, Lumpenpack, Galgenvögeln, Kot. Blutige Lämmer im Fell hängen zwischen feinen Geschäften, wahnsinnige Fische mit Schleimgekräusel werden ausgebaut in zeterndem Singsang, Weiber mit Baßstimmen preisen Zwiebeln an, nebst allerhand seltsamen Stengeln.

Die Straße leuchtet von Orangen, Zitronen, draufgehängten Kirschen. (Die Kirschen sind schmal und länglich; im Geschmack von junger, fleischiger Frische.)

Seitengassen steigen hoch, besät mit weißleuchtenden Blumen; die Verkäufer halten Rosensträube, schwere

Sträube von weißen Kamelien in den Händen, springen auf die Wagentrittbretter, jeder quakt, singt, heult, miauzt; Inder und Ägypter von den Schiffen trotten zwischendurch; Bürstenbinderinnen arbeiten auf der Gasse; Kinder pfeifen, viele wälzen sich in Staub und Nässe, machen Feuer mitten auf dem Damm; edle Gesichter scheinen begraben in Schmutz, alles spuckt, rülpst, stinkt, Schüsseln mit Hammelohren stehn feil, Gemüse liegt auf dem Bürgersteig, Esel, Maultiere, Gäule quer angebunden, anreißende Fuhrleute, massenhaft lärmende Schuhputzer, kleine Ziegenherden, Ochsen, mittendurch Aristokratie in Equipagen im Garten der Villa Nazionale, der zwischen Meer und Palmen und blaustrahlenden Judasbäumen entlangführt, wimmelnde Spitzenwägelchen für Neugeborene, von Böcken gezogen, von Ammen in tollem Luxusgewand bedient, schwarze Kälber fressen hart daneben auf der Straße Grünfutter, schwarze Ochsen gehn hintereinander her, rote Kopfbedeckung wogt obenauf, plötzlich wird aus der Höhe was herabgegossen, drei Männer brüllen gegeneinander los, man denkt, sie erschlagen sich, plaudern aber nur; alles handelt, bietet Geringfügiges an; von fünf Jahren ab; irgendwo, ohne daß ein Kaffeehaus besteht, haben sie einen Tisch auf die Straße gerückt, spielen Karten, fünf Ziegen sind an das Tischbein gebunden; jemand steht auf, melkt ein Glas voll, spielt weiter.

Geschwüre, furchtbar; und eitrige Blattern! Wieviel menschliche Scheußlichkeit, bald ausgemergelt, bald gedunsen! Wieviel Roheit gegen Tiere, die man gegen den Unterleib mit dem hölzernen Stiel der Peitsche haut.

Graus des Südens.

V.

.....
Inmitten dieser Umgebung, am Kramplatz oder Mercato, schläft Konradin von Hohenstaufen; seines

Geschlechts der letzte; besiegt bei Tagliacozzo; hingerichtet durch Karl von Anjou: doch überdauernd in Gesängen den Dreck der Stadt, den Rost der Zeiten und die namenlose Schwermut des Todes.

Er war ein Kind, lebte bei der Mutter in Schwaben.

Der Papst bannte das Kind.

Das Kind zog über die Alpen; schlug die Schlacht; kniete vor dem Henker.

(Die Mordstätte säumt ein verwitterter Burgrest, von Grün umwachsen, hart daran die Carmeliterkirche, das Meer klopft zwanzig Schritt fern ans Gestein, — und zwischen Kastell und Bethaus der schmutzig verstaubte, stinkende Trödelmarkt.)

VI.

Mord am Anfang, Mord am Ende. Wieviel Schlächtereien sah diese Stadt?

Verständlich, allerdings, die Gier auf Stadt und Golf und Inseln: als auf ein Besitztum von nicht zu sagender irdischer Schönheit.

Wer Neapel verläßt mit seinem Auswurf, seiner Bande, seinem Gesindel; wer an das dunkelblaue Meer kommt mit leuchtenden Trümmern daran: der . . . ahnt Griechenland.

Dunkelblaues Meer, leuchtende Trümmer daran.

Himmelsschöne dunkle Menschenbilder; griechische Häuser; drüben der feuerspeiende Berg und die befreiten Städte.

Taumelbecher der Welt, holdselig, komm an die Lippen.

Brausendes Leben, tu den tiefsten Zug — und grüße strahlend auch die Untergegangenen.

VII.

Die Untergegangenen. In Pompeji scheint es, als ob sie im Innern der Wohnungen sich verborgen hielten; heraustreten könnten. Aber man wandelt im

Reich der Vergangenheit. Tragische Todeserinnerung. In der starren Lava sind die Körper der Gewesenen schrecklich aufbewahrt.

Ein Mädelchen, unbekleidet, das sich rasch noch ein Gewand überziehn will, ist vom Tod erfaßt worden; der Anblick des jungen Körpers hat etwas Rührendes. Ein Sklave schlief, den Kopf auf die Hand gestützt; ist so hinübergegangen in die Ewigkeit; die Züge des Gesichts mit furchtbarer Treue zu erkennen. Eine Mutter und ihr Kind starben in enger Umschlingung. Andre ziehn die Glieder krampfhaft an den Leib, da der glühende Tod sie überkommt. Alles das sieht man, als wär' es gestern geschehn.

An den Wänden, an der Außenseite der Häuser noch Kritzeleien, so übermütige Jugend damals neckend himmalte, wie heut; Namen der Wahlkandidaten, von Parteigängern eifrig an die Wand gekratzt. Es ist, als hätte die Zeit in diesem einen Fall stillgestanden.

In den Kneipen Weingefäße noch auf den Gestellen. In Kaufmannsläden Öl-Amphoren auf dem Ladentisch. Noch liegt frischgebackenes Brot da, kohlig erstarrt in zwei Jahrtausenden — man möchte die Semmeln mit dem hübschen Muster anbeißen; noch liegen Eßwaren herum; gelangten in keines Pompejaners Magen. Das alles hat die Lava . . . gerettet

Gerettet!

Auch die Bilder an den Wänden. Wie ließ doch jeder bessere Bürger der Stadt anmutvoll Speisezimmer, Schlafzimmer, Empfangszimmer mit Gemälden ausstatten. Gebrannte Farben auf die Wände gesetzt. Und was für Bilder! Ein Frauenkopf, wie gestern von Böcklin gemalt. Nicht etwa Dinge, die langweilen, als Antike, steif, zu der wir kein herzhaftes Verhältnis haben — sondern entzückend lebensprühende Säckelchen; schalkhaft; nachdenklich; himmlisch; voll wundersamer Farbtönung. Das alles hat die Lava . . . gerettet. Die blonden Neger hätten es zerstampft.

VIII.

Von Pompeji ritt ich auf den Vesuv.

In Torre Annunziata Fest des heiligen Franziskus. Es hingen um seinen Baldachin, den man durch die Straßen trug, zwanzig tote Hähne und Hennen. Ein kleines Lamm, über und über geschmückt mit farbigen Papierblumen, schritt an der Leine. Dazu wurde Trompete geblasen, alle Bewohner von Torre Annunziata ergingen sich in froher Spannung.

IX.

Der erste Teil des Ritts in englischem Trab. Dann verfiel das Roß grundlos in Karriere. Ich tat, was zwei Monate lang ein preußischer Rittmeister mir beigebracht: „Hacken runter, Fußspitzen nach innen, Fäuste abrunden, Schenkel 'ran, sitzen wie ein Licht.“ Immerhin: Zitronenbäume, deren Geäst über Steinmauern hing, bedrohten das Augenlicht. Der Gaul blieb reich an Einfällen.

Jetzt erst sah ich, wie der Führer, der sich hinter mir hielt, von Zeit zu Zeit den Peitschenstiel an den Unterleib des Pferdes brachte, weil er früher zurück sein wollte zum Fest des heiligen Franziskus. Ich gebot ihm, voranzuziehn. Jetzt ging alles gut, unter dem Zitronenregen durch; an wundersamen, hohen Bauernmädeln vorbei; bis hinauf zur einsamen Pferdehütte, die schwindelnd über dem Golf liegt.

Kletterei.

Bis ans Schienbein im braunschwarzen Lavastaub. Die Steine sind beim Hinanklimmen locker.

Endlich kriecht man hinauf zum Krater, bis an den Rand. Legt sich, von Führern ermahnt, auf den Bauch, um nicht hineinzufallen.

X.

Aus dem Schlunde dringt ein fauchendes Gebrüll schauerlich. Wie wenn ein unvorstellbares Raubtier

röchelnd schnauft. Der Schlund geschwängert mit nicht durchdringlichem Schwefeldampf. Heiße, rot- und graue Riesenwolken stoßweis; manchmal in gelbgrauen Stößen, welche den Atem benehmen; Lungen und Augen verderblich.

Wenn der grollende Rauch zur Seite zieht, gewahrt man für einen Augenblick Eingänge, dunkle Höhlen, Abgründe . . . im Innern des Feuerberges.

Man ist in Dampf gehüllt.

Der Kegel fällt jäh ab.

Nach einer Weile klettert man hinunter.

XI.

Dem feuerflüssigen Wesen der Sonne war man auf die Entfernung eines Sprunges nahegerückt.

Ein Gefühl, das für die Dauer dieses Lebens nicht verlischt.

Hier steht man an den Pforten.

XII.

Wir kamen hinab. Ich sah in der Tiefe die Häuser von Pompeji; noch einmal empor zu dem furchtbaren Gipfel.

Er war doch milder als die Goten und die Vandalen. Sie schlugen in Splitter und Staub . . . eine Welt. Er aber hütete, tödlich sanft, mit dem Feuerstrom, als einziger, das Angedenken dieser verwehten Gloria.

Rettete vor der Vandalenschaft drei Menschengesiedlungen — noch heute nicht von ihren Bewohnern verlassen.

XIII.

Um Neapel ist Leben und Tod. Erschütternd größtes Grab der Erde, Friede sei mit Dir.

XIV.

Zwei Nächte schwamm ich wieder auf dem Meer. Die letzten Worte dieses Tagebuchs schreib' ich auf gallischem Boden. In Marseille.

Messina

I.

Nachts in Messina schlief ich in einem altitalienischen Haus; die Korridore trachytgeplattet.

Ein blutjunges, ehrfürchtiges Stubenmädchen mit einem Heiligengesicht von Bellini — die beim leichten Verneigen die Arme demütig hob . . .

Ihre Mutter war just angekommen, und das ganze Haus bewirtete diese Bäuerin mit patriarchalischer Freundschaft in dem marmornen Treppenflur . .

II.

Da stand ich, gegenüber vom Festland.

Ein Deutscher denkt hier an Sylt. Einem Sylter mit Ahnen hätt' es geschehn können, daß seine Altvorderen auf dem Festland und im selben Haus wohnten, das er nun auf der Insel bewohnt. Im selben Haus.

Eine furchtbare Welle schied Sylt eines schlimmen Abends vom Lande, wie Gibraltar von Afrika, wie Messina von Reggio . . . Auf dem Meeresgrunde zwischen Schleswig und Sylt ruhen Häuser mit Knechten, Mägden, Gäulen, Hunden; Dörfer und Gemeinden.

Wird eines Tages das schmale Halb-Eiland Italien, auch Hesperien genannt, mit seinen Statuen und Bildern, mit seinen Weinstöcken und Gesängen, mit vielen schwarzen Augen auf dem Grunde liegen, begraben und verschluckt vom Salzwasser, Schwamm, untermeerischen Höhlungen und nassen Vulkanschlünden? Weshalb sollte nicht im Großen möglich sein, was im Kleinen Wirklichkeit ist?

III.

Es kommt mehr auf die Stimmung eines Menschen als auf die Beschaffenheit einer Landschaft an . . .

Schön ist jedenfalls der seltsame Blick vom oberen Teil Messinas über die Meerenge, — die nicht breiter als ein Fluß aussieht, aber recht angenehm dunkelblau im Vormittagslicht schimmert.

Also drüben liegt Italien, heiter, man sieht die Gebäude, — ein Katzensprung. Und die Häuser von Messina steigen und steigen, mit hellblauen, mit rosa Mauern, über die manchmal Zweige mit Goldgelbem baumelnd hängen . . . Friedvoll-behagliche Meerstadt mit leisem Getrieb.

IV.

Durch die heitere Meerenge, sie hat nicht mehr Wellen als der Main, fahren bunte Schifflein, farbig bemalte Küstennachen sinnfällig angestrichen wie eine schlesische Bauerntruhe. Alles friedlich, arglos. (Viel sauberer als in Italien — Sizilien ist ja sauberer.)

Glockenläuten, ein seltsam alter Dom mit schönen Heiligen darin. Manches in den Straßen sieht mehr spanisch als italisch aus (wie bekanntlich oft in Sizilien).

V.

Am Domplatz ist eine dolceria oder Stätte der Süßigkeiten, von zwei schlichten Sizilianerinnen bedient; ein Frühstück von seltsamen Kuchchen und Marsalawein schmeckt dort sehr gut . . .

VI.

Das Erdbeben kam.

Die zwei Sizilierinnen sind in der Zwischenzeit erschlagen; im Schutte liegen die Heiligen; die dolceria liegt im Schutt; die kleinen Kirchlein und hohen Palasthäuser liegen im Schutt.

VII.

(Auch das Stubenmädel?)

.....

Caput III

SPANISCH-GRIECHISCH

Spanien

I.

Madrid, im Frühling.

Nach diesen paar schönen Abenden in Nordafrika (das alte Entzücken kam wieder, das man dort vor Jahr und Tag beim ersten Betreten des Bodens gefühlt) landet man bei früher Sonne in Spanien. An einer Wein-
stadt . . . , die ich ganz flüchtig sehe, noch halb im Traum.

Jede trägt im Haar eine Blume. Es ist Wochentag und sieben Uhr früh: aber jede trägt im Haar eine Blume.

Hautfarbe bleich, wie fahlgebrannt, oft grünlich, manchmal ein Gesicht, das die Mohrenkreuzung vor Jahrhunderten unabweisbar sehn läßt. Auch am Bahnhof steht ein Mädchen, gut gekleidet, bildhübsch — ihr Gesicht bezog sie vor tausend Jahren aus dunklerer Gegend.

Sonst sieht man Berge . . . kahl, nur wie patiniert von versengtem Moos, braungrün, darauf Häuschen und Kirchen aufsteigend, immer die schräge, braungrüne Wand hinan — am besonnten Morgenmeer . . .

Dann fortwährend dicke, schwarze Augenbrauen; — und Kinder, wundervoll komisch, mit samtnen Augen, weich lachend, betulich, die zarte Gesichtshaut manch-

mal bronzegrün. Alle haben kleine Nasen — fast wie die Marseillerinnen. Die Männer (mit den graden, breiten Kremen ihrer runden Hüte) tragen öfter bunte Schärpen. Sonderbar. Später, im Norden, wird alles gewöhnlicher.

... Schwarzblauer Ton der Berge. Darin liegen weiße Städte, wie in einem Steinmeer.

Maultiere; Palmen; Gründe; Geklüft; eine furchtbare Schlucht, riesengroß, hoffnungslos ...

II.

Später bin ich in einer Kirche, geheimnisvoll; wo die Glocken nächtlich läuten um der Palmen Schlummerwipfel; wo die Bogen sich verlieren in den Abgrund eines Himmels; wo der Gänge Kerzendunkel um eine kniende Menschheit webt. Dazu eine schlechte Musik, Geigen und Tenoristen. (Das ist in Sevilla.)

III.

Draußen den ganzen Tag Prozessionen. Holzpuppen, die Backen lackiert, die Gewänder samten und goldgestickt, ziehn durch die Straßen, auf den Schultern unsichtbarer Männer, — Weihrauchknaben und Vereinsbrüder mit verhülltem Angesicht und spitzer, langer Kappe hinterher und vorneweg. Mehr Volksfest als Kirchenfeier ... Brezelausrüfer und Wasserverkäufer brüllen dazwischen.

Die Nacht hindurch ziehn solche Prozessionen, Herren in phantastischen Abendmänteln blicken zu, auch Damen, Spitzen im Haar, auf Stühlen ... Immer dieselben Holzfiguren in allen Teilen der Stadt, immer dieselbe Art Stickerei, immer derselbe Samt. Ein dicker, sich gleichbleibender Prunk. Knallige Ausdauer der Festreligiosität in der Bevölkerung. Immer dieselben gemieteten Stühle, immer dieselben spitzen Kappen. Auf die Dauer wird es zu blöde. Morgens um vier geh' ich ins Bett.

IV.

Aber am Vormittag, wenn die Messe schallt (in diesem wundersam von den Mauren errichteten Bau mit den tiefen, hohen Rätselgängen), ersteht ein halb weltlicher, halb entweltlichter Reiz, unbeschreiblich. Ein kostbarsinnlich-verklingender, verwispernder Orgelhauch; Orgelgeflüster; dann zornvoll losbrechend; eine Oper ernstesten Stils; ohne Feierlichkeit unsagbar feierlich.

Jeder spuckt, wohin er will; die Frauen sitzen auf Treppenstufen, spielen mit dem Fächer. Die eine, das schwarze Spitzentuch auf dem Kopf, ein schlankes Geschöpf mit Oliven-Teint und schmaler Nase, lächelt so, wie es ein Renaissancekerl zu malen wußte; dann flirtet fromm eine rundlich-schöne Bürgertochter, die mit der Mutter geht, beide tragen ihre Stühlchen bei sich. Schwarze, dicke Augenbrauen.

V.

Am herrlichsten ist es, während die Musik schallt und die Stimmenlitanei klingt, in fernen Teilen des Doms herumzugehen, wo nur der Gang der Zeit tönt; und wieder den Murillo anzuschauen, zwischen Gitterstäben: wie das wundersame Kind still dem Antonius von Padua naht, es zieht ihm entgegen, auf Sonnenstäubchen, entgegen, entgegen, — es macht ihm einen Gestus unbeschreiblich . . .

An der Tür, auf den Stufen der Kirche, wird ein Pudel geschoren, zweie halten ihn, einer schneidet, das Tier heult, es ist wie ein langhingezogenes Gähnen, die große Schere klappert . . .

VI.

Auf der Straßenseite drüben Häuschen, wie Vogelbauer, die Balkons wie flüchtig angeklebt, alles scheint nur von vorläufigem Charakter, Gestalten mit dicken, schwarzen Augenbrauen im ersten, im zweiten Puppen-

stock auf Puppenaltanen, Spitzentücher im Haar... (das Bild von Manet, im Luxembourg, hat wohl nur Goyas Balkonbild nachgemacht.) Ein Junge singt, gezogen, grölend:



VII.

Zwei Hähne hacken einander, bis der eine im Sterben liegt. Der Sieger giebt keinen Pardon mehr und bläht sich. Ich weiß: auch er wird hinter der Szene wegen seiner Wunden geschlachtet. Dies ist das Nachdenkliche: auch der Sieger wird gleich nachher geschlachtet!

Das Schlimmste bleibt: Wenn der unterliegende Hahn sieht, daß er sterben muß, will er gern hinaus, — aber aus dem runden Aufbau, um den die Zuschauer sitzen, kann er nicht weg. Es gibt keine Tür. Der andre hackt und haut; Kopf und Hals sind wie ein Stück rohes Fleisch. Es gibt keine Tür, — der Unterliegende weiß, daß er sterben muß, er verhält sich jetzt still; vor dem Verenden ergreift ihn eine Hand.

Ein neues Paar kommt — und dem Sieger ist bestimmt, gleichfalls geschlachtet zu werden.

VIII.

Ähnlich wirkt die Todesangst der Stiere. Sie möchten fort, in einem gewissen Augenblick, ... nicht kurzerhand fliehn, aber sie wollen nicht mehr mitmachen; sie zittern am Hinterleib, sie erkennen die Furchtbarkeit dieser Menschenbestien, die sie quälen, langsam in die dunkle, letzte Daseinsecke treiben. Der Stier gewahrt, daß er sterben muß, — doch es gibt keine Tür. Ich sehe, wie er sein Wasser läßt. Ganz spät bekommt er den Herzstoß.

Von Maultieren wird der Körper hinausgeschleift, wie die beim ersten Ansturm entdärmten Pferde, die ihr armdickrotes Eingeweid' über die Erde nachschleppten, bevor sie mit sechs, sieben hohen rasenden Zuck-Würfen der Hinterbeine wie ein umgeworfener Riesensack seitwärts fielen. — — —

Eine Kinderei. Eine Schweinerei.

IX.

.....
Das Herrlichste an dem Alhambrapalast ist der Blick auf die Sierra Nevada, mit dem greifbar nahen, fremd-starrenden Schnee über einer verbrennenden Südlandschaft — mit ihrer strichweis steinblauen Ebene und andren, losgelöst emporsteigenden Bergen ... und Kesseln mit Zigeunerwohnungen in der Gebirgswand ... und mit einer weißbraunen Stadt in der grünen Tiefe ... und mit Rosen, Rosen, Rosen ...

Das Schönste bleibt der Blick auf diesen Schnee über der verbrennenden Südwelt.

X.

(Während ich das in Madrid schreibe, sitzt ein in Kaffeehäusern verkehrender Mops — nicht dick, sehr jung, sehr rassig, mißmutvoll wie seine Gattung — auf dem Stuhl nebenan, ich kraue ihn manchmal ... ich muß das Bild dieses Spaniermopses wenigstens durch einen Satz aufbewahren.)

XI.

Immer ist mein Herz hier auf Seite der Mauren. Ihr letzter, der schwache Boabdil, ist mir noch lieber als Ferdinand und Isabella zusammen, welche die Araberbauten verschimpft haben durch krummdunklen Krimskrams. Was die Mauren in einem unsterblichen Villen-Juwel gedichtet, das mißverstanden und verhunzten sie ...

XII.

Nur ein Villen-Juwel ist die Alhambra. Auch hier (wie in Griechenland) nur eine geniehafte Anmut. Keine Pelasgerei, keine Klotzerei: nur eine in jedem Kleinteil ausgearbeitete, durchgeführte, reichste, köstlichste, geniehafte Anmut.

Auch vor der Alhambra scheint mir die Peterskirche elend wie vor den großen Moscheen des Orients. (Während ich dies schreibe, fliegt von der Puerta del Sol in der Kühle des Vorabends ein Käfergeschöpf mit dickem Leib herein, kriecht und flattert an meinem Zarzaparilla-Glas empor — und eilt dann wieder auf die Puerta del Sol; es ist an einem schönen, vollen, schweren Frühlingsabend des Jahres 1905 — der Gedanke kommt mir: ich werde das nie wieder erleben, ... vorwärts geht es auf der Weltenbahn, vorwärts, vorwärts.)

XIII.

Die Erinnerung an den Sommerpalast der maurischen Könige wird bleiben. Himmlische Garten- und Brunnenstimmung; hohe und tiefe Gärten schweben über dem Tal, Gärten mit Vogelgeflöt, Rauschwassern und Rosen, Rosen, Rosen — bei starrem Schnee über dem verbrennenden Südländ.

XIV.

Goya, den man im Prado sieht, ist mehr als ein spanischer Niederländer. Leuchtender, buntfroher ... und furchtbarer. Das Erste, was ich zufällig erblicke, sind vier Mädchen, die über einem Tuch einen Kerl, einen Hampelmann, in die Luft werfen — alles gespenstig-heiter, sommerlich-skuril ...

Er gibt eine bunte Sonnenwelt — und das Hadesgrauen. Lemurenverzerrung, fahles Orkusgesindel; schwarzkahle Gespensterprozessionen, schauerlich-komisch plärrend im Dunkel. Das Wandeln eines seltsamen Zuges, eines Trosses; die Drolligkeit des Alb-

drückens, das Lächeln Verstorbener, spaßvolle Gerichtsträume, Jagdhunde dazwischen; Zwergmännchen wie mit einem Doppelgesicht, kleine Jungen mit kahlen, nackten Flecken auf dem Hinterkopf und schieläugige Kaffern, lallend-dümmlich. (In Zeichnungen steckt schon der ganze Rops.)

Eine alte Person braucht das Hinterteil eines Kindes als Blasebalg für ihr Feuerchen. Menschen als Tiere gesehen, wie der Bildhauer Rubek bei Ibsen tat. Hier trägt einer den Kopf an der unrechten Stelle. Bei einem Mädcl mit bloßem Busen und Arm der Umriß eines fetten Pfaffen. Zusammenstürze, Körperwirrwarr, Soldateska, weggeschleppte Leiber. Ein Weib mit einem Schwert geht um, sie ist klein und alt, das geschwungene Schwert gewaltig, furchtbar, Menschenköpfe wie in einem Sack davor. Der Hauch eines Hintern löscht eine Kerze. Kleine Steißhühnchen mit Mannsgesichtern werden ausgefegt, Vampyre, eine Irrenversammlung, am Bibliothekstisch sitzt ein Esel, unsterbliche Herrscherporträts — und rings herum die heitere Sonnenwelt Spaniens, eines glücklicheren Spaniens (heut ist es verfault, nein: verdorrt, von oben bis unten, von hinten bis vorne), die leichten Freuden Andalusiens, Späße, Auszüge, Landluft, Liebe, Zwischenfälle . . . und im Hintergrund der Dinge kaum fühlbar eine gespenstige Heiterkeit.

XV.

Hier steht ein größter Maler der Ober- und der Unterwelt.

Goya ist das Letzte, was Spanien erzeugt hat.

Wieder Spanien

I.

Ich fuhr von Nantes in den Süden Galliens. Ich ging aufs neue nach Spanien.

Ich sah den einen und andren Stierzirkus; ich sah gelegentlich, halbhoch auf dem Berg erbaut, eine Stadt aus der Maurenzeit.

II.

Schritt durch ihre Straßen an einem zerfallenen Schloß entlang, das Kaiser Carolus der Fünfte damals für seine Einsamkeit in steinernen Quadern errichtet. Und ich fühlte die Melodie des Namens dieser Ortschaft in meinem Ohr: Fuentarrabia, das bedeutet „Quell Arabiens“ . . .

Ich sah dann die Schneekette der Pyrenäen, während ich selbst in Südluft saß . . .

III.

(Ich ging nach Frankreich zurück und beschloß, in Südeuropa zu sterben . . . Zu leben und zu sterben.)

Kerkyra

Liebe Iris

I.

Schiffbrüchig traf Odysseus das Mädchen am Strande . . . Wer Korfu betritt, ist ohne Sagenkreis und ohne Homer bewegt von dem Glanz einer Natur.

Hier frißt sich alles satt, was auf vier Beinen sorglos herumläuft. Es ist die Duftinsel. Es ist der Fruchtgarten. Es ist ein verstärktes, südfeuchteres Italien; ein zusammengedrängtes.

Das Land voll von Ölbäumen, aber nicht von den dünnen, grau-verschimmelten, miekrigen, welche der Durchschnittswanderer sonst hübsch zu finden sich entschließt — sondern alte Riesenbäume sind es (wie man sie auch im Lande Kanaan sehen kann: zwischen Jaffa und Jerusalem); es ist der wundersamste Baum-

schlag in diesen rankenreichen, wucherisch üppigen, grün-silbernden Wäldern voll licht lachenden Himmels, . . . und mittendrin stehn schwarze, kohlschwarze, nachtschwarze Zypressen, steil, senkrecht, sicher, glut-erfüllt. Die heiteren Wächter des Paradieses. Selig trotz der Farbe.

Das bildet den Grundcharakter: diese Ölwildnis und diese Zypressen zwischendurch.

II.

Was aber sonst sich noch um die zwei Gewächse schlingt, was unter ihnen blüht, nickt, klettert, wuchert, einer holden Reife entgendämmert, — das ist nicht zu sagen. Schwer von massenhaftem Goldbehang . . . duftend, wie es im Jenseits riecht; ich kann mich anders nicht ausdrücken — obschon ich kaum jemals hin- komme.

Und Esel, Ziegen, Ochsen, — alles geht frei herum und frißt sich voll. Jeder so lange, wie er lustig ist. Und der eine klettert bald hinauf, bald kaut er näher am Wege, bald atzt er sich an Abhängen, im Blumenhag; ein Ziegenbock stellt sich wahrhaftig auf die Hinterbeine und frißt Rosen.

Warum nicht? Sind ja hier.

III.

Dies ist Korfu. Man muß hinaus, auf die freie Insel, die viele Dörfer, Niederlassungen, Gemeinden, Klöster fern umschließt, durch Bergtäler, Buchten, Höhen getrennt.

Doch überall dringt Duft des Meeres hin, in dem sich die Duftinsel, schmal und gekrümmt, zu wälzen scheint.

Überall sieht man übers Meer weg . . . jenseits des blauen Wassers die Gipfel des Landes Albanien. Über die blaue See; in der Ferne wird sie begrenzt; Berge, die schroff und graubraun hineinfallen.

IV.

Wenn man das zum ersten Mal erblickt, zehn Minuten nach der Ankunft, weiß man sogleich, was diese Insel für eine Bezwingerin ist: weil sie so viel Abwechslung an Wirrnis, Meerwasser, Bergküsten in der nahen Ferne bietet wie keine so leicht.

Man erinnert sich, daß sie zum Lande Hellas gehört, das an allen Orten selber durchdrungen ist mit Meerwasser, schmalen Busen, Berghöhen, Lichtern des Mittags . . . Freilich ist Griechenland (in Attika und bei Korinth) leuchtender, heiterer, südvoller . . .

V.

Als Odysseus die Nausikaa traf, mag sie wie ein erstes Menschenbildnis auf ihn gewirkt haben.

Und wenn sie nicht aus der Stadt Korfu selbst, sondern vom Lande war — aus der bergigeren Gegend —, würde sie auf unsereins ebenso wirken.

Die Damenschaft von Korfu, der Stadt, ist nicht schön. Nur entzückende Mädels bis zu fünfzehn und sechzehn, — was darüber ist, nein!

Die Korfiotinnen (immer in der Stadt selbst) wirken gar bald wie aufrechtgehende Dackel: klein, mit etwas nicht zu Beschreibendem, Unverhältnismäßigem in der Gestalt. Kurzum: reizlos.

Dagegen sind die Backfische lauter Engel, die zwölfjährigen Mädchen erst recht. Schlank, mit Gazellenschritt, strahlend, beweglich und mit lieben dunklen Blicken.

VI.

Wenn man aber aufs Land kommt, — Schönheit, Schönheit, Schönheit! Im Bergdorf Gasturi, wo die österreichische Elisabeth ihr stilles Schloß Achilleion gebaut hat, . . . in Gasturi laufen bloß Venusse herum.

Man kann aber ebensogut nach dem Dorf Hagideka gehn — und wird staunen, wieviel Schönheit noch

unter Greisinnen ist. (Dies Massenglück an Augen wird vereinzelt, selbst in Griechenland, sein.)

Dazu kommt ihre Tracht: das leuchtende Rot und Goldgelb der Röcke; dann der Kopfputz; merkwürdig. Er besteht bei verheirateten Frauen in Mengen falschen Haars, als Zeichen des Ehestandes schwer und dicht an den zwei Kopfseiten getragen. (Wie heut noch bei Jüdinnen, wenn sie heiraten, im Morgenland!) Das Haar ist so mit gewickelten Tüchern verschlungen, verästelt: daß man in dem Ganzen bloß einen Kopfschmuck findet, der fremdartig und nach Wildnis aussieht, aber ihnen sehr zu Gesichte steht; sind es Helleninnen?

(In Wahrheit soll sich hier der griechische Schlag rein erhalten haben. Die jungen Mädchen, also die unverheirateten Bäuerinnen, tragen nur ihr eignes Haar, nicht den wilden Riesenkopfschmuck, — sehn lange nicht so fesselnd aus, weil ihnen das fehlt. Augen aber haben sie.)

VII.

Unvergänglich die Erinnerung an Abende, wo man von irgendeinem Meerberg her, von dem Dorf, das oben lag, heimfuhr nach der Stadt Korfu; da man, je näher in der Ebene des Fruchtgartens die Stadt kam, immer häufiger die Griechenbäuerinnen traf.

Kamen von Wein- und Olivenfeldern; hatten Feigenbäume gepflegt, nach Orangen geblickt, Erdreich durchgraben (die Männer arbeiten hier nicht, Frauen sind Arbeitsbienen). Zum Schluß noch manchmal eine kleine Last Brennholz für das Herdfeuer auf ihr Haupt geladen.

So wanderten sie hin, manche ritt auf einem Esel, der Himmel strahlte violett, goldfarben, rot.

Weiß nicht, warum, — ich werde diese Abende nicht vergessen.

VIII.

Außerhalb der Stadt führt zu einem Meerberg die Phäakenstraße, — in griechischen Lettern liest man die Inschrift: *ὁδὸς Φαιακῶν*.

An diesem Phäakenweg steht ein kleines Haus, halb verborgen in Gerank, Baumschlag, Blumen, Blumen, Blumen.

Als ich zum erstenmal dort ging, am ersten Tage, saß ein fünfzehnjähriges Mädel davor mit zwei Freundinnen; jung, zart, groß; und rief mir übermütig in italienischer Sprache zu (denn viele können hier italienisch, sie reden zu den Fremden so), ich möchte sie abnehmen. Ich trug meinen Kodak in der Hand.

Ich sprach zu ihr, es sei „non assai di luce“, auf deutsch: nicht genügend Licht; und ging weiter.

Als ich zurückkam, waren die Freundinnen weg. Ich sprach mit Lachen: jetzt sei sie allein, — eine schlichte Bemerkung, weil ich es ja sah.

Sie war aber wie ausgewechselt; mäusestill; die Sicherheit verschwunden, die ihr vorhin die Freundinnen gegeben, — ich sah, indem ich weiterging, wie sie blutrot stand, mit halbgesenkten Augen.

Iris!

IX.

Am 6ten Mai war der Geburtstag des Basileus von Griechenland, alles Volk strömte hinein in die Stadt.

Ich war am Vormittag in einer Barke hinausgefahren nach der Zypresseninsel, war dann gelandet; ging zu Fuß wieder am Phäakenweg vorbei: um die Kleine, wenn ich sie treffen sollte, zu photographieren; ihr Bildnis mit in mein Leben zu tragen.

Das Haus war fest verschlossen; ausgeflogen alles . . .

X.

In Korfu, auf dem Hauptplatz am Meer, spielte Musik; was gehn konnte, bewegte sich auf und nieder,

auf der alten Meeresburg hoch wurden ein paar Flammen angesteckt.

Ich wollte nach Haus, um des nächsten Vormittags abzufahren. Da rief mich jemand.

Strahlend (mit der Mutter, die vorneweg ging, und einer älteren Schwester, die man an der Ähnlichkeit erkannte), strahlend rief die Kleine „Speran!“, das heißt „Guten Abend“, von dem griechischen Wort „Kalén hesperan“.

Ich grüßte wieder ...

Ich sah ihr nach; sie sah mir nach; zum Schluß grüßte sie noch einmal, halb verstohlen, aber herzlich, herzlich.

XI.

Weiß nicht, warum diese Begegnung inmitten des Menschengewühls mir in der Erinnerung blieb ... und heute wieder auftaucht, wie etwas Frohes, das einem widerfahren ist; obschon wir nicht zwanzig Worte zusammen gesprochen hatten. Doch ich trag' es in mein Leben.

Korfu-Nachklang

Auf dem Blütenanger Korfus,
Selig-sacht in See vergraben,
Gehn die meisten Kinder borfuß,
Weil sie keine Stiebel haben.

Gang nach Sunion

Geschrieben im Ägäischen Meer,
bei Chios, im Juni.

I.

Jemand ist „braun und blau“ geschlagen worden. Diese zwei Farben sind, merkwürdig, die Grundfarben

der griechischen Seelandschaft. Der herrlichsten Meerschaft, die ich kennen gelernt.

Während ich das schreibe, spritzt auf das Papier eine Welle. Muß mich an einen geschützten Punkt zurückziehen . . . So; — hier hält man die Blätter des Tagebuchs auf den Knien . . .

Ich will erzählen, wie ich, von Athen aus, nach dem Vorgebirge Sunion kam.

Oder soll ich den Ritt nach Akrokorinth . . . ? Nein, lieber Sunion.

II.

Fährt man durch Attika, so erblickt man bald rechts, bald links das blaue Meer. Es wird noch verdeckt, wenn man am Hymettos, dem honigreichen, vorbeikommt . . . und in naher Ferne den Pentelikon liegen sieht, der so holden Marmor birgt.

In „naher Ferne“ — das ist die Losung für Griechenland. Sein Wundersamstes: die Greifbarkeit. Die Übersehbarkeit der Dinge. Alles ist nah. (Was nützt mir die schönste Stiefelform Italiens, wenn ich sie nicht übersehn kann?)

Die griechische Landschaft, Meerschaft, um Attika herum ist freundlich-hold und ernst zugleich; nicht gewaltig; sondern von einer geniehften Anmut. Diese Gebirge hier sind ja kaum höher als etwa das Eulengebirg in Schlesien — — aber sie wirken ergreifender, weil sie ganz von braunem Gestein sind (einfach von braunem Gestein ohne Bäume); und weil sie dicht am Meer liegen, ja aus der Salzflut emporsteigen; und weil diese Salzflut waschblau gefärbt ist . . . und weil die ganze Gegend dereinst von Künstlern der Menschheit bewohnt war. Und weil . . .

III.

Und weil Feigenbäume und alte Ölbäume dastehn; weil alles in strahlendes Licht getaucht ist; weil man die leuchtende Heiterkeit eines großen Südens spürt,

der nun verlassen ist von weißen Gestalten — weil das Ganze wie ein Morgen von unaussprechlicher Holdheit bleibt.

Deshalb schaut man es nicht ohne die tiefste Bewegung und nicht ohne die herrlichste Heiterkeit seines Lebens an.

IV.

In Laurion — wo einst die Silberbergwerke auf den Rat eines verschmitzten Atheners dem Land eine Flotte schufen, eine Flotte kostet Geld; in Laurion, wo man heut noch Silber fand; weshalb die Enkel des Themistokles Laurion als öffentliches Eigentum erklärten . . .

Aber der Satz hier kommt nie zu Ende; also: in Laurion aß ich einen kalten gebratenen Fisch, der mit Öl und Knoblauch mariniert war.

V.

Dazu trank ich geharzten Wein. Zuerst macht man ein langes Gesicht. Allmählich gewöhnt man sich an den Trank.

Ein junger athenischer Arzt hatte mir versichert: nur der Anfang ist schwer, dann schmeckt er gut. Ich sagte mir also: daß ich möglichst viel in möglichst kurzer Zeit davon trinken muß, um auf den Geschmack zu kommen. Hatte darum seit meiner Ankunft in Griechenland fast ununterbrochen Baumharzwein getrunken. Gute Folgen fleißigen Verhaltens: ich trank den Frühstückswein zu meinem Knoblauchs-fisch in Laurion mit dem Behagen eines milden Kenners — und nur manchmal noch sprach meine Seele: er schmeckt wie Möbelpolitur.

VI.

Von Laurion gibt es keine Verbindung irgend fester Art nach dem Kap Sunion. Ich beschloß diese zwei Meilen (soviel beträgt der Weg nach dem weltverlassenen Vorgebirg und zurück) zu Fuß zu machen, —

trotzdem der Juni zu Ende ging und die Sonne Griechenlands herniederschien, was sie konnte.

(Warum sollte man vor dem Hitzschlag Angst haben? Die lange Seefahrt, die hinter mir lag, hatte Kraft geschenkt, die vor nichts schauderte. Der Geist war durch den Anblick von Lissabon, durch den Besuch von Algier mit unsagbaren Herrlichkeiten, von Malta, der gelbsteinern seltsamen Insel, wo man ein Gemenge von Arabisch und Italienisch spricht, so überschüssig geworden, daß man ein paar Verse aus dem Faust berief: „Ich fühle Kraft, mich in die Welt zu wagen, mit Stürmen mich herumzuschlagen, und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen!“ Ich verzehrte rasch den Kopf des Knoblauchfisches, trank die Möbelpolitur aus; trat den Weg an.)

VII.

Er ging über baumlose Hügel, dann über Abhänge, dann eine Zeit lang in der Ebene — — alles schattenlos!

Ich zog mein Taschentuch, machte mir eine Art Tropenhelm; hernach verzehrt' ich eine der zwei Orangen, die ich eingesteckt — denn an dem verlassenen Kap ist nichts zu finden, man muß den Vorrat mitnehmen. Dann ging es weiter.

Nach einer Stunde kam ich an ein kleines Gehöft, das mutterseeleneinsam zwischen ein paar Feigenbäumen und Pistazien lag. Alles tot. Ich rüttelte am Schloß — keine Antwort. Ich ging um das Haus herum; da saß eine junge Frau am Tisch, fünfundzwanzig Jahr, pechschwarz mit brauner Gesichtsfarbe, und schlief. Ich weckte sie.

Als sie mich nach kurzer Frist auf den Weg gebracht, — ich dankte ihr noch, und sie erwiderte nach Art der Griechen *tipote* (warum?), wie die Franzosen „*pas de quoi*“ sagen, und wie die Italiener „*niente!*“ murmeln — als sie mir lächelnd ernst den Weg gewiesen, stieg

ich zu steinernen Seefelsen empor, von denen mehrfach der Pfad wieder abwärts führte — — — — bis ich plötzlich beim Überschreiten eines Ufergebirgs in der Ferne weiße Säulen winken sah.

Auf der letzten Höhe standen sie, über dem Meer.
Das war der Tempel der Göttin Pallas Athene.

VIII.

Ich blieb stehn, streckte die Arme aus und rief:
„*Ω θεα!*“ Zu deutsch: „O Göttin!“

Denn in solchen Gegenden wird der Mensch leichtlich von einem Raptus befallen, — man tut sich keinen Zwang an, äußert seine Gefühle, frei, in die Natur.

Darum rief ich mit lauter Stimme über die Felsen hin: „*Ω θεα!*“

IX.

Das alles klingt, wenn ich es hier erzähle, scherzhaft. Es war jedoch eine Stimmung von letzter Bewegtheit. Ich sagte schon: vieles in diesem Lande kann man nicht anschauen ohne die tiefste Erregung, zugleich nicht ohne die herrlichste Heiterkeit seines Daseins.

X.

—————
Nach einer halben Stunde stand ich oben zwischen den Säulen des Tempels. Es war der letzte Vorsprung nach Süden; es war die Stelle, wo Attika ins Meer taucht.

Der Tempel steht auf einem steilen, steilen Felsen. Weiße Marmorsäulen; in des Perikles Blühzeit errichtet. Unten brandet kühl-sonnig die waschblaue Salzflut. Man hört keinen Ton; die ganze Stätte . . . verlassen.

Nur den Schiffen, die unten vorbeifahren, ist das Säulenkap noch etwas wert als Richtungsmerkmal — wie ein Seezeichen; wie eine Boje; wie irgend eine aufgerichtete Stange. Mehr nicht. Der Tempel der Göttin

Pallas Athene ist verschollen. Besteht nimmer für diese Gegenwart. Die Seeleute nennen das Vorgebirge „Kap Colonnäs“ ... Uäh! ... Kein Kapitän weiß, daß eine Götterjungfrau mit Schild und Speer und Helm und mit dem Eulenvogel hier gehaust; niemand erinnert sich, daß sie dem leibhaftigen Zeus aus dem Kopf gesprungen; daß die Bürger der untergegangenen Stadt sie liebten: als die Ihre.

XI.

.....
Nicht weit von dem Tempel, kaum eine Viertelstunde entfernt, sieht man im Tal ein Haus liegen. Von dort war das Grautier entlaufen, das ich oben zwischen den Tempelsäulen stehn fand. Das grasende Eselein fürchtete sich etwas, als ich allein heraufkam. Es sprang über die Marmortrümmer und eilte zu Tal.

XII.

Vor mir lagen die Kykladen ... Die Luft in Griechenland ist von besondrer Art. Sie hat wenig Feuchtigkeit, so erkennt man alles klar auf große Entfernung hin. Die Inseln Keos, Naxos, Andros tauchten auf, rechts lag Aegina, links die zauberischen Umrisse von Euböa, und hart zu meinen Füßen im waschblauen Wasser die kleineren vulkanischen Eilande — Makronisi nebst allerhand Schwestern.

Man spürt: eine plötzliche Gewalttat der Natur war die Wiege dieser Herrlichkeiten — anders wär's nicht möglich, daß so berghoch braunes Gestein aus dem dunkelblauen Meerwasser ragt. Zehntausend Jahre dauert die Wonne vielleicht schon, ... wer weiß, wie lange sie noch anhält.

Eines Tags werden sie untergehn, wie gewisse asiatische Eilande, wie vielleicht Martinique, Tenerifa, ... und niemand wird ahnen, was hier gewesen ist.

Dann, Mensch, will ich auferstehn und sprechen:

„Ich habe sie noch gesehen, — sie waren von unvergänglicher Holdheit, wenn sie schon vergangen sind; und wunderbar ist die Größe dieses Daseins, weil man solche Dinge erblicken kann; ich habe sie erblickt.“

XIII.

Vom Tempel der Göttin Athene ging ich nordwärts zurück. Durch die zehrende Sonnenglut, als ein geheimer Mann, — Düfte von Buchsbaum und Rosmarin erfüllten die Luft; und aus dem blauen, lächerlich blauen, lügenhaft blauen Salzmeer kam ein Hauch empor, ein Ewigkeitshauch, ein Hauch von Götterschönheit.

Und dann, als Laurion längst im Rücken gelassen war, lag Abendglut über den Bergen von Euböa, verglimmendes Feuer über dem Hymettos, Götterglanz auf allen Höhen.

XIV.

Ich sah bei der Heimkehr die Akropolis in Dämmerung versinken. — —

Caput IV

BRITISCH

Engländer im Schiff

I.

Etliche Tage war ich auf ein von Engländern behaustes Schiff geraten; wir lebten fast eine Woche friedlich mitsammen. Es sind gewaschene, sozusagen aus Erziehung freundliche Menschen.

Sie scheinen das Freundliche so erlernt zu haben, wie das Halten des Rackets, das Zurückschlagen des Balls.

Die Folge dieser mechanisch errungenen Fertigkeit ist: daß man zwar keinen Taktlosigkeiten in ihrer Gesellschaft begegnet; daß sie nicht brüllen, statt zu sprechen; daß sie nicht mit Vertraulichkeit unangenehm werden; daß sie jeden ruhig seines Wegs ziehn lassen, auch wenn er sich absondern will; daß sie sorglich-feinere Menschen sind. Immerhin . . .

II.

Etwas bildet sich in ihren Äußerungen heraus, das auf die Nerven fällt. Entsetzlich ist es, bei Tisch, auf Gängen, Korridoren, Landwegen mit vierzig Menschen stets zusammenzutreffen, von denen jeder jedesmal sich verpflichtet glaubt, Höflichkeit halber zu betonen, es sei ein kühler Abend, oder es sei ein schöner Tag, oder es sei eine hübsche „Szenerie“. Immer mit denselben Ausdrücken. Die Vokabeln „a splendid day“, oder „a

fine morning“, oder „it looks very nice“, oder „it looks awfully nice“, oder (beim Teetrinken früh) das unvermeidbare, freundlich neckende „so late!“, so spät! — alle diese Worte hört jeglicher, der mit ihnen zusammenhaust, so oft, bis er nicht mehr anders kann und am Mastbaum emporklimmt.

III.

Reden sie nur so schablonig . . . oder empfinden sie auch so? Manchmal scheint es, als hätten sie überhaupt nicht viel Empfinden für allerhand Lebensgebiete, — für Das nicht, was wir als das träumende Blut eines gelockerten und erzitternden Menschen ahnen.

Einmal, als das Schiff irgendwo hält, machen etliche von uns einen Spaziergang — bis wir an einen Berg kommen, der ganz unten völlig vergletschert ist. Eisblöcke; mit Rasen und Donnern eines wütenden Stroms. Alle haben denselben Ausdruck: „It looks so nice“, es sieht so nett aus.

Wo steht ein Mast?

IV.

Es ist ja hübsch, wenn man in solchen Augenblicken nicht die Wacht am Rhein singt . . . (und Nachbarinnen auch nicht Eisklumpen unter die Nase hält mit den Worten: „Willste mal an die Knospe riechen?!“) Aber man hat hierfür den Eindruck, daß diese täglich in Erzogenheit turnenden Menschen oft leer sind . . .

V.

Manchem wird man gewisse Dinge nie klarmachen. Ich traf in Drontheim englische Bekannte. Dort ist ein Dom, der in seiner Einfachheit den seltsamen Nordcharakter der Leute (sie haben nur drei Monat lang ein bißchen Sommer) zeichnet. Die Natur dieser verlorenen Siedelungen ist Aufhören, Spärlichkeit, — alles das spiegelt sich in Beleuchtung und Bauten.

Meine englischen Freunde sagten (übereinstimmend):

„Es gibt viel schönere Kirchen in Italien, Frankreich und England!“ Das weiß ich . . . Den Leuten fehlt nur der Sinn, etwa den Reiz dieser Spärlichkeit, eben dieser Nördlichkeit zu schmecken.

VI.

Trotzdem haben sie (bestimmt in allen äußeren Dingen, aber nicht nur darin) Vorzüge. Wo sie hausen, ist gut sein. Siedelungen, welche sie mal im Besitz gehabt, wie die jonischen Inseln, zeigen von diesem Punkt ab Fahrstraßen im Gebirg. Auch sind sie, das muß ihnen jeder Neid lassen, gut angezogen. Beide Geschlechter. Auf sie zu gucken, bleibt eine Freude. Beim Essen langen sie auch nicht mit einem gereckten Arm, der wie ein Schmiedehammer zu fallen scheint, über den Tisch nach der Kompottschüssel. Haben eine nördliche Ästhetik, die vorher in diesen Gegenden bestimmt nicht war und wohltuend bleibt. Sie haben endlich (dies ist das Wertvollste) die nicht ausrottbare Achtung vor der Unabhängigkeit; dieser oft betonte Zug offenbart sich in Kleinigkeiten beim Zusammenleben auf einem Schiff.

Sie haben — nicht nur durch Geld, sondern durch Duldsamkeit ihres Auftretens — draußen unter den Völkern viele Freundschaft erworben. Die Briten sind ein Volk, das sie selbst mit dem Wort clever bezeichnen würden . . . was auf deutsch ein ausgeruhter Kopf heißt. Nett zu Fremden in hohem Grad. Sie haben ihre Tugenden.

Und nur eines fehlt ihnen (was unser ist) —: dieser schwingende, zwischen den Dingen flirrende, kaum zu beschreibende Sinn, der an tausend Begebenheiten der Seele tausend Stufungen fühlt; der unbewußt in alle Spalten des Innern lugt; und der am letzten Ende nichts andres ist als . . . das Herz der Kunst. Etwas, das mit dem sozusagen Musikhaften der deutschen Welt verflochten scheint.

VII.

Darum sieht ein Deutscher den fast südlichen Glanz mancher nordischen Stunde, das verdämmernde Glück mancher felsfernen Abendlichkeit mit andren Augen an — auf demselben Schiff.

Auf demselben Schiff.

Aber William Turner

I.

Vor dem kommt mir bisweilen der (falsche) Gedanke, er sei der größte Maler aller Zeiten gewesen. Turner ist in London das Einzige, was die Sehnsucht weckt, seine Stadt wieder zu betreten. Das Wunder.

Wie dieser gewaltige Kerl damals Luft, Sonne, Gewölk, den Dunstschimmer ob der Flut; wie er den ersten Eisenbahnzug mitten in der Luft, umsprüht, umspritzt, umglänzt, umraucht, umfaucht hingesezt hat; wie er zugleich Italien, wie er zugleich griechische Mythologie, wie er zugleich Seeschlachten gemalt hat: — das läßt sich . . . vermutlich eher durch Musik ausdrücken.

II.

In diesem Norderlande hat ein Südmensch gehaust.

Er sah vielleicht, weil hier geboren, allen Glanz einer besonnteren Welt, die fern von der seinen war, mit doppelt gierigem Aug'.

In seiner Heimatsluft, in England, beschwor er mit rauschartiger Übertreibung, was nur jene farbige Mittelmeerwelt schenken kann.

III.

Für mich der leibloseste, seligste der Landschaftler. Landschaftler? Luftschafter — sollt ihr sagen. Meer-schafter.

Himmelsmaler, Wassergeist, Farbendämon, in stärke-

rem Grad . . . als ein Abkonterfeier dieser mit Städten gezirkelten Kulturerde.

IV.

Er war, scheint mir, gewissermaßen der erste, welcher vor Erfindung des Flugzeuges die Welt von oben gesehen hat.

Sein Werk ist voll Glück und Verschweben.

Er saß, schuf, kämpfte, verscholl in einem Lande, dessen Dichter den Ariel ersonnen.

V.

Der leuchtmächtigste Glanz dieser Stadt ist nicht draußen zu suchen — ihr (im südhaften Sinn) höchster Glanz steckt zwischen vier Wänden.

Im Nebelland.

Church

I.

Sind Engländer außerhalb Londons zusammen, so schwirrt das Wort Kirche, „church“, auffallend häufig durch den Raum.

Themen, die unter solchen Engländern wiederkehren. Erstens; jeder sagt zum andern — auch wenn er ihn nicht kennt — es sei ein wundervoller Tag heut, a wonderful day, oder sehr heiß, oder ein bißchen stürmisch.

Zweitens; man hört church, entweder mit dem Zusatz: es war ein recht guter Gottesdienst, oder es war ein großartiger Gottesdienst, a splendid service. Sind Sie heut früh in der Kirche gewesen? Oh yes — ein sehr guter Gottesdienst.

In jedem Nest Frankreichs an der Nordküste gibt es ein englisches Kirchlein. Nicht hinzugehn erscheint wie ein Merkmal dafür, daß man nicht zur guten Gesellschaft zählt.

II.

In Suffolk; auf dem Land. Ich war befreundet mit eines Ministerialdirektors Familie; Vater, Mutter — und ein Sohn aus Oxford. Die Mutter: reizende, wenn auch äußerlich nicht gesegnete Dame von großer Munterkeit des Geistes. Sprach gut französisch, hatte vor Jahren in Homburg leidlich deutsch gelernt. Schien ganz weltlich; als aber der Sonntag erschien, war sie die Erste, welche den Satz, den oftgehörten, durch den Raum rief: „Have you been in the church?“

Ich sprach mit dem Sohn aus Oxford; er war mit in der Kirche gewesen; ich sagte zu ihm: „Sie haben mir doch gestern Abend im Mondschein eine ganz verwegen ungläubige Weltanschauung auseinandergesetzt — und am nächsten Morgen gehn Sie in die Kirche?“

Er sprach: „In der Familie wird der Unterschied in den Meinungen nicht zum Ausdruck gebracht. Ich habe meinen Vater im Verdacht, ein Atheist zu sein; wir sprechen darüber niemals, doch ich weiß, daß er die Existenz Gottes leugnet — aber er sagt es nicht, und wir begleiten Mutter in die Kirche, als Sohn muß ich das auch tun. Nein, solche Dinge behandelt man am besten nicht in der Familie, meine Mutter ist überdies aus Irland, aber ich bin nicht etwa gläubig, Sie wissen ja, wie ich denke.“

Als dann ein älterer verwitweter Engländer bemerkte, daß er ihn Morgens in der Kirche getroffen, sprach der junge Mann mit inniger Überzeugung: „A splendid service!“

Musik nach dem dinner

I.

Nordfrankreich ist im Sommer nicht französisch, sondern englisch. Englische Damen beherrschen das Französische besser als deutsche Damen. Fast jede hat

ein Jahr in einer französischen Familie gewohnt; sei es im Pyrenäenwinkel, sei es in dem goldenen Mittelstück an der Loire, sei es am Triumphbogen in den Elysäischen Feldern.

Die Aussprache jedoch bleibt ganz englisch.

II.

Spaßig, wenn sie nach dem dinner Musik machen.

Sie bitten, auf dem Klavier etwas aus dem Parsifal zu spielen.

Wie zur Belohnung naht eine alte Engländerin und sagt, um ihr Sachverständnis zu beweisen, auf französisch in furchtbarer Aussprache: „Monsieur, est-ce que vous connaissez — viele Engländer sagen so statt connaissez — est-ce que vous connaissez par hasard Cavalleria Rusticana?“

III.

Oft holde Stimmen — der kindliche Klang darin, den dieses im Umgang liebenswerte Eilandsvolk so häufig durchtönen läßt.

Sie singen furchtbaren Schund. Süßliche Schmachtfetzen wie (ich habe mir ein paar gemerkt), „Rose in the bud“ Musik von einer unbekannten Dorothy Forster. Oder Strophen, deren erster Vers lautet: „Once I was heartsick“ „Einst war ich herzkrank“, Worte von Lady Lindsay.

Lassens „Stell auf den Tisch die duftenden Reseden“ ist meinerwegen recht hübsch — aber englische Musikfreunde singen es häufiger als Schumann und Schubert.

„Still wie die Nacht und tief wie das Meer soll Deine Liebe sein“ — das Lied von Bohm gehört zu ihrem festen Bestand.

IV.

Es ist, als ob die Musik für ihr Empfinden etwas ganz Ausländisches, Exotisches wäre; wonach man sich

sehnt — und welches unter einer andren Sonne wächst.

O schönes Deutschland!

Konservativ

I.

„Have you been in the church?“ rief in Frankreich eine sechzigjährige Dame durch das Frühstückszimmer. Sie war hochkonservativ . . . und Suffragette, Frauenrechtlerin —, eine von den wilden. Begnügte sich nicht, in Wort und Schrift für das Stimmrecht zu kämpfen. Hatte Steuern verweigert; die Volkszählung verhindert . . .

Ihre Tochter, schlank, vierundzwanzig, schwarz, mit etwa vierzig weißen Haaren an einem Fleck (bei dem jungen Gesicht reizvoll), half ihr.

II.

Eine lodernde Flamme; Hingebung an diesen Kampf. Sie sprachen von nichts andrem. Der Tochter war von einem policeman das Kleid zerrissen worden; er würgte sie am Hals: es war bei den großen Krawallen. Doch sie war konservativ. Und beste Gesellschaft.

Stockkonservativ. Beide mißbilligten alles Liberale, Sozialistische: „Wir sind konservativ; man muß konservativ sein.“

Der Schwiegersohn hat einen hohen Posten in der indischen Regierung. Die Tochter mit den vierzig weißen Haaren ist Mitglied eines konservativen „wounded and blessed convoi corps“, das ist ein Kreis jungen Damen, die von Unteroffizieren gedrillt werden; nicht nur Krankenpflege; sondern auch (im Herrensitz!) reiten. Der anständige Mensch fing beim Konservativen an.

Aber, wie gesagt, sie schlug sich mit dem Polizisten;

die Mutter hatte bei der Volkszählung einen ganzen Gasthof gemietet, von dort Verwirrung zu säen.

III.

Solche Konservative gibt es bei uns nicht.

Es ist schwer, dieser Menschengattung auf den Grund zu kommen . . . Nur eins weiß ich sicher: sie sind oftmals, die weiblichen, wunderbar nett.

Pastorskind

Stella

I.

Ich schreibe das ins Tagebuch auf dem Atlantischen Ozean; allzu weit nicht vom Wendekreis des Krebses im Mai.

Bin wieder mit Angelsachsen; war mit Angelsachsen; Köpfe, Silhouetten, Schatten; oft mehr als Schatten, — denn ich spüre noch heut ihren Händedruck. (Aber wenn ich in Deutschland bin, im Winter, dann werden sie Schatten sein; Schatten über die Erde zerstreut; diese Erde, die selber wandert im Weltenraum, wie wir über die Erde wandern) . . .

II.

Wir spielen den ganzen Tag Deck-Coits (so ähnlich klingt's), nämlich ein Wurfspiel mit aufgezeichneten Kreidestrichen und danach zu schleudernden Rundplatten: so daß der Geist als ungesunde Funktion des Körpers wirkt.

Es kräht in mir eine Stimme: Hipp, hipp, Hurrä! Halloh, go on! Aoh, aoh!! . . .

III.

Eines englischen Landpfarrers Tochter war es, die mir auf einer Insel in den Weg lief. Bleibt als Pastellbild im Reiseranzen. Wie ihr die dunkelblonden Haare

just an der Brandung des Atlantischen Ozeans leicht um die Schläfe flogen.

Tenerifa! Schwarz ist der Sand auf diesem Eiland des Atlantischen Ozeans, kohlrabenpechnachtschwarz, und doch macht man sich nie schmutzig daran, denn es ist in winzige Teilchen zerriebene Lava.

O Blondhaftigkeit dieser jungen Engländerin. An Dattelpalmen verschwand sie vormittags; ich hörte den Ozean stärker brüllen, während Sonne hoch über den Felshöhlen und dem schneebedadenen Gipfel des Höllenvulkans zehrender meine Haut fraß.

Ihr Pastell blieb im Reiseranzen für ein paar Tage, für ein paar Wochen — und wird nun hier in rasch entworfenen Linien dem Archiv der Ewigkeit einverleibt. Stella hieß sie. Tochter eines clergyman auf dieser Insel. Saß lieblich und scheu unter festgekleideten drei Weißköpfen. Gab mir Tee.

Junge blonde Mama für jedermann. Mädchenmama.

Ich hab' ihr ein Denkmal gesetzt in meiner Schriften zweitem Band — in dem Kapitel „Shaws Anfang und Ende“. Gesegnet sei ihr Andenken.

IV.

Den drei Greisen schritt sie voraus, in den drawing-room. Alle vier setzten sich, spielten bridge, zwei Stunden lang. . . Ich ging hinaus, wo der Mond auf allerhand Felsen schien und die Brandung ihm etliche Stockwerke hoch entgegenschwoll.

Ich streichelte dort eine Araukarie, die just ihr Geäst (es sind keine Äste, es sind Ornamente!) freundlich meinem Ohr näherte.

Ging manchmal hinein in den gedämpft erleuchteten Raum, wo zwischen den Greisen das Pastell bridge-Karten aufdeckte versenkt in das Spiel, in köstlich vornehmer Haltung unter den weißen Gentle Männern, mild-lieblich und in evening-Kluft, mit dunkelblondem Haar.

Jedesmal beim Eintreten knarrte der Fußboden etwas unter dem Teppich, das Bild des Lebens sah sich dann um, und dachte: das ist der Mann, der mich am Meer so angegafft hat, als Joe und Lilian badeten.

Und sah mir freierherzig und treumütig und freundlich und offen als blonde schlanke Mädchen-Mama sorglich ins Gesicht.

V.

Während ich zwischen der Goldküste und Südspanien schwimmend, dies hinschreibe, steht das Bild des Lebens, von der Sonne bestrahlt, fern auf der Insel; und läßt noch immer die zwei Kinder im Schutz eines Felsens baden, ihre Haare flattern im warmen Wind . . .

Auf Deck fliegen die Rundplatten nach dem aufgezeichneten Kreidestrich; das nächste game soll ich mitspielen. Im Augenblick zu leben ist auch nicht schlecht. Das Schiff streicht durch die Wellen.

Rasch nur dies Wort noch: bei etlichem Zusammensein mit den Briten macht man die Beobachtung, daß von ihnen eine . . . eine Poesie der Wohnlichkeit ausstrahlt. Wir sollen dieses Volk nicht hassen, — sondern ihm lediglich (ohne Haß!) wegnehmen, was es an Kolonien zu viel hat.*)

VI.

Jeden Morgen, wenn Engländer sich in größerer Zahl zum Frühstück setzen, gibt es porridge (das ist: Hafergrütze) zum Eingang, bevor die Schinkeneier oder der Frühfisch oder die Marmelade drankommen.

Hafergrütze. Die Männer essen sie, die Sportkämpfer, die Diplomaten, die Hochkirchbischöfe, die Offiziere, die Kinder, die Pastelle.

*) Geschrieben 1908.

Hafergrütze. Man gießt Sahne drüber, streut Zucker drauf.

Hafergrütze. Wie müßte sie mein Uäh besänftigend verklären im schriftstellerischen Kampf; die Seele freundlich machen zu einem Aoh, aoh!

Jeden Morgen bekäme man porridge von etwas Blondem angebracht . . .

VII.

Porridge, eines von den mancherlei Paradiesen, die wir aus der Ferne bloß erblicken — wie eine Insel im Weltmeer, die uns entschwand mit ihren Felsen, ihren Dattelpalmen, ihren Bananenwäldern, ihren kosenden Araukarien, ihrem Sonnenschein, ihrem Pastell, ihren zwei badenden Kindern Joe und Lilian.

VII.

Porridge! Paradies! dinner jacket! Teetassen! drawingroom! Körpersport! governess! Blondhaftigkeit! Aoh aoh! . . .

Suffolk

Elsie

I.

Über den Aufenthalt in den köstlichen, stark- und lieblichen Gefilden von Suffolk mit zwanzig gut alt-englischen Ortschaften, über den Zauber der rasch im Landleben verfliegenden Tage mit Rad- und Autojagden, Turmbesteigungen, Tanzereien, Abendmusiken, Picknicks in Ruinen, Tennispартien auf dem Rasen . . . und einem Dutzend herrlicher Menschen — über das alles soll nichts gesagt werden, weil es zu schön war. (Und weil es schon gesagt ist: im zweiten Bande der „Welt im Drama“; in dem Abschnitt „Come here, good dog!“)

II.

Aber, nein; sehn möcht' ich, wer mich hindern wollte, das nochmals herzusetzen. An seinen Platz. Denn es giebt, von England, mehr als Bände; mehr als Bibliotheken.

Also: Suffolk.

III.

... Bobby. Von Aberdeen. Ein Menschenhund. Oder ein Mensch? Mit Bart. Kurze starke Beine. Großer Kopf, schwarz, langes schwarzes Haar, großbeseelte schwermütig dunkle Augen unter Strähnen. Aber ein ganz großer viereckiger Kopf. Nach Erkenntnis blickend, mit gefestigtem Takt und schwermütiger Zutraulichkeit. Beinah so menschenhaft wie ein Seehund (Seehunde sind neben den Rassen der Semiten und Indogermanen eine besondere). Ich gedenke meines Seehunds Naemi, den ich aus der Nordsee lebend zu mir in den Grunewald nahm; wo er auf meinem Balkon lebte, mir wie ein Kind nachlief; heulmauzte, man solle sich mit ihm beschäftigen; bis ihm ein Tierarzt in die rechte Flanke Strychnin gab. Diesem Vieh, das seelisch bedeutender war als die meisten Romanschriftsteller, kam Bobby von Aberdeen fast nahe.

Nicht so gern hatt' ich Billy-Billy-Billy; weiß, kurzhaarig, alltäglich. (Nur am Strand auf den gehäuften Steinen, wenn das Grünweiße herandonnert, ist Billy-Billy-Billy wichtig, hervortretend, knabenhaft: er weint, man möge ihn doch etwas zu Werfendes holen lassen; er quält, bis man etwas hinflitzen läßt; er frißt hernach daran mit weitem Mund, wenn es auch ein Stein ist. Billy-Billy-Billy, gieb ihn heraus. Nicht. So. Come here, good dog. Er liebt seine Kind-Herrin; mit ihrem weißblonden Haar, ihrem braungebrannten Gesicht. Doch ernster ist Bob. Dear, dear Bobby.)

IV.

Jeden Mittag um zwölf on the beach schwimmen und stoßgleiten an der Meerlänge dieser Dorfschaft ein Dutzend Menschen, zerstreut, Mädelgestalten tauchen wie Robben, Fischottern. Sommersonne blitzt auf hohe verlassene Wellen und über ein glückliches Land mit Efeu um graue, breittürmige Kirchen, mit Hecken, Blühwassern, Entenjägern, Kühen, alten Bäumen, niedrig alten Häuselchen, Holzpuppen von einem früheren Schiffsrumpf davor; mit kurzem Rasen, mit Moorland, mit Ginster, mit Heidekraut, mit einem Fluß in der Tiefe, silbrig, an dicken Stämmen, mit Pachthöfen — mit dieser Küste voll hochgeröllten Gesteins, mit Achat . . . und mit den tauchenden Robbenladies.

Der Menschenhund, mit kurzen Beinen, schwarz, herrlich klotziger Kopf, sieht ernst, schwermutvoll, die Rute wagrecht, die Lauscher hoch, in das Weltall — gespannt.

Good dog.

V.

Oben, über dem Meer: Dunwich Abbey. Eine Ruine. Hoch sitzen wir. Vierzehn Kirchen, vierzehn Dörfer unten vom Wasser geholt.

Seitwärts tief abstürzend ist Sandboden, zerfallene Sargreste gucken seitwärts, ich greife Knochen, einen alten Backzahn mit drei festen Wurzeln . . . Aus manchen Orten der Nachbarschaft sind wir zusammengekommen. Nur Wesen dieser Insel außer mir. Die elfjährige Margaret und John und Arthur und Marjorie und Cecil und Lilian und Elsie. Margaret, elfjährig, die zu Haus auf Zeichenpapier ein buntes Engelchen auf einem Stein unweiblich malt und blood and tears schwitzt, wenn die Arbeit nicht fließt, sie bohrt dann mit dem Bleistift ein Loch in das Papier!

John still-ritterlich, schlank, dunkel, mit buschigen Brauen.

Herr und Frau Payne, jung, aus Irland, mit zwei ganz kleinen Kindern, die aus einem Bilderbuch geschnitten sind.

Die alte Dame, ganz in Schwarz, ihre Tochter ganz in Schwarz, der Chauffeur bringt einen Pelz, es ist im August.

Die Kinder spielen im Ruinenwirrsal.

VI.

Das zwanzigjährige Mädel, blondweiß, Haar von der Wunderfarbe des Nordens, spielt selber wie ein Kind, sitzt bei den ganz kleinen Kindern (und den zwei Hunden) auf einem Grabstein, auf einer im See-gemäuer auf den Boden gebetteten Steintafel mit steinern aufrechter Lehne. (Angelehnt sitzt sie platt auf der Erde zwischen den Kindern und den zwei Hunden.) Cecil sagt lachend: man dürfe nicht abergläubig sein, denn dieser Nachmittag beginne mit pain and care (Payne und Kerr). Vor Abend fahren alle zurück in ihre Nachbarschaften. Es ist ein Sommer. Etliche gleiten zu Rad heim, durch Suffolk. Durch Suffolk. Der Tag nimmt Abschied. Wir jagen durch übrötetes Gefild, rechts Brombeeren, links Moorland, Heidekraut, unten der Fluß mit Bäumen, schwellend bei Flut. Jemand erzählt im Abendhauch dem Nachbarn von einem verstorbenen Invaliden und einem Pächterhof. Von einem ehemaligen Bettler unten am Fluß. Es dämmt schon. Wir kommen über den Grafschaftsweg, immer Hecken, Wiesen, meadows (wunderbares Wort, man denkt an: Mahd), wieder Erika, weit umgatterte Besitzungen mit alten Bäumen im Korn; mit Luft auf den Wiesen am Abend; das Haus auf einem höheren Fleck; hinter dem grenzenlosen Zaun kutschiert ein governess cart, mit einem springenden Hund daneben.

VII.

Nachmittags, manchmal, in ein Kirchdorf; eine alte Frau zeigt die geschnitzten Bänke. Ein andres Kirchdorf.

Der runde Turm steht allein, etwas weg von der Kirche. Alle klettern wir innen, nur auf Leitern, ganz empor. Von oben hinab auf den Kirchgarten und Gräber ein ulkiger Blick.

Oder man rastet am reifen Nachmittag (immer nach scharfem Sport) im alten Gasthof einer behagensgefriedeten Dorfschaft, einem Landstädtlein, umbuscht der Garten (worin die Bürger Zeit haben); mit, auf dem Rasen, bowl-Spiel; gespielt von ruhig gefestigt friedvollen Einwohnern am Spätnachmittag...

Neben dem Gasthof mit alten Gegenständen, einem breiten und einem schlanken Mann und sicher-still geschürzten Frauensbildern steht im viereckigen Garten auf dem kurzgestoppelten Gras ein Tisch; wir nehmen Tee, auch des tartines von Weißbrot mit Butter, mit Honig, etwas Kuchen, die einzige gelagerte Flasche Champagner; John hat nie Wein getrunken und trinkt nicht, weil er in einem bestimmten Zeitpunkt vierhundert Mark von seinem Vater bekommen soll für nie geraucht und für niemals Alkohol geschmeckt haben.

Oder: man gleitet über Land nach einer Besetzung, die abgeschlossen liegt, zum Tennis auf Rasen. And we had a tea.

Die zwei Damen in Trauer sind im Landhaus. Alle kommen aus der Nachbarschaft. Auch das englisch-westindische Geschwisterpaar.

VIII.

Oder: am umdunkelten Abend Gänge, fern, an Steinen.

Oder man rast mit den rings ansässigen Freunden

britischen Blutes durch das Land, nach Beccles und Bungay und Halesworth.

Oder Gänge, wunderbar, über Wiesen mit Holzgattern und Vieh.

Jede alte Frau der Grafschaft kennt die holden Begleiterinnen seit dem Wickelbett; diese Mädelsprechen ehrfürchtig zu ihr.

IX.

... Die elfjährige Margaret radelt nacktbeinig durch Dorfstraßen. Mary (neunzehn) trägt, wenn sie bei der cook mit Äpfeln steht, eine Brille.

Der junge, rothaarige Edelmann und der Sohn eines müden Rats vom Schatzamt zeigen mir vormittags drüben im Städtle den Betrieb einer Brauerei; da sieht man, wie stout gemacht wird. Wir trinken welches...

X.

Oder abends ist auf dem Lande Ball, in einem Leseraum im Vikariatsgarten, um den eine kleine Steinmauer geht... Die Pausen sind das Schönste...

In der Steinmauer ein Hürdenausgang bei Büschen,... gelb der volle Mond hoch über dem Ausgang;... unfern der Fluß mit der still (um diese dunkle Zeit) in der Mitte liegenden Fähre, dem ferry. In der Flußflut, von der Mündung in die See kaum zwanzig Meter ab, ist Wasserleuchten. In einem Strom mit Ufern sommerliches Meerwasserleuchten.

Am Fluß ein Weg, bis wo ein bauchig-hohes Boot aufs Land gezogen bordgekippt liegt. Abgewandt von der Dorfseite; abgewandt vom Ballraum mit seinem Holzdielenboden, der Klavierspielerin. Abgewandt. Hier steigt das Schönste hernieder. Das Liebste.

Drüben andres Ufer des Flusses und Buschungen in der Nacht.

Bobby. Come along, good dog.

.....

Erwachsenheit

I.

Abermals nach einem Aufenthalt in London stieg man in Harwich Nachts auf ein Schiff, fuhr zwei Nächte lang und einen Tag nach Hamburg, dann nach Schlesien — und sitzt nun auf seinem Söller.

Berlin ist von allen Weltstädten die sauberste.

Doch London hat eine prachtvoll altersgraue Gothik. Graue Riesen ragen aus dem unendlichen Meer der kleinen zweistöckigen Häuser. Die Zeit ruht auf den Riesen. Sind nicht frischlackierte Protzengebäude; nicht mit faulem Putz außen hui und innen pfui; sondern schwer und moosbewachsen und ehrwürdig und echt.

II.

Die Spottsucht ist bei diesem sachlichen (und unbegabten) Volk weniger ausgebildet oder versteckt sich. Krähwinklige Hohnrufe sind selten. In London trifft man auf Schritt und Tritt betrunkene Weiber; stumpf glotzende Gestalten, unter den Augen Säcke. Scheußlich. Zuweilen macht am Abend eine Dirne, in Brandy beschwipst, öffentliche Szenen. Aber man tut, als sehe man sie nicht; alles geht weiter. In Berlin gäb's einen Auflauf; ein Schutzmann brüllte dazwischen; das Frau-volk würde mit Gejohl begleitet; die Zoten hagelten. (Man macht sich ein Vergnügen aus Dingen, die man peinlich dort als Unwürdigkeiten fühlt.)

Ich bekenne, daß in mir das Gewahrwerden einer Kultur die allerstärksten Eindrücke beim ersten Aufenthalt in London geweckt hat. (Es ist hernach jedesmal verstärkt worden.)

III.

Ja, das Gefühl, das ein unbefangener Mensch aus dem Lande der Angelsachsen mitbringt, ist eine ge-

wisse Bewunderung. Es hilft kein Vertuschen. (Der Krieg bewegt mich nicht, 1911 Geschriebenes umzufälschen.)

Ich empfand auf Schritt und Tritt Gesittung und Anständigkeit dieses Volks von einer gewissen Reife. Millionengewirr — und ein Geist selbstverständlicher Ordnung, Ruhe, Selbstzucht. Die Briten sind von allen Völkern, die ich sah, das taktvollste, — wenn auch nicht das anziehendste.

Zwar besteht ein gewisser Gleichzwang; doch in manchem Betracht größere Duldung. Sogar in der Kleidung . . . Die selbständig angezogene Frau eines großen deutschen Dichters klagt, sie gelange bloß im menschenärmeren Teil Berlins ungehört durch die Straßen („Sieh maa, wat hier kommt!!“) — dort bliebe noch die willkürliche Erscheinung unbelästigt. Die Leute denken sich vielleicht: merkwürdiges Äußere! Aber dies Kolonialvolk ist mit so vielen fremden Menschen, Rassen, Sitten, Zuständen in Berührung, daß der Entschluß, das Maul nicht aufzureißen, Pflicht wurde.

Nirgends in der Welt sah ich so erwachsene Sachlichkeit wie in London. London hatte bei mir einen ungeheuren Erfolg. Doch einen ungeheuren Achtungserfolg. Denn die Schönheit . . .

IV.

Die Schönheit ist wo anders. Von Schönheit wird man bei diesem Inselvolk nicht den hundertsten Teil soviel finden, wie jemand an einem Spätnachmittag in der Stadt Paris aufrafft.

Von unsrer Musik sprach ich wo anders.

Die Schönheit wohnt fünf Stunden fern von London. Auf der Südseite dieses Meerärmels. Die Schönheit hängt an den Ufern der gallischen Siedelung. Hiergegen erscheint London wie eine große, zweckmäßige Scheußlichkeit.

Die Themse — ja, sie hat Herrlichkeiten der Luftstimmung, welche nur die Meernähe leihen kann; (Paris ist entfernt von der See). Die Themse bleibt machtvoll, gewiß.

Doch ihre Ufer sind, innerhalb der Stadt, wie ein ausgedehnter Fabrikhof. Sachlicher Zweck. Krahne; Schornsteine. Der Strom Frankreichs aber lacht in der Sonne; Platanenbäume wachsen am Strand, der brutale Zweck werkelhaften Geldverdienens ist verhüllt, er scheint verschwunden, und Schönheit, Schönheit, Schönheit geistert über Flut, Brücken, Steinhäusern, Filigranbalkons unter einem frohen Himmel wie ein unsagbar holder Gruß aus Südeuropa.

London ist Nordland. In Pariser Straßenbildern aber seh' ich Einflüsse, die von Spanien stammen. Mittelmeereinflüsse.

V.

Die Tower-Brücke (gewaltiger als irgend eine von Paris) ragt als letzter Vorposten aus dem Bezirk der Nebel- und Wintermächte.

Zwischen Themsestrand und Seinestrand liegen fünf Stunden, vier im Flugzeug, — und drei Welten.

... Berlin ist sauberer. Sei begrüßt, freundliches Örtchen am Fuße des Kreuzbergs.

Ausflug nach London

(1913. Letzter Besuch)

I.

Ich habe meine Fahrten immer bezahlt. Möglichst viel Geld immer eingesteckt; losgezogen; ohne Plan; unterwegs bald ein griechisches Schiff, bald ein italienisches, ein russisches, ein kroatisches, ein englisches genommen. Nach Laune. Jetzt soll ich zum ersten Mal Gast sein?

Einladung zur Jungfernfahrt des Schiffes „Imperator“ bekommen. Spaß sonst über Leute, so derlei mitmachen.

Gast . . . Auch der Kaiser ist nachher Gast. (Aber kann man sich nach ihm richten?)

Im londoner Parlament soll man empfangen werden. Von Abgeordneten und Botschaftern . . . Doch ich vermag den Anblick vieler Schriftsteller auf einem Fleck nicht zu ertragen. Im Café des Westens sollen sie jeden Abend sein. Grauen. Wie bei mancher Theatervorstellung. (Zu Shaw sprach ich nachher: „Quand on assiste à ces premières représentations à Berlin, on voudrait vomir en regardant tout ce monde, — — pourtant je sais qu'ils sont, au fond, très intelligents et très artistes; beaucoup plus artistes que le public dans n'importe quel autre pays. Faut les estimer.“)

Ich weiß am Schlusse dieser Fahrt, wie affig es ist, seinen Unterschied zu betonen. Wenn er nicht vom Geleisteten betont wird. Jeder hat sich irgendwie durchgekämpft. Die meisten könnten Verbündete sein, das Gute wollen sie — bloß die Verleger lassen es oft nicht.

Im Hotel Atlantic, wo ich wie sonst wohne, will ich noch einmal ausreißen, gegen Abend . . .

Affigkeit.

II.

Uhlenhorster Fährhaus. Ballin; der kühnste deutsche Reeder. Seit neunzehn Jahren nicht wiedergesehn. Er hat etwas . . . die Italiener sagen: simpaticone. Ein Lächeln, das bei heftigen Arbeitern halb tragisch ist.

Einer, der kein Erbe war, sondern auf Schritt und Tritt Widerstände zu stoppen gewohnt. Ein wertschenkendes Genie.

(Als ich ihn 1894 sprach, war er heiterer. Er konnte das, denn er hatte diesen Welterfolg noch nicht. Nun er die größte Schiffsgesellschaft der Erde schuf, ist er . . . heiter, doch von stillerer Art. Zugleich verklärt, zugleich beschattet.)

Wir sprechen über Hamburg. „Hamburg hat gar kein Klima, — sondern bloß eine Reihe von meteorologischen Mißversszständen.“

Eine junge Frau, Hamburgerin (in Trauer und mit einem Profil), bildhübsch, köstlich von Glück und leichten Sorgen des Lebens umweht, sagt mir bei der Heimkunft: „Wir sszanden bei ihm, zu viert, als er sein Schiff, dies größte der Welt, losziehn sah; er sszsprach nicht; auch von uns hätte keiner sszsprechen sollen.“

Mit auf die Reise ging Huldermann; sein bester legatus. Vormal's Zeitungsmensch. Auch ein Könner ohne Maulaufreißen. Zivilisierung der Menschen-natur... (In London stieß ich auf Huldermann. „Was haben Sie gemacht?“ Er hatte wenige Stunden frei. Er: „William Turner angesehn.“)

... Immerhin, ich hatte meine Fahrten immer bezahlt.

III.

Am herrlichsten auf dem Fahrzeug ist für mich das Schwimmbad. Seewasseer grün, braust hinein, schießt hinaus; Kacheln wie auf Bildern von Alma Tadema; Bänke wie aus dem Haus der Vettier. Hauptsache doch die grüne Flut. So salzig, daß ich kaum ein Tempo mache; man legt sich auf den Rücken; es trägt. Grün und licht. Bisweilen schiefe Schwimmfläche — nein, die Schiffswände stehn schief. . .

Als ich das Mammut'sdeck entlangsehe, kommt über mich ein Gefühl frohlockender Bewunderung wie beim Wandern im hohen Gestänge des Eiffelturms. Ein Glück über technischen Mut.

Ich billige hier den letzten Luxus: weil er ein menschliches Verwegenheitsmerkmal im großen Preisgegeben-sein an Wind, Fische, Wogen, Einsamkeit ist.

Ich bin ein alter leidenschaftlicher grundsätzlicher Seefahrer, der viele Schiffsgattungen in allerhand Meeren kennt; ich bestaune dies entwickeltste Schiff

der Erde, weil es nicht allein das Notwendige, sondern das Überschüssige bringt. Der Weg vom Urkahn, vom dürftigen Beförderungsmittel, zu diesem Fahrzeug ist so lang wie der Weg vom kritzelnden Höhlenmenschen zu meinesgleichen — (dacht' ich).

IV.

Manches der Gegenwart erinnert an den Rat von Florenz, bevor der Campanile gebaut. An den vorsätzlichen Entschluß: etwas zu machen, was in der alten und neuen Welt nie gemacht worden.

(Nicht bloß dumpfer Mut von Wikingern: sondern wacher Frevelsinn gegliederten Wagens.)

V.

In London abends von den Schriftstellern weg. Alte Freunde, hierhin vermählt; Lucy und Nora, von denen jede mit ihrem Gatten ein zierlich reiches Haus am Hydepark bewohnt; beide glücklich.

Am ersten Abend um halb zehn saß ich mit Lucy und ihrem Mann, dem großen sehnigen Juristen, am kühlen Kamin unter Bildern.

Whisky and Soda. Wie die Zeit vergeht. War es nicht gestern, daß man sommerlich in Deutschland Eure Holdheit groß werden sah?

VI.

Vorher allein im Auto durch die Stadt — wie oft hat man sie schon betreten und eine britische Sonderwelt gespürt? Soll dieses Volk wirklich am stärksten mit babylonischem Einfluß versetzt geblieben sein . . . was den Grundzug seiner Weisheit, seiner ordnenden Menschlichkeit inmitten stehlenden Barbarentums bildet?

Weisheit; wohnliche Hausburgen.

Ich sagte gegen elf Gute Nacht. Schliefe dann wie ein Stein.

VII.

Am nächsten Vormittag kamen Lucy und Nora mich abzuholen. Nora saß lichtblond, verwöhnt im Wagen.

Wie Ejnar aus dem „Brand“ rief man stets zu ihr, da sie ein Kind war: Nora, „reizender Schmetterling“. Und bei den Blumen zur Hochzeit:

Die Jahre fliegen, eh mans denkt
 Ich hab' dir noch gestern ein Püppchen geschenkt.
 Da warst du ein Gör, ein wildes Ding —
 Nora, reizender Schmetterling.

Ihr habt in der Klasse geschwatz't und gejoht
 Und mittags wurdest du abgeholt;
 War es nicht gestern? Die Zeit verging.
 Nora, reizender Schmetterling.

Heute ziehst du vermählt inmitten
 Fremder Gevattern zum Lande der Britten.
 Geh' in das Glück. Fly into Spring —
 Nora, reizender Schmetterling.

Der groom rief mich zart; daß sie warteten. Zwischen Blumen beide. Wohin? Ich sprach: „Zuerst William Turner. Tate Gallery. Selbstverständlich.“

VIII.

Nachher fuhren wir zu Rotten Row. Der Wagen hielt. (Immer, wenn Lucy einen Befehl gab, sprach sie ihn, so ist dies Land, nicht zum Chauffeur, behüte; sondern zum groom . . . der wiederholte das Gesagte dem Chauffeur. So sorgenruhig ist dies Land — welches nebenher Zeit hatte, die Welt zu stehlen.

In Rotten Row, wo tausendunddrei Kraftgefährte neben unsrem hielten, sah ich England reiten; alte Herren mit Schneebackenbart; Kinder auf stahlschlanken Füllen; (nicht rundliche Tiere, sondern sehnig, wie aus dem Leib gerissen). Wetterharte Frauensbilder, auch mit Froschgesichtern, Monokel am Zylinderhut befestigt; stark zu Pferd.

Und alle wollen erblickt sein. Nicht wie im Tier-

garten, wo sie tun, als ob sie für sich ritten, oooh Gott, heuchlerisch, — und vor Wonne platzen, wenn man sie ansieht. Hier zeigt man sich echter. (Schwindel ist: zeitraubender Umweg.)

Bei Nora gegessen. Ein Offizier von der persischen Grenze.

IX.

Dann Parlament. Ein liberal führt. Kircheneindruck . . . mehr als der Eindruck einer Gesetzgebung. Ich sage zu ihm, als wir durchs Oberhaus gehn: „Ist es hier, wo Byron damals gesprochen hat, vor hundert-undeinem Jahr?“ — als er (wißt ihr das?) den Arbeiterausstand gegen die Webstuhlbesitzer verteidigte? Der Führer sagt auf gut Glück: Ja. Er weiß es jedoch nicht.

Der Cousin ist vergessen. Auch kein Kreuz in Westminster.

. . . Wie die Abgeordneten am Fluß auf der Terrasse den Tee reichen, sag' ich zu meinem Nachbarn (stumpfe Nase bei schwarzen Augen): „Wo ist Ramsay Macdonald?“ Er lächelt: „Das bin ich.“ Kennt Wilhelm den Zweiten. („Ein sehr netter Mann sonst.“) Sozialist. War mit einer Kommission in Indien. Jetzt eben heim. Witwer.

Daneben sitzt T. P. O'Connor, der Ire, Herausgeber der Wochenschrift. Ich frage: „Seid Ihr für die Suffragettes?“ Antwort: „Wir sind für Suffragisme, wir sind für Suffragists, . . . nicht für Suffragettes.“ (Drückeberger — denk ich.) Die Suffragette Davison wurde folgenden Tages (ich war mit Max dabei) bestattet. Zweihunderttausend Menschen; Mädels zum Anfressen drunter. Auch viel Plebsgesinnung.

X.

O'Connor machte nun den Führer durchs Parlament. Ein liberal ist neidisch auf ihn, . . . lobt ihn daher in einer kurzen Rede. (Angelgermanisch! die Gefühle vertuschend! lies: neidlos) . . .

Ich denke: Die Formeln dieses Parlaments, wie altersblöd; mit dem Wollsack und Bräuchen sonst und Hammelsprung und Speaker . . . Formeln: Verlängerungen des Unrechts.

Ein Abgeordneter schreitet neben mir; Mitglied eines Bundes zum Frieden mit Deutschland. Ich erkläre dem, daß ohne kolonialen Ausgleich Friede ja doch haltlos. Daß zwar der Glaube, dieser Krieg nütze dem Überwinder, the great illusion sei, — jedoch the greatest illusion sei zu glauben, das Reich mit seinen sechsundsechzig Millionen entsage lämmchenhaft. Er stutzt.

Er ist von meinem Standpunkt überzeugt — und wird seinen verkünden.

XI.

Ich fuhr zwischendurch zu Max. Hübsche Pension an kleinem Park.

Gegen Mitternacht sah ich, mit einem Blick in heimkehrende Wagen, daß die Frauenschaft von England sich heute so bemalt, wie die gallische seit einem Jahr-fünft.

Die Themse (so man Jahr für Jahr den Seinefluß anblickt) scheint wie ein Zweckwasser vor einem Fabrikhof.

Um Gravesend, um Richmond jedoch mit allen Luftstufungen, — die der fragliche Turner gekannt hat.

XII.

Abends Empfang beim deutschen Botschafter. Er fragt mich über London usw. (Für die Vorgänger habe die Botschaft ausgereicht. Marschall, Münster, Hatzfeld alleinstehende Menschen.)

Ich weiß, daß er mit Gerhart Hauptmann, zu Bülow's Zeiten, bekannt war. Ein Vierziger. Sensiblen Dingen enger verbunden als einer Tatenbrutalität. Liebermann hat ihn gemalt, das Bild hängt in der Botschaft;

es hat jedoch mehr Starkknochiges, nicht seinen auf Halbtöne horchenden Kopf. Ein Bildchen, wo er die Augen geschlossen hält, steht auf dem Tisch. Ist er an diesem Abend befangen? (Ich sah Bismarck in Friedrichsruh, und staunte, wie befangen er war.)

Wenn der Fürst Lichnowsky, wie die Schriftsteller nachher grollten, einen Haß gegen sie hätte, — so müssen sie doch wittern, daß er dieser Menschenklasse nicht fern steht. Wenn er einen Schreck bekam, wen wundert es? (Ich wollte noch im Atlantic . . . und bin trainiert.) Kein böser Wille.

XIII.

. . . Als die Schreiblinge zwei Picassos erblicken, geht (wer verdenkt es ihnen?) eine Schraube los. Das fremde Bewußtsein, im Hause des von Wilhelm Belehnten derlei Verbotenes zu finden, macht sie . . . fast rappelköpfig. Dazu dieser menschliche Reiz der Botschafterin.

Solange die Welt lebt, ohne Beispiel, daß ein Büfett auf Kongressen ganz blieb. Hier zum erstenmal, seit Erschaffung, ließen sie Speisen und Getränke stehn; alle Schreiblinge rechts oder links, zufrieden oder entrüstet, wußten sofort: hier ist heutige Luft — das raubt etlichen die Besinnung. Mit einer Fürstin haben die meisten bisher nicht gesprochen. Fieber . . . (War es eine Wohnung? War es die Ausstellung eines Volksstamms? Manche stürzten hin, als ob am Zaun gegen eine halbe Mark etwas gezeigt würde.) Hätten sie doch Notizbücher vorgeholt, Füllfedern, dann war alles gut, dann war alles aufrichtig. Aber sie wollten leben; für dreißig Minuten . . . halb Schentelmenk sein — und Schriftsteller bleiben. Das ist schwer.

Sie belagern das Zaubervolle, denken dabei fliegend: „Nicht innerhalb des Berufs; Fettlebe machen; eine halbe Stunde.“

Wer wirft einen Stein? Tüchtige Kerle. Anständige

Kerle. Formen . . . wurst. (Aber schon besser.) Ehrfurcht hiervor ist so groß, wie Geringschätzung im selben Augenblick.

Keiner hat hinterher die volle Wahrheit gesagt. Nicht dies Empfinden war in Euch das stärkste, durch den Fürsten angekühlt zu sein. Sondern dies: die Fürstin „zu erleben“.

Hand aufs Herz.

XIV.

Vormittags (am Sonnabend) allein zu Bernard Shaw. Ich hatte seinen Namen mitunter auf Ansichtskarten gesehen, die mir zugingen. Ihn selber nicht — nach allem, was ich über ihn drucken ließ.

Als wir mitten im Gespräch sind, sagt er Lobendes von Arnold Bennett und von Galsworthy. Ich: „Je ne m'intéresse ni à Bennett ni à Galsworthy; je m'intéresse à Bernard Shaw.“ Er sprach zwischenlächelnd: „Bernard Shaw is a back number“; das ist: eine Zeitungsnummer von gestern. Wir lachten.

Er glaubte so wenig daran wie der Gast.

Sein Haus (über dem Klub, der im ersten Stock wohnt) ist ein Vogelbauer. Antiquitäten, bric à brac. Im Eßzimmer Großvaterstühle, behaglich. Er sieht auf die Themse — (die Seine ist anders). Wir waren einig, daß in London kein Publikum, in Paris ein Publikum für Ehebruch ist. Er schilderte, wie das (in Deutschland ungespielte) Mittelstück von Man and superman aufgeführt worden. Wir sprachen über die pariser Candida; den jungen Dichter dort fand ich, wie er, glänzend.

Sehr wichtig im „Arzt am Scheideweg“ schien ihm die komische Gestalt eines Doktors. Er fragte mich, ob wir dieselben komischen Wirkungen verspürt. Ich: nein; andre. Die Hauptsache für Deutsche seien Dube-dats Lehren, die er vor dem Tod verbreitet; und die seine Frau befolgt. Shaw war einverstanden. (Abson-

derlich berührt hatten ihn englische Vorschläge, den letzten Akt dieses Dramas zu streichen. Sei das denkbar? — In Deutschland nicht. — Er stimmte wieder zu. Er wußte, daß hier seine Hörerschaft wohnt.)

XV.

Wir sprachen über Major Barbara, ... manchem schien das wie ein Knick auf seinem Pfad: Verherrlichung der Eisen-Unternehmer. Shaw unterbrach sofort; Hauptperson sei in Wahrheit Cusins, der Euripidesfreund; (das genaue Bildnis einer lebenden Person, des Professors Gilbert Murray — auch sei Lady Britomart eine Schlüsselfigur).

Dann, soweit ich ihn zu Wort kommen ließ, sprach er von Übersetzern. Ihm wär's lieber, wenn Anatole France die Übertragung machte (statt Hamon). „Doch wer selber was zu geben hat, übersetzt nicht.“ Vielleicht ein Unrecht.

Einmal sprach er für „doubt“ das deutsche Wort „Zueifel“ ... „Fannys erstes Stück“ sei ein „pot boiler“ gewesen; (deutsch etwa: Zwecksache; milchende Kuh.) Er sagt schlicht: Granville Barker brauchte damals Geld.

Dann sonst allerhand.

Ich hörte, wie Bernard Shaw aus freiem Trieb den Namen Agnes Sorma ... etwas leuchtender dahinsprach.

XVI.

Er saß vor mir, schlicht, grauweiß, lächelnd, erregungslos, unheroisch.

Bemerkenswert, daß nichts Bemerkenswerthes vorfiel? Ich hatte nichts erwartet, also war ich nicht enttäuscht. Ich wußte, daß mancher von uns den Motor im täglichen Zusammensein abstellt. (Byron erzählt schmunzelnd, wie ein Besucher die Schwermut bei ihm empört vermißt hat).

Shaw war einmal beim deutschen Botschafter zu Tisch, was nicht wider den Geist dieses Hauses zeugt.

XVII.

Am Nachmittag darauf allein in der Botschaft. Bei Tage friedlich wundervoll. Im Baumgrün; dem Wirrwarr fern; als wäre man hundert Meilen von London.

Musik. Eine Stimme.

Der Maler Ludwig Kainer kommt, macht Skizzen, geht.

Das ägyptische Buch der Fürstin Mechtild Lichnowsky hab' ich hinterdrein kennen gelernt. Ich selber war auch . .

XVIII.

Einschiebsel über Ägypten.

War auch in diesem Lande. Bin früh gen Mokatam geritten; zur Mosesquelle; zum versteinerten Wald. Ich sah, wie bei der Rückkehr ganz blaßgrau, sehr umschleiert Kuppeln, Türme aufschwebten, Minarets am Wüstenrand, wie etwas Unwahres. Vorher hat man wirklich nichts bemerkt, ehe man um die Wüstenklippe, rote Felsen, eingesandet, ritt, — jetzt ist es da, mit schwachem Umschein, vor Staub wie geisterhaft, in der Luft fliegend . . . Dunkle Menschen, manche mit Kamelgesichtern . . . Ich war nur im Gebiet von Kairo, Heliopolis, Alexandrien; ich lauerte nur, bis man die Sperre gen Kanaan aufhob; stand abends wartend im Inselgarten Gezireh — am Nil.

Häßliches Land, Lehmland. Alles scheint . . . nicht erbaut, sondern geschmiert. (Ah, — immer nicht!) Auf der Wüstenpyramide, gipfelstarr, neue Schauer. Sonne versinkt; in das gelbe Verlorensein, blutig, goldstrahlend, rotglühend. Nicht weit, später, gelbe Mondsonne über Palmen; man kommt (nach Fellachendörfern) an den nächtlichen Nil.

Ägypten ist scheußlich. Bis auf die Kunst. Aber man fühlt zwischendurch (auch dort), daß man zum

Geschlechte der Wahnsinnigen gehört; der Derwische. Daß man sich verblutet und veratmet und verschwelgt; daß man die Seele zurückgibt mit lebendem Bewußtsein, nicht erst nach dem Tode, sondern schrittweis und vor Seligkeit, diese Welt umfassend und . . . verlassend.

Ende meines Einschiebsels über Ägypten.

XIX.

Wollte sagen: die Schriftstellerin M. Lichnowsky (wann wäre mir beige kommen, ein Buch über dies Land zu lesen, ohne daß ein besondrer Mensch das Wünschen danach geweckt hätte?) — Mechtild Lichnowsky, nicht mehr zu trennen von Träumen und Geistern dieser bluterfüllten Schattenfrist; kein Zunftglied, sondern eine Pflanzenkraft; Versteherin durch die Fingerspitzen, durch die Netzhaut, durch Ahnendes hinter der Netzhaut, durch ein Miterleben im Geblüt, aber nicht allzu versonnen, vielmehr voller Drang und Ungeduld; als ob sie wüßte: dies Hiersein ist kurz . . .

Herrliches im Rebellenblut. In dieser Erdnähe. Noch in dieser wissenden Tierfreundschaft. Naturverbunden durch ertastung, — wie Bettina damals, die mit Rheinfischern, mit Beethoven, mit eines Bruders Bild in verhallten Lüften hauste. Prunkfrei. Ein in der Fülle herzhafter Mensch, der Dasein und Tod ins Auge faßt.

„. . . Ich fühle, wie ich die Augen aufreiße und mir einbilde, ich sei ein Kodak“, schrieb sie.

Einmal: „Es riecht hier wieder nach Fledermäusen, die zu Tausenden nisten, wie im Krokodilgrab von Komombo, wo ich mir absichtlich einbildete, weil es mir so besser gefiel, der Geruch käme von den Krokodilmumien.“

Kamelritt. „Es scheint mir ganz natürlich, daß es elf Uhr nachts ist, daß ich in Afrika auf einem Fabeltier allein mit Unbekannten sitze. Die Luft ist kühl und die Gegend von aufregender Stille. Mein Ramses

schnuppert und ich sehe sein nasses Auge im Mondlicht glänzen. Du weißt ja nicht, wen du trägst; vielleicht zum ersten Mal einen Freund. Denke dir, wie ich klein war, hab' ich Hummelnester gesucht, und wenn ich eins gefunden hatte, baute ich um das kleine Erdloch einen kleinen Hof aus Zement, mit Dach und einer Fensteröffnung. Alle Hummeln mußten durch die Luke ein und aus — sie taten es und gewöhnten sich rasch und ich saß daneben und kannte alle Bewohner: die Hummel Anna und die Hummel Sophie und den Hummelbären . . .“

Und nun das: „Man nehme eine Dynastie, erlaube ihr drei Generationen auf dem Thron und in außergewöhnlichen Fällen eine vierte — und dann adieu!“ Das schrieb die Frau eines Botschafters im Amt. . . . „Der Ägyptische König war Gott, Staatsanwalt und Vater seines Landes. . . . Haperte es mit dem Erfolg, so wurde er leicht von dem nächstbesten Minister oder Feldherrn beseitigt, und eine neue Dynastie erblühte auf dem Thron. Mir gefällt dieses wankende, durch sich selber gefestigte System.“

XX.

Ihr Blick durchstrahlt Geschwundenes. „Auf diesen Ruinen einstiger Gewalt und Freiheit strömt mir ein Menschentum entgegen, für welches ich ein stärkeres Verständnis zu haben scheine als zum Beispiel für die germanischen Wilden.“

Eine, die Rosmarin und Verklingendes und manche Maiensträube dieser Welt unter den Sternen erkannt hat. Ein Aufenthalt hier, tapfer bezeugt.

XXI.

Von Ägypten fährt sie nordwärts . . . „Sich losreißen. — Das gräßliche Zurücksinken, — das Verschwinden des Gewesenen. — Das alles wird Wachstum genannt. — Und so wachse ich wieder — und fühle,

daß ich in mir ein Größeres beherberge. Es ist ja nicht die Abfahrt aus Alexandrien. Es ist auch nicht das starke Gefühl von Kühnheit, das mich erfüllt, sobald ich mich von den paar Brettern über Meeresabgründen getragen weiß. Es ist wie das Hervorkommen aus den Königsgräbern, aus dem Totenreich ins Land der Blinden. Es ist das Gefühl: Nun verläßt mich Ägypten, dem ich so viel geschenkt —.“

XXII.

Herrlich. Eine die so schreibt und keine Vogel-scheuche ist — suchen sollt ihr das.

Man spricht zu ihr (wie zum Louis Ferdinand ein gewisser Tonmeister): „Gar nicht prinzlich, sondern sehr gut! Sondern prachtvoll!“

Mit aller glücklichen Enttäuschung Eines, der hinzog, ein Seeschiff zu kennen — und etwas Atmendes fand.

XXIII.

Dies war mein letzter Besuch bei den Briten, 1913.

Caput V

BÖHMISCH-UNGARISCH

Die böhmische Stadt

I.

Alte Stadt mit Türmen (hoch über dem Fluß) und Getrieb der zwei Völker . . . In Sommertagen am schönsten, doch im Winter am seltsamsten. Der Nebel steigt aus dem dunklen Fluß; aus dem Flusse, der zugleich schwermütig, zugleich leuchtsam ist; der Nebel dampft aufwärts, zieht wehend empor zur Burgstadt, die jenseits der Flut mit grauen, grünen Türmen in die Wolken ragt.

Schau, diese Türme scheinen durch die Luft zu fliegen, weil nur die Umrisse des oberen Teils und die Spitzen herausragen aus dem brauend weißen Dunstgebild, das sie umfängt. Alte, stumme Türme fliegen durch die Luft, ganze Bündel von Türmen, unten ist das Getrieb der Völker in ehrwürdigen Wundergäßchen mit alternden Fassaden, mit steinernen Winkeln, mit Häusern, auf denen Moos wächst, mit Toren, die jedes vom Schicksal berührt sind . . .

Dann große Straßen, breite Plätze, aber nicht allzu viel, auch sie der Gegenwart entrückt; bergen Erinnerungen . . .

Zwischendurch Mädels mit Stuppsnasen. Fremde Laute.

II.

Am Fuße des Burgviertels, wo der Weg hinansteigt zu der böhmischen Akropolis (und auch sonst wohl

in einem Torgange breiterer Straßen), ist ein Duft von Pilsener Bier ... und Würstel mit Kren sind auch nicht weit; und eine slawische Rettigfrau sitzt am Türbogen mit schwarzschaligen Früchten — und drin schmeckt der Spinat eine ganz leise Spur nach ‚Knofel‘, wie man hier das verrufenste der Gewächse nennt. Und es ist über allen Dingen, über den Menschen, über den Straßen etwas Musikhafes — kein greller Ton. In allem Getrieb Melodisch-Hindämmerndes. In aller Lebendigkeit Verklingend-Verklingendes ...

III.

Ein Freund war es, der mich führte. Ich trank diese Stadt, ich sog ihre Novemberschönheit ein wie etwas Kostbares, das man nicht alle Tage schmeckt, die Stadt mit allem, was ich sah, was ich vernahm, was mich umströmte, von der verlassenen Insel im winterlichen Fluß bis zu mannsniedrigen Häuseln im verlorenen Burggassenteil, wo Alchimisten einstens dem Erdgeist beizukommen gesucht.

Weiß nicht, was herrlicher ist: von der Höh' herunter auf die Stadt mit den Dächern und Gärten zu sehn ... oder vom Fluß empor zu den schwebenden Türmen, zur fliegenden Akropolis im weißen Nebel.

Ein Freund war es, der mich führte.

IV.

.....
Dann, in einer Gegend, die schon wieder unvermischt und ganz deutsch war. Ich verließ einen schlammigen Zug.

Es war sieben Uhr abends. Strolchte durch selig-frische, feuchte Luft einer kleinen winterlichen Ortschaft, die im Schatten der senkrechten Steinwände dieses niedren Gebirgs an dem heimischen Flusse lag, schritt über die breithängende Brücke nach Bezahlung.

von zwei Kreuzern, kam schließlich auf den Marktplatz des gegenüberliegenden abendlichen Städtchens.

V.

Soll ich im „Silbernen Stern“ nächtigen oder in der „Krone“?

Ich schlich in den „Silbernen Stern“, kam heimlich bis in den zweiten Stock, wanderte durch Korridore, öffnete Türen, dort ein paar, da ein paar, guckte noch unten in die Schwemme — und schritt hernach über den Marktplatz in die „Krone“.

Draußen auf dem gepflasterten Platz gingen die Bürgerstöchter, die jungen Leute lustwandelnd aneinander vorbei . . . zur Abendbegrüßung.

VI.

Blieb in der „Krone“; trank allein; schmauste; rauchte, bis die Nacht kam; schlief glücklich und erwachte des andern Morgens, das Gesicht brennend von der scharfen Luft beim Herumstromern.

(Gestern ganz spät hatten die Schiffslichter auf dem Flusse so gebohrt, bis man einmal noch hinunterlief . . . und im Nachtschatten der Steinwände, am winterlichen Wasser, entlangstrich — atmend und stapfend und lebensdankbar.)

Intra Hungariam...

I.

Ich stieg auf ein Schiff in Wien und fuhr die Donau hinunter, nach Budapest. Hier sitz' ich.

(Kann viel mehr vertragen, als was ich in diesem Frühling und Sommer genoß: Neapel, Provence, Paris, Hiddensee, Rügen, jetzt Ungarn, und wer weiß, was morgen.)

Sonnenblicke noch, vor dem preußischen November!

Deshalb geschah es, daß ich auf das Schiff stieg und die Donau hinunterfuhr.

II.

Als die Ufer immer ungarischer wurden, sah man Rinderherden, weidende Gäule still auf dem fruchtbaren Geländ. Waldungen und Gestrüpp ziehn sich lang hin. Ha, bald kommen Schütten oder Inseln, dichtbewachsen; was dahinter steckt an Dörfern, Weilern, Häusern, kleinen Städten, ahnt man gern.

III.

Als die Ufer immer ungarischer wurden, sah man Schweine, graue, fette, ungarische; Störche (die Bauernmädel auf unsrem Schiff sahen sie nachdenklich an); unerhörte Riesenschwärme von Wildenten; mit Möwenscharen bemüht den Himmel zu verdunkeln.

IV.

Der Himmel war bald blau, bald weißgrau; blickte hinab auf das gelbgraue Donauwasser mit einem Anflug von träger Ruhe. Träg: dies ist das Wort. Die Landschaft ist lange Strecken hindurch träg, träg, träg. Ruhig, gleichgiltig, schwer.

Doch es kommt wieder Leben, — stehn wieder Schweinchen am Ufer, grunzen bassama teremtete.

Stege von Dörfern führen in die Donau, herrlich, Kirchtürme steigen auf, bald der Bischofssitz Gran mit nachgemachter Peterskuppel. Weinberge („angenehmes Erwachen freundlicher Empfindungen“ heißt es in Beethovens Pastorale).

V.

Gänseherden watscheln an Böschungen lang. Hunderte von Wassermühlen schwimmen auf dem breiten Fluß — die Strömung treibt ihre Räder, sie

wechseln den Ort nach Belieben, sind auf Kähnen gebaut... und am Ufer steht der Janos, oder der Istvan, oder der Sandor, oder der Béla, weiße Hosen bauschig in den Stiefeln, dazu eine blaue Weste, eigentlich mehr eine Jacke ohne Ärmel, mit kugelhaften Silberknöpfen. Die Hosen so weit, daß sie wie ein Frauenrock aussehen. Nein, wie eine Schürze.

Dazwischen Andre, in Viehhändlertracht (von einer gewissen viehhändlerischen Feschheit), den runden Hut auf dem glänzend schwarzen Haar, der Schnurrbart gewichst, die Hosen anliegend. Dann wieder Andre, die Hosen verjüngen sich nach unten, schmiegen sich eng und dünn, an den Knöcheln, wie Unterhosen, mit Erlaubnis gesagt.

VI.

Man fährt an „Pozsony“ vorbei, welches Preßburg ist. Sieht „Estergom“ liegen, welches wir Gran benennen. Die Tafel kündigt „Vacz“. Kenner wissen, daß es Waizen ist.

In der Hauptstadt Pest sind ungarische Tafeln schwer verständlich. Elisabeth-Ring heißt Erszébet-körut. Stadtwäldchen heißt Varosliget. Königstraße nennt sich Kiraly utcza. Von ihrem Standpunkt haben sie Recht, entschlossen vorzugehn. Wenn man überhaupt das Nationalitätsprinzip als wertvoll anerkennt, darf man es bei den Ungarn nicht tadeln.

VII.

Schmerzlich bleibt nur jedesmal (oder tragikomisch), daß man die Lehrmeister an die Wand drückt. (Das ist die Regel. Am heftigsten haßt ein Volk immer das, von dem es am meisten gelernt hat. Es kann ihm die einstige Überlegenheit nicht vergessen. Der echte Durchschnittsrusse liebt den Deutschen nicht, weil er ihm Entwicklung verdankt. Ein echter deutscher

Mann mag keinen Franzen leiden . . . Weiter sag' ich nichts.)

VIII.

Pest ist eine üppige Stadt. Die Üppigkeit ein bisschen in die Augen springend, — nicht allzu verschämt, nicht scheu. Grundsatz: wenn schon, denn schon.

Es kommt im Äußeren der Edelmänner derart heraus, daß die Funken fliegen. Im Auftreten und in der Tracht sozusagen ein Wirtschaften aus dem Vollen. Von gesträubten Bärten, Monokeln, behaglich-reichen Anzugsstoffen ist ja nicht zu reden: aber die Ringe an den Fingern scheinen ein wenig zu glanzvoll. Das blitzt nicht bloß von Gold, sondern da ist etwan ein großer Smaragd in der Mitte, Brillanten um den ganzen Ring herum. Und so. Geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab.

IX.

Glanzvoll, heftig in die Augen springend, aus dem Vollen geschöpft, daß es kracht, — so ist auch die Anlage dieser stellenweis blitzeblanken, frischlackierten, schönen Hauptstadt, mit ihrer kühnen Lage an dem breit königlichen Strom. (So sah ich sie ein nächstes Mal auf der Heimfahrt von Byzanz). Hoch auf dem Berg die eine Seite; reich und stolz an den Quais die andre Seite. Stolz: dies bleibt Kennwort für Budapest. Es ist aber ein gutmütiger, prachtversessener Stolz mit einem Anflug von Seligkeit. Solcher, die es geschafft haben. Eljen!

„Wer's lang hat, läßt's lang hängen“ rufen die Gebäude, diese Brücken, diese glänzenden Anlagen mit frischester Technik sehr laut.

Dabei mehr architektonischer Geist als in Berlin. Die Ungarn haben von Österreich gelernt; fügten dem Formensinn der wiener Ringstraße kurz entschlossen ihre magyarisch exaltierte Phantasie hinzu nebst etwas Britischem: so erwuchs diese gekrönte Prunkstadt.

X.

Die ungarische Krone mit dem verbogenen Kreuz strahlt hoch über den Donauwellen; die ungarische Krone stolzt auf von allen Fahnen.

Ein Parlament haben sie ans Wasser gesetzt, wie ein Stadtviertel, von sinnfälligem Glanz. Vergleichen es mit dem Haus an der Themse.

Ja, ein aufstrebendes Volk; sie fühlen sich; extra Hungariam nulla est vita, tönt es, wie Gesang, über der ganzen goldfunkelnd brausenden Herrlichkeit.

(Aber für das Handschriftenbuch einer ungarischen Frau ersann ich, der Gerechtigkeit halber, die mäßigen Worte:

Vitam censeo pulchram ac variam
Intra Hungariam et extra Hungariam.)

XI.

Das Essen ist nicht gut in Budapest. (Wenn auch besser als in der Mark Brandenburg.) Sie machen alles mit Paprika. Wenig Sinn für Abstufung... wenn jeder besondere Geschmack untergeht in der allgemeinen Pfefferschotentunke.

Schill mit Paprika — schön. Zerschnittene Kalbfleischwürfel und Schweinewürfel mit Paprika — schön. Aber ein Huhn mit Paprika, Suppe mit Paprika, Liptauer Käse mit Paprika, alles, alles mit Paprika?

(Sehr zu preisen dünkt mich ein Gemüse: zart- und langgeschnitzelte Kürbisspäne mit Dill. Sollte man zu uns verpflanzen. Ist ein „Edelmannsfressen“.)

XII.

.....

Sehr viel Israeliten sieht man in Pest. Sie haben zu diesem Land eine große Zuneigung.

Das Reich, das Ruthenen, Rumänen, Slavonier, Kroaten, Italiener und andre Stämme herbergt (Arpad ist

nicht in der Mehrheit), stiftet dem verfolgten Samen Jakobs einiges Recht. Die Juden hier ergreifen jeden Beruf. Der jüdische Dienstmann: eiserner Bestand des Straßenlebens. An jeder Ecke, die rote Mütze auf dem Kopf; bald ein verhutzt Mannchen, bald ein strammer Bursche mit braungebranntem Gesicht. (Meinen Koffer trug vom Schiff ein Mann mosaischen Glaubens.)

Der jüdische Schutzmann: häufige Erscheinung. Neben seiner Gestalt mit makkabäischem Trieb tritt hurtige Gewandtheit israelitischer Kellner hervor, — die im Kaffeehaus gefällig schalten, sowie auch walten.

Und als ich über die Kettenbrücke ging, wollt' ich eine Marke für zwei Kreuzer lösen, wie man auf dem Hinwege tun muß; fragte den Brückenwächter nach der Schuldigkeit und bekam die freundliche Antwort:

„Wenn me zurückgeht, broocht me nix ze zohl'n.“
Er hatte sich die, sozusagen, deutsche Sprache noch inmitten bärtiger Magyaren nicht abgewöhnt.

XIII.

Drei Dinge sind an Pest besonders schön.

Der Blick von der ofener Burg über die Donau (Häuser, Kirchen, — auf der andren Seite zu den Bergen, über einen schluchtgleichen Stadtteil).

Zweitens: der Wein. (Namentlich Szamorodner schmeckt mir sehr. Ist leicht, aber mit einem verglühend innigen, zehrenden Nachgeschmack.)

Drittens: Zigeunermusik. Nicht Andrassystraße. Sondern besser irgend im Unbekannten, Zufälligen! Namenloses Locken und Wiegen und Drohen und Sehnen, mit dämmerigen Übergängen, dazwischen eine leise Frage; dann ersticktes Schluchzen; Ruf der Leidenschaft. Unerhörtes, Wundersames, nicht Wiederzugebendes. Dies ist das Größte und Tiefste und Elementarste an dieser ganzen, glücklichen und gutgetünchten Stadt.

XIV.

Vitam censeo pulchram ac variam
Intra Hungariam... et extra Hungariam.

Extra Hungariam nulla est vita? Außerhalb Ungarns gibt es kein Leben? Ich verlasse morgen Pest und reise zu der verstorbenen Lagunenstadt abermals — wollen sehn, ob es im Tod kein Leben giebt.

Caput VI

NORDISCH-NIEDERLÄNDISCH

Nordlandsgebirg

I.

Vor Jahr und Tag, beim ersten feierlich-düsteren Aufenthalt in Kristiania, riet mir jemand, eine Reise nach Norwegens Gebirg' durchaus nicht von der See-seite zu machen, also wie die Spießer auf den Nordlandsfahrten, — sondern von Kristiania her, über den hohen Sattel weg.

Jetzt, als mich in Stockholm die Sehnsucht anfiel, das Land der Schweden zu verlassen, gedacht' ich der Mahnung; ich beschloß, von Ost her ins Nordlandsgebirg zu klimmen.

II.

Wer allerstärkste Landschaftswirkungen haben will, soll das tun.

Wieviel Menschen wissen denn, daß hinter Kristiania gleich die Steiermark anfängt sozusagen? Eine wildere, tollere Steiermark. (Man könnte zum Vergleich auch den Brenner heranziehn; schon, weil es dieselbe Höhe mit Gipfeln und Gletschern ist.)

III.

Leb wohl, Kristiania, der Weg steigt . . . und in wunderschönen Nadelhöhen ist man, aus der Tiefe blickt dunkeläugig einsames Fjordwasser stumm empor, abendliche Stille, über schweigende Fernen, die Geisterwelt öffnet sich.

Ja, es gibt auch einen Sesam des Nordens. Der scheint in mitternächtlicher Himmelsrichtung, über Kristiania, zu liegen.

IV.

Man schläft in einem Örtchen, das kaum Straßen, bloß ein Haus und dort ein Haus hat, — in den Schlummer dröhnt und braust und donnert es.

Milde Luft, von tausend frischen Pflanzen stark erfüllt, zieht in das Innere des Menschen, wie zu einer Neugeburt; zu einem Wiederanfangen . . . Morgens, wenn man die Reise fortsetzt, zeigt sich die Ursache des Donnergeräusches, das ist ein Mittelding zwischen Wasserfall und ungeheurer Stromschnelle, tobend breit stürzt es zwischen Blöcken und über Blöcke, weißgrün mit Wirbeln, Sprühspritzern.

Und von so einem Wasserfall wird kein Aufhebens gemacht . . . Weiter geht es. Höher hinauf. In die große Stille.

V.

Nach Stunden und Stunden scheint die Grenze für die Pflanzenwelt gekommen. Bloß wenig Grün. Die Zeit vergeht. Es wird stiller und kühler und verlassenener.

Jetzt ist die Grenze da, wo bloß noch die Felsmasse zu wachsen scheint . . . Norweger hatten gesagt, die Natur werde hier arktisch. Man hatte das nicht geglaubt. Aber jetzt glaubt man's, mit einem Erschauern inmitten kahl verschollenen Gesteins und übereister Felsen, in Urwildnis.

(„Ur?“ Die Norweger haben dasselbe Wort; nennen zerschmetterte Steine, die rings in stummer Öde herumliegen, ein „Ur“.)

VI.

Seltsam, wie es drüben blau zu leuchten beginnt — was ist das? . . . Es ist das Eis. Die Gletscher leuchten

hier blau; ein absonderliches Blau zwischen weißlichen Wolken. Hinter diesem hellen Blau sitzt der Tod.

VII.

Es ist schwer zu fassen, doch hat es die Wissenschaft festgestellt; daß die großen Alpenglletscher nur etwa 30 bis 50 Quadratkilometer bedecken, — daß aber hier ein einziger norwegischer Gletscher 855 Quadratkilometer bedeckt. Hu. Meine Seele friert.

Die Eiswüste scheint nirgends aufzuhören.

Das Unheimlich-Blaue dehnt sich in nicht durchdringbare Ferne, Mensch, und in der Mitte dieser lauernden Kristallfelder sind furchtbare Schneeegruben bis an den Rand mit weißer Masse gefüllt.

VIII.

Dies Weiß ist vom Blau so umgeben, als ob ein schrecklich-märchenhaftes Kleid weiße Tupfen hätte. Das Blut erstarrt einem.

Nicht weil die Luft hier so merkwürdig schneidet, als ob Gespenster umgingen und einander Totenspäße zufauchten, — sondern bloß, weil das Auge vor diesem Anblick von etwas Niegefühltem gepackt wird.

Graue Nordlandswolken heben und senken sich drüber, springen manchmal wie ein riesiges Känguruh über dies Sterbensgefühl . . .

Süden, wie bist du fern.

Dort ist das Leben. Hier glotzt und grinst das Ende der Welt.

Halloh! Man faßt an seinen Kopf, ob man wirklich noch unter den Atmenden weilt.

IX.

.....
Auch das geht vorüber.

Zuletzt kam ich hinab in tiefere Hochgebirgstäler; begrünt sind sie; mit Almen und Gehöften und vielen

bunten Daseinsfarben, die Lämmer und die Kühe und die Ziegen fressen sich satt, alles lacht, die Luft riecht nach schieren Kräutern, und schlichte, blond-braune Menschen (mit Fischeaugen) rafften das Heu zusammen. Ein Hündchen bellt. Mit ländlich-brenzligem Geruch steigt eines Holzfeuers Rauch in die frische Luft.

X.

„Süßes Leben, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ — so ähnlich äußert sich Egmont, Graf von Soundso, . . . nicht ohne Berechtigung.

Wackres Norweg

I.

Ich möchte gegen Schweden ungern Abschätziges äußern. Doch wer es verläßt, fühlt sich glücklicher — sobald er die Gemark des Norwegerlandes erreicht.

Gewiß, Schweden ist rührig, man ißt gut (was hier mit ehernem Griffel verzeichnet wird), das Land hat stimmungsvolle Seen mit klarem Wasser, von Nadelholz umstanden. O gewiß.

Doch wenn man Abends an die norwegische Grenze kommt und wahrnimmt, daß alles Gewerb aufhört und die Berge losgehn und die Luft kühler wird und Viehglöcken läuten und Friede herrscht: — dann, Mensch, fühlt man sich (es hilft nichts) glücklicher als in Schweden.

II.

Wer in Kristiania den Fuß auf die Erde setzt; die Stadt durchschreitet; die Luft atmet: der wird finden, daß Stockholm vielleicht mehr für lustgierige Rentner (namentlich aus der Provinz) etwas ist, — daß aber

Kristiania mit seiner Schlichtheit, seiner nordmännisch offenen, gradsinnigen Anlage, mit dem Fjordwasser, das an Straßenecken aufblinkt, mit Bergen, die hinter dem Wasser stehn und in die Straße gucken, — daß Kristiania eine Stadt für Dichter ist ... und etwas karg Ergreifendes hat.

III.

Weiß nicht, woran es liegt; aber fast Rührung steigt auf, wenn man dies Volk oben in seiner Hauptstadt beguckt und sich sagt:

Die tapferen Prachtkerle ... ein Felsenland bewohnen sie; schlagen sich so wacker durch; fällen Holz und fangen Fische, davon müssen sie leben; und wie aufrecht tragen sie alles, wie taktvoll; wie frei von Unterwürfigkeit; wie bar allen Knechtsinns ...

Zwei Millionen sind ihrer im ganzen. (Berlin hat mehr Einwohner.) Doch diese Küstenlänge! Die Südspitze Norwegens liegt von der Nordspitze so weit entfernt wie Berlin von Tunis — ist es zu glauben?

Auf diese Entfernung hin verteilen sich die braven zwei Millionen Prachtkerle, jeder harrt auf dem Posten, steht seinen Mann. Überdies reden sie etwas, das beinah deutsch ist — (denkt man).

Empfehle mich, Kristianiafjord

I.

Dieser Kristianiafjord —; habe nichts für ihn. Diese Buchten bei der Stadt ...

Wunderbar für das Auge, nichts für die Seele.

Bei den gelbhaarigen Nordleuten stehn am Wasserbord hohe, bewaldete Bergwände.

Lyrik, erhaben, abwechslungsreich; die Farbe des Wassers wird von dunkel hineinfallenden Schatten rätselvoller, auf den Kämmen der Berge glüht Rötliches

zu gewissen Abendstunden; das Schönste bleiben hier Inseln, die steinernen Inseln, so mitten im Fjord aufsteigen, oft nur etliche Quadratmeter groß, daß ein einziges Häuschen knapp darauf steht.

Diese Häusel werden oft von Armen bewohnt, — die immerhin durch Fischgenuß ihren Leib mästen.

Öfters haben reiche Kaufherren holzgebaute Landhäuser an abgelegenen Stellen des Fjords, auf Inseln, in einem Uferwinkel.

II.

Es muß köstlich sein, einen schönen Abend, eine helle nordische Nacht in dieser vollkommenen Einsamkeit einer hölzernen Villa, mutterseelenallein, zwischen der Flut und dem aufsteigenden Waldgebirg, zu verbringen. Muß köstlich sein . . .

Aber ich möchte dort nur als Gast bleiben, nur über Nacht — ich baute mir kein Haus dahin.

III.

Diese Stille des Wassers und der Luftströmungen sagt mir nicht zu; man sitzt nun doch im Kessel.

IV.

Ein paarmal bekam ich Lust, den Finger in die Flut zu tauchen, daran zu lecken, — ob das wirklich Salzwasser ist. Glaub's nicht recht. Es macht so einen zahmen . . . wenn es nicht Wasser wäre, möcht' ich sagen: verwässerten Eindruck. So zwischen Süßwasser und See; ich liebe das nicht. (Schon Boddenwasser hat Unbehagliches.)

Hier ist kein Bodden, große Schiffe fahren im Fjord herum, so tief ist er; dennoch zeigt ein Watt noch mehr Seecharakter als dieser große, herrlich anzuschauende Fjohr. (So sprechen die Norweger Fjord aus.)

An einer fernen, ganz verborgenen Stelle liegt Frithjof Nansens einsames Besitztum — dort ist die Flut wie

Süßwasser. Ich möchte, Mensch, auf Nansens Hof nicht wohnen; aber gern einmal im Leben dort ein flüchtiger Gast sein. Und es hätte ruhig Zeit bis zum sechzigsten Jahre meines Alters . . .

V.

An köstlichen Inseln (von nordisch kaltem Glanz) glitt ich noch einmal vorüber, als das Schiff zur Heimkehr nach Süden zog.

Alles ist da oben zu holen: nur keine Freude. Wundersamer Blick, Waldgeruch, Sennhütten, prachtvoll schweigende Menschen — alles. Nur keine Freude.

IV.

Sonne fehlt. Auch wenn sie scheint, ist es nicht unsre Sonne; von des Südens Sonne nur ein fahler Abglanz.

Auch in den besten Tagen; auch an den rätseltiefsten Abenden der Stadt, wenn das blaue Mondlicht sich mit dem ewig hellen Schein der weißen Nächte des Nordens umschlingt: selbst da bleibt eine Spur von Frost in der Seele . . . In meiner Seele.

VII.

Ich war glücklich, als wir das offene Meer wieder erreichten. Das Nordkap will ich noch einmal sehn, eh' ich aus dieser Zeitlichkeit abkratze; nach dem Kristianiafjord steht aber die Begierde nicht.

Im Skagerrack, als alles schaukelte, doch die Abendflut blau war wie das Mittelmeer, kommt in das Herz wieder eine Spur von Wonne. „Grüße mir Nordland, grüß' mir den Bergwald, grüße die Buchten, — zu ihnen folg' ich dir nicht“ (könnte Richard Wagner . . . nein, nicht sprechen).

VIII.

Als es nach Süden ging, hüpfte das Herz, nur im Bewußtsein dieser Himmelsrichtung . . .

G'schamster Diener — Kristianiafjord! Mögest Du glücklich werden. Empfehle mich.

Fahles Stockholm

I.

Wenn man Kopenhagen wiedersieht, so schmeckt einem die Architektur dieser nordischen Edelstadt wie Duft köstlicher Früchte.

Wenn man hernach Stockholm sieht . . . ist man entsetzt. Hilft nichts: entsetzt. Diese A . . . Ar . . . Architektur wirkt, wenn einer vom Lande der Dänen kommt, widerlich. Alles in Stockholm, so viel Gebäude man erblickt, banal. Türmchen, Zacken übelster Sorte, — ach, es kann einem schlimm werden.

Häuserfronten, ohne Vornehmheit. Stuck; Aufmachung; Provinz; Dagewesenstes . . . ! Es fällt auf die Nerven. (Nicht einmal das Laute, Schreiende, Auf-fallsüchtige Berlins; der Amerikanismus fehlt noch.)

Was man erblickt, scheint „gute Stube“ (während Kopenhagen ein erlesenes Feingemach ist).

Mensch, der erste Eindruck von Stockholm bleibt fürchterlich.

II.

Nachher kommt man hinter die guten Seiten. Sobald die Nacht herabgesunken ist: sobald wird dieses architektonische Scheusal zu einer . . . Zauberin (hätt' ich beinah gesagt). Welche den Beruf der Zauberinnen ausübt: nämlich berückt.

Stockholm in der Dunkelheit gehört zum Vollsten, was ich an Stadtbildern erlebt. Dunkler Wasserglanz der Lagunensiedelung, Venedigs Gesang, wird am nordischen Mälarsee, wo er ins baltische Meer fließt, nicht gefordert: es kommen jedoch andre Dinge zu, so der Süden nicht besitzt — nämlich dies gewaltige Schaukeln riesenhafter, wie von Feuerglanz erhellter Flächen,

Hier ist kein trauernder Ort von anno Einstmals mit verschollener Dogenlegende: sondern eine heutige Seestadt, mit wimmelndem Getrieb, mit Fischen, Fleisch, Gemüse, Meerschiffen, mit einem Gemeng von Schalluppen, Booten, hohen rätselhaften Auslandsdampfern; Brücken, schwimmenden Märkten, Buden, Kneipen, — und mit einem allerhurtigsten Wasser-Verkehr. Darüber . . .

III.

Darüber ein etwas merkwürdiger Himmel; nämlich bei Tage trostlos-grau, in feuchten Wochen; am Abend manchmal mit weißlich leuchtendem Einschlag, der Gespenstiges hat.

Nein, gespenstig ist zu viel, — man bekommt bloß den Eindruck ziemlichen Verlassenseins hier oben. Es ist ein Himmel der späten Ferne; mehr sag' ich nicht. (In der Übergangszeit liegt ein bläuliches Licht auf den Stadtgassen . . . daß man sich wundert.)

IV.

Es gibt auch Nachmittage, wo die Luft über den Häusern, den Stadtinseln, den Bäumen, den vielen Brücken klar und blaßblau und gewissermaßen heiter ist. Nordische Luft, gedämpfter Glanz . . .

Am schönsten, wenn jemand Nachmittags bei lindem Wetter (so daß man spürt, es müsse wohl im Binnenland etwas drückend sein) unten am Strömparterre sitzt; so heißt mitten in der Stadt eine salzwasserumspülte Blumenanlage, von der man die stolzen Bauten der Stadt glücklicherweise nicht sieht; dafür aber Bäume, Wellen, Brücken, Trambahnen, Schiffchen, Fischreusen, Sperlinge. Man trinkt dazu . . . nicht kalten Punsch (der wird am Abend in Hasselbacken, dem altmodischen Vergnügungsort mit bergigem Gelände von tonlosen Menschen verschluckt); sondern trinkt am Strömparterre gutartigen Tee oder ißt ein Kom-

pott, dessen zum Schneiden zähe Tunke mit fetter Sahnflüssigkeit gemengt wird ...

V.

Das Wasser glänzt, hier unten auf der winzig steinernen Blumeninsel, fast so schön wie am Abend; Pappeln drüben in steinernen Straßen wachsen vor dem Auge zu böcklinschen Schmuckstücken, — und wer nun den linden Nachmittagshimmel ansieht, vergleicht seine Bläue (hinter der was „nicht ganz richtig“ ist!) etwa mit dem Farbeindruck, den man von der goldnen Flüssigkeit eines Rheinweins hat, wenn das Glas angelaufen — und außerdem grün getönt ist; das Goldgelb macht Veränderungen durch ... ist es überhaupt noch ein Goldgelb?

VI.

Ist hier dieses Zartblau überhaupt ein Blau?

VII.

Gleichviel: die Kellnerin in schwedischer Tracht, wie eine Spreewald-Amme, — die Kellnerin geht unpersönlich, tonlos, fast ohne zu verraten, welchen Geschlechts, auf und nieder. Bringt ruhig, nicht unfreundlich (sogar mit sorglichem Gehabe) den jetzt verlangten Portwein, scheint aber nur halb mit der Seele bei allen Handlungen zu sein; oder vielmehr: sie ist mit ihrer Seele ganz dabei, aber sie hat nur eine halbe Seele, — genau diesen Eindruck macht jedes der in schmucke Bauernmaskentracht gesteckten Wesen mit blondem, gleichgiltigem, unbegabtem Haar.

(Ihr Haar ist sogar schön; ihr Körperbau vorzüglich. Das gilt für fast alle Stockholmerinnen. Man merkt, wie gute Lebensmittel wachsen. Die See, fruchtbarer Landboden, beide geben's ohne Knausern her, das zieht in die Backen, in die Arme. Unliebenswürdig sind sie auch nicht, diese im Äußeren wohlbestellten

Geschöpfe, — sondern freundlich, taktvoll . . . aber die letzte Anmut wahrer Belebtheit, eines raschen Leuchtens, fehlt ihnen halt. Sind nicht durchglüht. Haben nicht die wache Gegenwart.

Man könnte sagen: sie sind herrlich — aber nicht hinreißend. Das ist es. Herrlich, aber gar nicht hinreißend.)

VIII.

Hier in der Nähe sind finnische Völkerschaften; ich Laie könnte die Finnen für tatarisch-mongolischen Geblüts halten, — und denke hinüber zu mongolischen Japanerinnen, die liebenswürdig, doch vollkommen tonlos zu sein gewöhnt sind. Japanerinnen haben freundliche Gebärden . . . ohne das Gefühl. Sie lächeln . . . und es ist eine Muskelsache.

IX.

Die Schwedinnen, von andrer Art als die gelben Schwestern, sind groß und ernst und blond und schön, — aber wer sie zum ersten Mal in tausendfacher Wiederholung sieht, ihr Wesen mustert, der kommt zu dem Glauben, daß sie unter germanischen Frauen eine ähnliche Rolle spielen: liebenswürdig, tonlos. Ist es finnischer Einschlag? . . .

Papperlapapp; Phantasien. Trotzdem: diese wunderschönen Geschöpfe lassen kalt. Sind von einer hochentwickelten *Laterna magica* in täuschenden Farbgebilden auf die Wand gestrahlt — und marschieren in Herrlichkeit an den Ufern des Mälarsees scheinbar herum.

X.

.....
Ist überhaupt alles in diesem Lande wirklich, — oder ungreifbar von einer fahlen Laterne hingestrahlt?

Man geht in die Gruft der Könige, die Riddarholmskyrka . . . und hat ein Gefühl, daß diese Kirche gar nicht existiert.

Einfach-kahle Decke, unter der man fröstelt. Kinder! die Wände dieser Kirche sind bloß Luftspiegelungen. Der Wind weht hindurch. Kahl, kalt, weiß. Etwa nicht?

In der einen Ecke steht ein Sarg. Mit der Inschrift: Gustavus Adolphus Magnus. Macht einen farblosen, gar nicht existierenden Eindruck.

Die Schlichtheit ist hier zu einem Etwas geworden, das sich als äußerster Eindrucks-mangel bezeichnen läßt.

Man glaubt nicht mehr ans Wirkliche.

XI.

Woran ich hier glaube, das ist (neben dem Hafen- und Marktgetrieb und neben der abendlichen Feuerflut) bei genauer Betrachtung das Essen.

Die Frühstückstafeln dieser Stadt mit ihren Krebsen, Krabben, Lachsen, Tomaten, Anchovis, Zwiebelheringen, Roterüben-Salaten, Sülzen, gefüllten Eiern, Aspiksachen, Anisbrotten, Fleischsorten, Schnäpsen: das alles ist von dieser — bestimmt von dieser Welt.

XII.

Es versöhnt mich fast mit der Architektur. Gustav Adolf bleib mir gewogen.

Schlllff!!

Drei Funde von Holland

I.

An der holländischen Sturmsee. (Ich schreibe jedoch hinter einer schützenden Fensterscheibe, sonst würden diese Blätter nach England gejagt vom wütenden Winde.)

Die Brandung ist immer da. Und wie ein böser Polyp schlenkert sie berserkernd ihre Gischt-Hände, oben weiß-gelb, unten gelb-grau, in der Ferne grau-grün,

ein gefräßiges, irrsinniges, im Kern todfeindseliges Scheusal von unbegrenzter Macht.

II.

Doch! die Macht ist begrenzt — an dieser Fensterscheibe. Bis hier hinauf kommt sie nicht.

Über das Dünengebirge gelb-grün, wetterhart, schweigsam-gepanzert, kommt sie nicht.

Schreibe, wenn auch der Boden bebt ... Sturm! ... Jetzt wird er das Dach nach Norfolk tragen, und alles stürzt. Nein, es hält sich.

Flüche, Grüße schickt das Scheusal herauf: nebenan wird ein Fenster vom Sturm eingedrückt; alles ist geschlossen, aber der Sturm drückt Glas ein; es klirrt; Splitter an die Nachbarscheiben geschleudert. Es pfeift ein Unsichtbarer einen Riesenton.

Das jüngste Gericht brach an.

III.

Vorgestern stieg ich auf das Dünengebirge. War so schlimm alles nicht wie heut. Man konnte die Finger in den Sandboden krallen, um nicht herabgeweht zu werden. Man stieg ein paar Fuß hinunter, nach der Landseite zu, dort wieder ganz hinauf; stand dort, und sah — wenn aus den Augen der Sand gewischt war — das weithin gestreckte Dünengebirg' unter sich. Da ging mir ...

IV.

Da ging mir eine Entdeckung auf. Ich sah am Beginn dieses seltsamen Jahres die Wüste. Wer von der Pyramide des Cheops herunterblickt, gewahrt graugelbe Unendlichkeit — das ist die Wüste. Sie liegt aber nicht flach und geregelt, wie ein Exerzierplatz; sondern das Auge, das von oben über diese Weltenödnis schaut, sieht Kessel, Erhöhungen, Bodenwellen — mit einem Wort: ein Dünengebirg.

Diese Entdeckung stieg mir jetzt auf, im Herbst,

am Ende des seltsamen Jahrs 1903, und ich wußte plötzlich (mögen die Gelehrten sagen, was sie wollen), daß ich bei jedem Sahara-Ritt über Meeresboden geritten war.

Nicht anders ist es, oder ich will ein schlechter Kerl sein. Über Meeresboden.

V.

An dieser Küste, Holland benamst, hauste Spinoza. Das Meer hat er oft gesehn.

Ich besuchte das Haus im Haag, an der Paveljoensgracht belegen, darin er gestorben ist. Ein Herr Teepe wohnt darin.

Ich wollte die Dachkammer sehn, die ihn beherbergt. Aber eine siebzehnjährige Holländerin sprach freundlich zu mir, das gehe nicht; denn es sei wohl der Grund derselbe, auf dem der Mann gewohnt, das Haus aber nicht mehr dasselbe; alles daran sei umgebaut. Was Teepe anlangt, so sei er Koopman; Kaufmann.

Holdes, fettes, holländisches Mädchen, — — als hätte sie zeitlebens das saftige Gras gefressen, das auf den Triften dieses Landes wächst; als gleiche sie den Blumen, die man hier vor den Landhäusern sieht, — herrlich an Farbe; doch einen besonderen, ihnen eigentümlichen Duft haben sie nicht.

VI.

Ich irre jedoch ab vom Spinoza. Dort, wo die „boomjes“ stehn, auf deutsch die Bäumchen, kommt man zum Sterbehaus.

Das betonte die Küsterin in der Nieuwe Kerk, der Neuen Kirche, während sie Baruch d’Espinozas Grab zeigte, neben dem Grabe der Brüder De Witt, der starken Hollandretter.

Er liegt unter der Kanzel. Hätte, scheint mir, unter dem Himmel liegen sollen. In der Nähe des Meeres, das er oft rauschen gehört.

Denn das Meer (hier die zweite Entdeckung, die mir aufstieg), das Meer hat Spinozas Philosophie beeinflußt. Hätte der Mann im Binnenlande gelebt, im Gebirg: er wäre nie zur Lehre von der Substanz gekommen, von der ewig wechselnden, endlosen Substanz.

Der Kern dieser Philosophie ist bestimmt aus dem Anblick des Meers erwachsen, das in allen seinen Wohnsitzen in Westholland ihm nahe blieb. Es stellt eine „unendliche“, ausgedehnte Substanz dar; bildet Formen, nämlich emporsteigende Wellen, kleine, große, scharfe, rundliche, — die Formen zerfallen, vergehn, schwinden, aber das Ganze bleibt: die Substanz. Aus der sie stammen. Von der sie nur eine Erscheinungsart sind. Von der sie ein Teil bilden in „Ewigkeit“.

Das wären die zwei Gewißheiten oder Entdeckungen, die mir dieser Herbst gebracht hat: daß die Wüste ein Meeresboden ist — und daß der Anblick des Meeres den Pantheismus zeugen half.

VII.

.....
Holland besteht aus weißen Hauben mit goldnen Seitennadeln, Holzschuhen, Millionären, Käsekugeln, Grachten mit Bäumen daran, saftgrünen Triften mit Milchkühen, Tonpfeifen, Schnäpsen, alten Bildern.

VIII.

Männergestalten laufen in kühl-feuchter Luft, sämtlich zum Malen.

Insonders der Kleinstädter nördlicher Küste, dürftig gekleidet, doch im Rock mit Schößen, eine Mütze auf dem Kopf, und ein Halstuch umgetan, das im Winde weht. (So stehn die schmalen Gestalten auf einer Bodenerhöhung, heben sich gegen den Himmel ab, oder sie schreiten dahin, zu zweien, — die Rockschöße fliegen, das Halstuch weht.)

IX.

Wälder —? Nein; meilenlange Parks mit Weidetriften und alten holländischen Landhäusern von einem einzigen Erdgeschoß.

Köstlich diese Waldstrecken, durch deren Mitte Ziegelstraßen gehn. Dort, weil sie hinter dem Dünengebirg liegen, ist es geschützter. Wenn es gar zu toll wird, muß ich dahin.

X.

Denn hier brüllt und rast Sturm, daß wohl doch dies Haus zusammenbrechen wird. Sehe jeder, wo er bleibe. Die Substanz — will sagen: das Meer — nimmt unerhörte modi oder Formen an; halbsbrecherischer, werwölfischer; die Formen schwellen in die Höh', schießen nach vorn, greifen nach mir, — der ich doch ihr Bruder sein soll. Ich danke.

XI.

Wenn wir wirklich von derselben Urmasse stammen, die Raubwellen und ich: so haben wir uns in der Zwischenzeit verändert. Keine Bruderschaft! Ein Trost wär' es ganz und gar nicht, in diesem All „aufzugehn“. Daß der Pantheismus keine tröstende Kraft besitzt, — dies die dritte meiner Entdeckungen.

(Doch ich habe sie schon im zwanzigsten Lebensjahr gemacht.)

XII.

Jedenfalls freuen sich die Glaser. Wieder hat es geklirrt, Glasstücke fliegen durch die Luft.

Ich sehe den Glaser, im Geist, seine schmale Straße hinaufschreiten, den Glaskasten unter dem Arm. Er geht knickebeinig, die Hosen flattern, die Rockschoße fliegen, das Halstuch weht...

XIII.

Sehe jeder, wo er bleibe!

Haarlems Tulpen

I.

... und herrlich an Farbe; doch einen besondern, ihnen eigentümlichen Duft haben sie nicht.

(Ich sah Blumen, die im Lande Frankreich wachsen, — sehn schäbig aus, nach gar nichts, doch alles an ihnen ist Duft; der besondre, vielleicht nur einmal in der Welt vorhandene Duft ...)

Vor den holländischen Landhäusern stehn herrliche Tulpen, die mich nicht reizen; wundersam-farbige Beete, die mir nichts sagen; Rosen, die nicht riechen.

II.

In „Der Blumen Rache“ von Freiligrath oder in dem südlichen Paradeis, welches der Schriftsteller E. Zola im Buch von der Sünde des Pfarrers Mouret gemalt hat, stirbt einer an überselig-schwerem Duft von Blumenbergen, Blütenhaufen; die holländischen Blumen, im Gegenteil, erzeugen eine besonnene Stimmung.

III.

Wo Haarlem zu Ende geht; wo die letzten Häuser stehn: dort blühen die Tulpen.

Zwischen Haarlem und dem Haag sind weite Felder; gelbe, rote, mit Tulpen, Tulpen, Tulpen. Glashäuser, Gärten, Beete.

Ich ging umher und sah.

IV.

O Tulpen, Tulpen — ihr seid meiner Seele wurscht; ich fände das Dasein erträglich auch ohne euch; ihr seid eine Spielerei schwerer, blutkalter Nordlandsmenschen; und Süden ist in mir.

V.

Begonien und Dahlien und Gloxinien und auch Lilien. Farben — wunderbar. Alle Spielarten! Weißblaue Blätter, nur an den Rändern mit Violett eingefäßt.

Oder orangefarbene, weißgesprenkelt, wie wenn ein Kreideregen darauf gefallen wäre. Oder dunkelfeuerfarbenglühende. (Glühen sie? O, Holland . . .!) Oder karmesinfarbene mit gelblichen Tupfen.

Merkwürdiges Erzeugnis eines großen Züchterfleißes, — einer kalten Leidenschaft.

Adieu, Tulpen, möget ihr glücklich werden, laßt mich ungeschoren, bleibt mir gesund, ihr seid nicht die Blumen des Glücks. Adieu, Dahlien, ihr habt keine Musik im Leib. Adieu, Haarlem.

VI.

Adieu, Haarlem. Aber Dir einen Gruß, pfefferbestreutes Seegetier mit Zwiebeln und Essig, das ich auf dem Markt von Haarlem stehend gefrühstückt.

VII.

Und einen feierlichen Gruß DIR, Franz Hals — Du Aas!

Holländisches Frühstück

I.

Wo war dies Frühstück?

Auf dem Markte der Stadt Haarlem, an einem Vormittag mit wasserfeuchter Luft.

An einer Gracht entlang, an dem grünen, mit Bäumen bepflanzten Straßenwasser weithin altes Eisen und alte Möbel und alte Bilder und alte Bücher gebreitet; (dort eine Uhr, vormals Besitz eines Mynheer van Soundso, der im Jahr 1830 als Reeder blühte . . .)

Daneben ein Stand mit Pfeifen, kurzen und sehr langen; die kurzen aus Holz, die langen aus Ton.

II.

Dahinter jedoch Stände mit allerhand gekerbten Gurkenvierteln in Essig; hohe Glasdosen voll, gleich zum Essen; und auch Glasdosen mit weißen Zwiebelchen in Essig.

Andre Dosen, bis an den hohen Rand vollgepreßt mit Seemuscheltieren in Essig; und endlich, als dazugehörend, in der hintersten Reihe gläserne Dosen mit harten Eiern, von drei großen Kruken mit zerstückeltem Sauerfisch zu schweigen. Schllllf! . . .

III.

An diesen Stand trat mancher jüngere Haarlemer und frühstückte.

Um die zehnte Morgenstunde war's.

Entschlossenen Schrittes ging ich heran und machte geil eine Gebärde, etwa des Inhalts: „Auch mir . . .!“ Die Frau nahm ein Näpfchen, fuhr mit einem Löffel fragend von einer Dose zur andren und füllte, wie ich einen Nicker machte, den Napf mit totem Seegetier, übergieß hierauf alles mit Essig, bestreute das Ganze krönend mit dünnem Pfeffer.

IV.

Es war ein wundersames Frühstück meines Lebens. In Haarlem. An einem Vormittag mit wasserfeuchter Luft. Schllllf! . . .

Ostende

1896

I.

Es regt sich gemeine Weltlust, so das blühende Leben wieder einmal fassen und an sich reißen will, weil noch das Lämpchen glüht.

Ich fahre nachts ein Stück Themse lang, dann über den berüchtigten Meeresteil. Rüdes Wetter. Nachts taumeln Schatten bleich durcheinander. Am Morgen auf Deck, Ladies mit gebrochenen Augen. Da steigt aus der grimmigen Wildheit dieses schwärzlich grünen Meers eine Reihe von Gasthöfen . . .

Ein gläserner Rundbau von anmaßender Zierlichkeit; mit Balustraden hoch und luftig; gleich an der bestialischen Flut gelegen. Ich weiß, das ist der Kursaal; gesprochen: le KürBaahl.

Das Schiff hopst näher (es heißt „Swift“, wie der gallige Vetter).

Man sieht jetzt auch niedere Gassen einer kleinen vlämischen Fischerstadt. Niedere schmale Häuschen. Blau angestrichen oder gelb oder rötlich; sehr schlicht, aber nicht auffallend arm. Hingehängte Seefische. Gebogene schwere Holzschuhe dazwischen.

Das zusammen ist Ostende.

II.

Und wenn einer käme von Utica und hieße Cato: er schmunzelte vor diesem Schwindel.

Das Meer, welches so oft grün und spaßlustig ist, stellt man bei seinem bedrohlichsten Zustand in den Vergnügungsdienst bürgerlicher Schlemmer. Ein Kitzel, wie wenn man ein Tigervieh im zoologischen Garten spannungsvoll neckt.

Dünen gebahnt und gekachelt . . . Es führen in die Flut breit steinerne Freitreppen, das scherzhafte Meer läuft an ihnen oft hinauf, leckt an weißseidenen Schuhen.

III.

Wer an dunkleren Abenden auf dieser Freitreppe steht und von der englischen Küste Wogen wie Raubtiere rasen sieht, in jenem crescendo nach knappen Zwischenräumen, das immer mit einem Rollen und

Pfeifen beginnt und mit Brüllen und einem Schlag endet; wer dann vor sich, über sich eine Art Finsternis, ein unendlich verschwimmendes Etwas wahrnimmt, beim Umdrehn aber das gläserne Haus selig erleuchtet voll strahlender Menschen in heller Gewandung erblickt: der schmunzelt.

Der schmunzelt.

IV.

... Auf der halb erleuchteten digue ergehn sich langsam Zwielightgestalten. Vor dem Wiedereintritt in den Saal rastet man sinnend auf einer der Bänke, hart an der See. Plötzlich sieht man vor sich eine unbekannte edle Frau; eine Gestalt in Weiß und Mattgrün, die vornehm lächelnd, aber mit grobwallonischem Klang fragt:

„Eh bien, chéri, tu t’amuses bien comme ça — en regardant la mer?“

War eine Hure.

V.

Es giebt in der Nachbarschaft hier Tavernen mit vlämisch alteingesessenen prachtvollen Bürgergevätern.

Da ist es manchmal, glaubt mir, am schönsten.

Brüssel

1896

I.

In Flandern und Brabant liegen die beiden Städte Brüssel und Brügge. Bei allem, was man sah, hatte man die Empfindung: daß es, Mensch, ganz flandrisch und brabantisch sei.

Ich lief bergauf über steile Straßen Brüssels, an Geschäften der Montagne de la cour vorüber. Zu Gottfried von Bouillon sandt’ ich nur einen mißliebigen

Blick; ha, Kreuzfahrerich, elender; auf seinem steinernen Pferd, fauler Kopf. Junge! Junge!

II.

Ich lechzte nach Peter Paul Rubens. Blühendes Leben! Lächelnde, trunkene, runde Äuglein seiner holden Frauensbilder; von komischer Allgewalt.

Hier konnte man schmausen; und alles, wie gesagt, war ungemein vlämisch.

Susannenbild von Jordaens? Nicht eine weiße, ängstlich-zarte Israelitin, wie bei dem Böcklin. Sondern eine stramm-gesegnete, gesunde, bei Gott, erhabene Flamländerin. Kusine der Maccabäer. Ein Festpopo.

Auch dieses Bild ist ungemein vlämisch.

(Soviel über das Palais des Beaux-Arts.)

III.

Ist mal jemand an die steinerne Rampe des Justizpalastes getreten, sieht er in der Tiefe die Stadt Brüssel: die älteren, kleinstädtischen Strecken, enge Gassen, Häuser, Häuserchen, mit braunen, rötlichen Dächern, — sofort erwacht in mir der Gedanke: wo mag Klärchens Haus liegen?

Ich weiß, daß Klärchen nie gelebt hat. Ich weiß, daß der wahre Egmont verheiratet war und elf Kinder besaß (el-lef!!), und daß er nur deshalb Oranien nicht folgte, sondern bei seinen aufständischen Landsleuten blieb, weil er kein Geld besaß, außerhalb zu leben.

Trotzdem — wo liegt Klärchens Haus?

IV.

Und wo der Markt, auf dem dann Egmont „mit der Frühe des einbrechenden Morgens“ vor dem Angesichte des Volkes „zur Warnung aller Verräter mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht“ ward?

Eines Tages wurden diese Empfindungen mit unwiderstehlicher Stärke wach in mir.

Es war wieder Abend geworden. Müde, ganz erfüllt von Gespensterhaftem (was ist der Maler Antoine Wiertz? Ein Farben-Berlioz!) stieg ich die bergigen Straßen hinauf und hinab. Die Laternen waren längst angesteckt. In allen Läden, den glänzend appetitlichen brüsseler Läden, in allen Schaufenstern lockten tausend Kinkerlitzchen, — besonders Juwelen, lecker gefaßt.

In allen Schaufenstern hingen Zettel mit der aufmunternden Inschrift: „Fêtez Marie!“ „Fêtez Marie!“

Ein seltsamer Zufall wollt' es, daß dieser Name während der Dauer des Monats August mir besonders teuer war, — (Erlebnisse während der Dauer des Monats Juli knüpften sich daran). Ich ging in ein Geschäft und fragte, was die Aufforderung, Marie zu feiern, bedeute.

Der Herr sagte mir, in Belgien werde der Namens-tag gefeiert, nicht der Geburtstag; da aber der Marien-tag nahe sei, und in jeder brüsseler Familie wohl ein Mitglied Marie heiße, ergebe das einen Geschäftsaufschwung; die Bevölkerung werde durch Plakate gemahnt, zu kaufen.

Ich kaufte was, das nach peau d'Espagne roch — und dachte still im Hinausgehn: Fêtez Marie!

V.

Indes war ich in eine eng elende Gasse gekommen. Ich fand endlich einen Ausgang — und siehe da: ich war plötzlich auf der Grand' Place; das ist ja der Marktplatz, auf dem Egmont hingerichtet wurde; (Egmont, welcher das „süße Leben, die schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ liebte).

Doch ich dachte nicht mehr an Egmont. Zaubenhaftes geschah vor den Augen. Spielt auf dem Markusplatz im Mondschein die banda municipale? Nein; doch in der Mitte des Platzes war . . .

VI.

In der Mitte des Platzes war die Stadtmusik in einem Holzhäusel aufgestellt und blies und blies. Der Hauptbläser (dacht' ich) zerknallt sich die Hämorrhoiden . . . Und blies. Die Brüsseler und Brüsselerinnen, herrliche, lockend-gesundewieziervolle Gestalten, schwarzten auf und ab in schwarzer Schar; auf und ab; auf und ab; ringsum standen, auf allen vier Seiten des Marktes, wundersam alte Gebäude, mit Architekturen wie Zuckerguß; mit Gold und Elfenbein; das Gotischste, was man sich vorstellt in Träumen, alles halb im Dunkel, halb in bläuliches Licht getaucht. Ampeln über dem seltsamen, gespenstig vertrauten Platz.

VII.

Die Melodien rauschten, die Leute mit ausdrucks-vollen Gesichtern gingen auf und ab; auf und ab. Ich ging mit ihnen auf und ab; auf und ab.

Ich äugte nach jedem Antlitz, unter jeden Hut. Die Mahnung „Fêtez Marie!“ aber war vergessen.

VIII.

Auf und ab . . . Klärchen! . . . Auf und ab.

Caput VII

JERUSCHALAJIM

(1903)

I.

Ägyptenland liegt hinter mir. Ja, ich fühle, daß ich vom Geschlecht der Schwärmer bin. Daß man sich verblutet und veratmet und verschwelgt; daß man die Seele zurückgiebt mit lebendem Bewußtsein, nicht erst nach dem Tod, sondern schrittweis und vor Seligkeit, diese Welt umfassend und verlassend.

II.

Am Donnerstag dem 16. April 1903 früh um sieben ein Viertel Uhr Palästinas Küste gesehn. Ich stehe ganz still auf einem fremden Schiff, das Port Said gestern verließ. Die Tränen steigen mir auf.

Es ist eine bergige Küste; schön im Morgenduft. Dort hebt sich das Land der Juden.

(Nein, die Berge liegen dahinter, die Küste selbst ist eben. Weit hinter der Küste das Hochland von Judaea, — das sind diese Berge.)

III.

Jaffa ist mehr Orient als Smyrna; mehr als Konstantinopel; mehr als Kairo; mehr als Algier.

Schwarzbraune Morgenlandsmenschen. Weißer Turban über dunkler Haut. Karawanen.

Sarazenenenkel. Irgend eine schwere Plempe, ziseliert, gebogen; mag eine rostig-feine Klinge drin sein.

Kauernde Menschen, rauchende, dominospielende. (Nicht Bazare für Europäer, sondern die Händler sind unter sich.) Und wieder Kamele.

Das ist der Orient. Kreuzfahrer nahmen orientalische Sitten an? Man wird gewiß dazu verlockt.

Zwischendurch hör' ich schwäbisch reden; die Schwäble reden auch fließend arabisch; wie mag es klinge? Nicht unbehaglich.

Vorher im Boot: reisender Handwerksmeister; auch schwäbisch; nicht ohne bescheiden Wohlstand — und Reisewut nebst Anteil für Dinge der Heiligen Schrift.

IV.

Ein Jude, blond, vierzigjährig, schlank, mit zwei Kindern an der Hand, wies mir den Weg. Ohne Bakschisch.

Im Gesicht edleres, ernstes Menschentum. Sie waren hergezogen, um in der Nähe des Tals Josaphat zu sterben, — um gleich da zu sein, wenn die Posaune zum jüngsten Gericht ruft.

Eine schöne alte Frau, von der ich dann Auskunft erbitte, fragt am Schluß, wohin ich von Jaffa wolle. Nach Jerusalem.

Sie sagt mit einer wissenden Menscheninnigkeit, wie Juden sie manchmal wunderbar haben: „Nach Jerusalem? Geihn Se zu gesund!“ Ein inniger Akzent auf jeder Silbe.

Sie gibt sorglich noch eine Auskunft und spricht, wie für sich: „Wozü ä krümmer Weg we'mme kann geihn ä gleichen Weg?“ Mit gefaßter, friedsam gewordener Weisheit; wie bei so Vielen ihres Urvolks.

V.

Herr Blanckertz, ein freundlicher Mann. Kneipe. Ich suche Films. „Vielleicht,“ sagt er zuletzt, „bei einem Juden, Rabinowitz.“ Es lag ein Aber darin. Eine

männliche Daja. Ich ließ durchblicken, daß es auch ein Feueranbeter sein darf, wenn er Films habe.

VI.

Gelobtes Land. Selige Gelände zwischen Jaffa und Jerusalem, wenn man das Meer verlassen hat.

Palmen. Ein süßester, stärkster Duft von Orangeblüten; alles, alles blüht weiß in frischem Grün. Frische der Orangengärten; fruchtbar, hold. O Palmen und Orangenblüten im April.

Kanaan ist lieblicher als Ägypten, das gelbliche Lehmreich.

Ich sah die Ebene Saron. Dahinter Bergketten, blauende, des alten Schicksalslandes. Ja, es ist hold; ich wußte nicht, daß es Saron war, und fand es hold.

Dickstämmig-alter Olivenwald! Eine Meile lang, eine Meile breit. Räumige Kakteen; Berberfeigen. Ein Ölwald — und steht wie auf Ackererde.

Weiß, gelbe Blumen. Feigenbäume, von saftstrahlender Frühlingsfrische, leuchtend.

Ein reiches Land; ein Weideland.

Frühland, Frühlingsland! Ernstes Land und Schönheitsland!

Mit mancher weißgebauten Ortschaft. Mit Kuppeln, Brunnen, Gräbern, zerfallenen Toren.

Nah das blaue Mittelmeer — und die Berge Judas. Düfte, Reichtum — und steinige Wucht.

Ernstes Land und Schönheitsland. Frühland! Frühlingsland! Judenland!

VII.

Springende Eselsfüllen. Grautiere, darauf Menschen seitlich sitzen — dieser Eselritt (der Esel vorn oft geführt) erinnert an die „Flucht aus Ägypten“, die man allzu häufig gemalt fand. Am Feldrain Kamele.

Ein betagtes Dorf der Pelischtim — der Philister.

Nahm von spielenden Kindern einen Blumenstrauß. Es ist in dem Dorfe Der-Abân. Der Strauß hängt heute noch an meiner Wand, nach sechzehn Jahren, in Deutschland.

Die Blumen der Philister leben lange. Der-Abân hieß das Dorf.

VIII.

Das Land riecht wie ein einziger Strauß von starken Feldblumen.

Ich sehe den Bach Sorek. Das ist Dalilas Heimat.

Über dem Bach Sorek liegt die Simsonshöhle. Zehntausend Ziegen haben darin Platz. Hoch über dem Sorek öffnet sich das Felsenloch für zehntausend Ziegen — und einen Kämpfer-Bock.

IX.

Ich sah bei Bethar die Bergfeste, wo Barkochba, der Sternensohn genannt, Aufruhr trug wider das Raubtier Rom.

Simson und Barkochba stehn mir am Eingang des Ahnenlandes: Aufrecht-Verwegene; Nackengewaltige.

Gleichnisbilder für das wundersam ungebeugteste Volk.

Verbrannt, gemartert, erschlagen, geknechtet — dennoch untötbar. Juden.

X.

Zweitausend Jahre danach dürfen sie, lange von Bestien umsperrt, endlich über die Mauer klettern. Sie springen aber, die Herrlichen, die Stehaufmänner, nicht schüchtern senkrecht hinab — sondern fliegen gleich vom Rand in die vorderste Reihe. Nach Moses, Hillel, Christus kommt Spinoza, Karl Marx. Die schaffen die zwei großen Bewegungen.

Juden. Sie sind, jeden Wirrglauben belächelnd, auch

den ihren, im Verstande die Allerfreiesten. Die Allerfernsten von jedem Lichtschwund. Dies alte Volk ist das neueste — nach zweitausend Jahren.

Sie haben alle Scheiterhaufen überwährt. Sie haben allen Seelenschlächtern getrotzt. Und wuchten die Welt vorwärts — nach zweitausend Jahren.

(Sie haben alle Scheiterhaufen überwährt. Sie haben allen Seelenschlächtern getrotzt. Und wuchten die Welt vorwärts — nach zweitausend Jahren.)

XI.

Simson, Barkochba . . . Vettern! Eure Pfote!

XII.

—————
Der erste Abend, ein Weg auf den Ölberg zu. Dämmer. Nach kurzer Frist Nacht.

Ich fühle mich etwas gefangen von dem galiläischen Schmeichler — obschon ich abwehre. Simson! Barkochba! . . . Nein, auch Du, gepfählter Itzig; sanfter Reb Joschua. Die Juden nennen Dich „Thole“ — das ist: der Gehenkte.

Lieber, lieber, gehenkter Antimilitarist. Stehst immerhin meinem Herzen auch nah. Doch mit peinlichem Unterstrom.

XIII.

In meinem Absteighaus wohnt ein Pastor, das Gesicht breitgescheuert; mit der Frau, die eine Art Käppchen, Haube, als Zeichen der Sanftmut trägt; und mit zwei artigen, nach rückwärts gekämmten Mädeln, — dieser Pastor tritt im Gastzimmer zuerst hinter seinen Stuhl und betet einen gesääägneten Spruch. Er sieht aus wie ein hart erbarmungsloser Knecht; sie wie ein Versehen. Dann futtern sie den Pensionsfraß gesääägnet . . .

Aber nein. Später wirken sie ganz annehmbar; nur mit einem Feinheitsdefekt.

Diese Wallung in mir ist wohl die Wut: weil ich so oft in der Zwischenzeit auf den Holzstoß geschleppt, geblendet, geglüht, gevierteilt worden bin, — seit mich das Geschick aus dem von Engeln bewachten Sonnenschloß hinaustrug in das Norderland. Dort hieß ich noch David.

... Zuletzt wirken die Pastorsleute nicht mehr widerstrebend, nur anders.

Ich bin ja nach den Martern der Jahrtausende heut auch heiter geworden. Und schlage die Harfe; wie keiner sie schlug seitdem. Weiß hebräisch nicht zehn Worte. Dennoch klingt in mir der Klang: der gedrängten Symmetrie; der Väterschaft; Gottes.

Ich bin heiter geworden. Ich wuchte, heiter, die Welt vorwärts.

XIV.

Die Stadt ist stumm, heilig, dunkel.

In dem Absteighaus erzählt am Nachbartisch ein Kerl, brüllenden Gelächters, von einer Kneipe, vorgeblich in Chemnitz, wo Messer und Gabeln angekettet sind, Suppe mit der Spritze eingeschenkt und, falls einer nicht bezahlt, — huipt! — wieder zurück in die Spritze gezogen wird. Der Tisch lacht zum Wackeln.

Die Stadt ist dunkel, heilig, stumm.

XV.

Auf der Fahrt von Jaffa setzt sich der Bahnvorsteher, französisch sprechender Türke, zu mir, — erzählt lachend von den schandbaren Gewohnheiten der Gäste. Die Christen prügeln einander blutig, um jeden Platz an geweihtem Ort. Sie wirken, sagt er, mit schmierigsten Mitteln, gehässig.

(Im deutschen Reisebuch steht: „So ist die Verachtung, mit welcher der gläubige Jude und der Mohammedaner auf den Christen herabschaut, eine nur zu wohlverdiente.“)

Der chef du train, ein riesenstarker Mann, erwähnt le feu sacré, das in der Grabeskirche vom Himmel fallen soll; noch nicht der albernste Schwindel. Wenn sich ein Jude hinwagt, töten sie ihn, zerreißen ihn. „Das heißt“, sagt er, „einen ansässigen Juden, man erkennt ihn an seinen tire-bouchons, den Pfropfenzieherlocken, den Peies.“ Er spricht vom Fanatismus der Mohammedaner auf dem Tempelplatz.

Ich strecke mich; rede von der Pyramidenklettere. Nachher immer nur vier Stunden Schlaf.

Er meint: „Aber das haben Sie für Ihr Leben; das hat man bloß einmal im Leben!“

Er setzt hinzu: „Ich war in meiner Jugend in Frankreich.“ (Aha, denk' ich.) Er fügt bei: „Ich werde das auch nicht vergessen.“

XVI.

.....
Herrlicher Wein wächst in diesem Land.

Ich trinke roten Bethlehemer am ersten Abend. Was für ein voll zehrendes Südfeuer. (O Sonnenwein, o Sonnenwein, Du leuchtest mir ins Herz hinein.)

Ich denke heut vom Rheinwein, daß man ihn bloß bei großer Hitze trinken kann.

Wie ungerecht. Er schmeckt am Rhein hold und lieb.

... Bin zuletzt im Gastzimmer der einzige Jude (eine Gazellen-Araberin, europäisch gekleidet, hat sich entfernt) und denke mir, wenn ich die Tischgäste drüben ansehe:

Habt Ihr ... eine Ahnung von dem Innigkeitsasiaten Jesus!

Habt Ihr ... eine Ahnung von dem Begriff Jerusalem!

Macht lauter spitze Kirchen hin; entwest einen großen Ort; haut Euch — Habt Ihr ... eine Ahnung!

XVII.

Dann: Gegen Hiob ist jener Griechen-Prometheus ein Kaffer.

Hiob war der Seelen-Prometheus — nicht bloß der Lausbuben-Prometheus.

Habt Ihr . . . eine Ahnung.

XVIII.

Jerusalem nachts, unter klarem Sternhimmel. Frische Höhenluft, felsige Stadt. (Bergstadt zwischen zwei Meeren!)

Wundersam feierlich dies Dunkel, — — — der galiläische Schmeichler steht vor mir, stärker als ich will. In der Sternennacht. Nicht der edelste von den Juden: bloß der bekannteste. Eine Aufregungsgestalt wegens seines Todes. Heut noch ein Zankapfel . . . für Sorglose. Mildester Revolutionär. Die Nacht gebiert ihn wieder. In dieser Stille ist er gewandelt.

(Eben läutet es kirchlich, uäh — — alles ist vorbei.)

XIX.

Ich möchte heut nicht zu Hause sein unter diesen Menschen Asiens — doch bin ich zu Haus unter diesem Himmel.

Ich fühle mich bei meinen großen Vätern voll Hingebung, den Weltahnen. Erschüttert, beglückt in ihrer Nähe.

Ein schönes Klima hat meine vergangene Heimat. Lind; aber Bergluft.

Nachts (wie eine Legendenerscheinung, doch ist es Wirklichkeit) gehn die Leute mit einem Licht, mit Laternen in der Hand. Alles liegt in Höhenfinsternis.

Bergluft; Sterne; Dunkel; Fels; Tal und Anhöhe.

Seltsamer, unsterblicher, schweigend großer Glanz.

Eine Jüdin wankt im Dunkel durch die Stadt, weint, sucht einen „Söllner“ (Soldaten) zur Hilfe; sie ist irr-sinnig.

. . . Still immer die Stadt, dunkle Sternenstadt, mit Zinnen und Tiefen, man erwartet das Wunder. Es hat

hier sein können. Die Verzückung liegt nah und die Hoffnung auf das Unerhörte.

Ein schönes Klima hat meine vergangene Heimat.

XX.

Später. Die Hunde heulen, bellen, machen Streifzüge. Alles scheint sich in den Häusern zu halten, man geht fast scheu und rasch, rasch durch die Straßen.

XXI.

Vor dem Einschlafen denk ich, nach Europa fliegend:
Der Beitrag an neuer Kraft, den Ihr, Juden, mit
Eurer Stärke liefert, wird verwischt; vertuscht; unter
andren Firmen verbucht; weggehaßt; weggelogen.

Man nennt Euch, um Euch zu schmähen. Man nennt
Euch, um ein dunkles Gegenstück zu haben für die
sonnig-wonnig-verwaschene Mehrheit, Mehrheit, Mehr-
heit, — das ist es. Beim Anzengruber sagt eine Gestalt
etwa: „Gestern ham's mich im Gasthaus verprügelt.“
Einer fragt: „Warum?“ Antwort: „Weil's mehr
woar'n!“ Dies wundervolle Wort ist auf die Juden-
„frage“ die ganze Antwort. Weil's mehr sind.

XXII.

Das Bild des Ariers wird hergestellt (von seinen
kotzigsten Schriftstellern) bloß aus den Zügen der
Allerbesten. Sie tun, als ob sämtliche so wären. Aber
das Bild des Juden wird hergestellt aus den Zügen der
Allerschlechtesten.

Feigheit der Mehrzahl. Der Arier ist in diesem Bild
grundehrlich, tapfer, aufrecht. (Nachtrag: nicht etwa
so tapfer wie Wilhelm von Amerongen, so ehrlich wie
Ludendorff — sondern schlechtweg tapfer und ehr-
lich). Der Jude hingegen ist in diesem Bild, nach dem
Muster der Schlechtesten, gaunerisch, erbärmlich.
Dieser Kühne, Rückgratstarke gilt als feig!

Erbärmlich seid Ihr, feige, lügnerische Mehrheitsbande, Mißbraucher zahlenmäßigen Vorteils. Ich spreche von den kotzigsten der Schriftsteller.

Bereitschaft zum Tod im Gemetzel? Die Neger sind körperlich tapferer als die tapfersten „Arier“.

XXIII.

Wenn die Wirtsvölker sich ihrer Tugenden knallig rühmen, gilt Gleiches bei Juden als „taktlose Frechheit“. Ich will diese Frechheit begehn. Ich will diese Gerechtigkeit begehn.

Juden! seid Ihr logisch, nennt man Euch gemüthlos; habt Ihr jedoch Gemüt, nennt man Euch weichlich. Seid Ihr befangengemacht, nennt man Euch ungewandt; seid Ihr jedoch gewandt, nennt man Euch oberflächlich. Habt Ihr Charakterstärke, nennt man sie Eigensinn. Seid Ihr weltbessernd, nennt man Euch zersetzend... Dieser ganze Schwindel deshalb, weil Ihr eine Kleinzahl seid. (Und weil Ihr jemand seid.)

XXIV.

Was aus Euch singt, ist: Daseinsdrang der Verscharten und Wiederhochkommenden.

Köstlich großes Lebenswunder, verleiblicht in diesem Stammbaumvolk: die Macht zu dauern. Tiefe zähe Urgewalt. Eigenbrödler der Menschheitsgeschichte. Die Härtesten wie die Lindesten; mit Shylocks und Heilanden. Juden!

XXV.

... Ein schönes Klima. Lange her, daß ich von hier weg bin. Aber heilig lebt Erinnerung bis zum letzten Atemzug.

So wie einstens, wenn ich nach wieder drei Jahrtausenden im Leib eines großen himalayischen Harfenspielers wiederkehre (Schleudern gibt es da nicht mehr, bloß noch Harfen), — so wie dann das Erinnern an dies

gewesene Deutschland, meine andre verschollene, mir ins Blut gewachsene Heimat, fortleben wird in der neuen Hülle, bis zum letzten Atemzug.

So wahr mir ein Herz in der Brust schlägt.

(Ich würde, morgen nach Amerika verpflanzt, mein Deutschtum nicht vor die Köter schmettern, — was der aufrecht-herzenstreue Blondäng tut.)

So dacht' ich — und schlief ein, zu Jerusalem.

XXVI.

.....
Nach dem Ölberg eines Morgens geritten.

Eine Himmelfahrtskapelle gehört hier den Moslim. Ich sehe weit über das Land — auf die weiße Stadt Jerusalajim.

Dann geh' ich zu einer russischen Kirchensiedlung. Hätte gern von hier einen Blick hinab. Ein übellaunigtückischer Pope will mich tiefer nicht hineinlassen. Ich bleib' ihm auf den Fersen; Sprachunkenntnis vorgeschützt; geh' nicht vom Fleck. Wütend über die Entschlossenheit eilt er vor mir her in den Bienengarten, der infame Popen-Kerl, damit man gestochen wird. Ich werde von einer Biene gestochen. Immerhin seh' ich das Tote Meer (und den Bienengarten des Schufsts).

Absonderlich der Blick auf dies Blau des Toten Meers in der Tiefe. Jerusalem schwebt über diesem Meer so hoch wie der Brocken.

Ich sehe vom Ölberg den Tempelplatz.

XXVII.

Im Garten Gethsemane (es soll die alte Stätte wirklich sein) wachsen Ölbäume, uralt, riesendick, zerberstend. Außerhalb des Gartens weiden Ziegen. War es dort, wo Judas Jesum küßte? Hat er ihn geküßt? Hat er gelebt? Ziegen fressen sich dort voll.

... Vorher war ich durch die via dolorosa gegangen. Tafeln; Inschriften; an einer Stelle: „Jesum appre-

hendit et flagellavit“. Die Wilden haben hier überall Jahrmarktsdenkmäler in Buntheit hergekaffert. (Die Innigkeit lebt im hohen, adlig-letzten Ernste der Juden an der Klagemauer. Doch wird auch da gebettelt. O Menschen, Menschen.)

XXVIII.

Die steinige Hochstadt Jerusalem hat nicht Straßen: sondern Gebirgssteinwege von Mauern umsäumt.

In Sacklumpen gehn viele daher, nur gegen die Sonne geschützt.

XXIX.

In Gethsemane war es ein Franziskaner, der mich herumführte. Himmlischer Morgen — im friedvollen Gärtle.

Es war ein Italiener. Ich fragte (nachdem ich einmal am Kodak heimlich geknipst): „Ist es verboten, den Garten Gethsemane zu photographieren?“ Er hatte das Knipsen nicht bemerkt und sprach: „Ja. Eigentlich ist es verboten. Die Oberen wollen es nicht. Aber wenn man schon eine so weite Reise gemacht hat, um diesen Ort zu sehn, — warum soll man ihn nicht photographieren dürfen? nicht wahr?“ Er sah etwas habgierig aus und fügte zu: „Ich . . . will es Ihnen erlauben!“

Es war ein Italiener. Das Ferkel.

XXX.

Ich photographierte den Garten Gethsemane.

XXXI.

Nach einer Weile (zu dem Franziskaner): „Da oben — ist das die fromme russische Siedlung?“ Er sagt rasch: „Ja, aber es gibt nichts, nichts, nichts bei ihnen zu sehn. O gehn Sie nicht erst hin!“

Er war ein Christ.

XXXII.

.....
Ich habe die Klagemauer mit meiner Hand berührt.
Mit meiner Stirn berührt.

Quadern, hohe, zeitzerfressen-gewaltige sind es.

Wie Bäuerinnen sehn die ebräischen Frauen davor aus. Absonderlicher Klang erschüttert das Herz: ein Frauenweinen; tiefes Schluchzen. Sie kamen von weit. Erzalte Männer, gütig-bärtiger Schlag, Augenbrauen wie eine weiße Bürste. Manche Greise haben das Haupt umhüllt mit Tüchern. Mäntel von rotem Samt. Manche stehn in violettsamtenem Sabbatmantel. Knaben mit rundem schwarzem Judenhut.

Mauer der wehesten, über diesen Stern Erde schwelenden Sehnsucht. Ich habe sie mit meiner Stirn berührt.

XXXIII.

Sie beten dort:

„Wegen des Palastes, der wüste liegt, — sitzen wir einsam und weinen“. Dann: „Wegen der Mauern, die zerrissen sind, — sitzen wir einsam und weinen.“ Dann: „Wegen der Priester, die gestrauchelt haben, — sitzen wir einsam und weinen.“

Zuletzt aber: „Möge Friede und Wonne einkehren in Zion — und der Zweig Jesse aufsprossen zu Jerusalem.“

Aus meinem Herzen klingt es tausend-tausendmal:
„Möge Friede und Wonne einkehren in Zion.“

XXXIV.

Schnorrer sind auch dabei; o Lumpenzeug; der Schlag soll Euch treffen am schönsten Jonteff; Menschen, Menschen! Ich gebe mein Geld weg. Greise prügeln sich, weil der eine was bekommen hat, der andre nicht. Ein Schutzmann trennt sie.

Aber das Frauenweinen, tiefes, fassungsloses Schluchzen bricht hindurch.

Manche sammeln Geld in der Mitte. Einer führt den andren zum Sammeln. „Sennor!“ rufen sie, wenn sie betteln; Sephardimjuden. Die Aschkenasim haben runde Pelzmützen, Samt in der Mitte. Das sind die Reste eines Volks.

XXXV.

Nein: das sind die weicheren Außenseiter eines die Menschheit vorwärtswuchenden Stammes.

XXXVI.

Hört auf zu klagen — Ihr dürft es heut.

Simson und Barkochba, Ihr werdet wiederum erschlagen von Philistern und Machtviechern, — doch Ihr steht auf!

Heilig-wilde Lebenskraft. Ihr wirkt heute nicht für ein Volk: sondern für Alle.

Auferstehung aller Menschheit.

Wegen der Priester, die davongejagt sind, — sitzen wir hoffend, nicht mehr einsam, und jauchzen.

XXXVII.

Jauchzen!

XXXVIII.

Sprache des Felsenlands am Südmeer — durch die Welt bist du gegangen; gipfelnd in mir.

Musik der scharfen, unverwaschenen, der baumeisterlichen Symmetriesprache; gipfelnd in mir.

XXXIX

Ich höre Christus mauscheln. (Ihr hört es nicht.) Weil meine Schriften, die singend-gedrungensten in deutscher Sprache seit ihrem Bestand, — weil meine Schriften selber mauscheln in, sozusagen, steingeschnittenem Tonfall.

Blumenhaft und felsfest.

Schlankgewogen und falkenjäh. Ihr hört die Hälfte. Wißt Ihr was vom Tonfall des Alten Testaments — den ich verpreußt habe?

Christus hat den Satz: „Wenn Dich Dein Auge ärgert, reiß es aus“ sicherlich so gesagt: „Wenn Dich Dein Auge ärgert“ — Pause; eingeschobenes unhörbares „Nun?“; nochmals unhörbar: „Nun?“; Schluß der Pause; fortfahren mit verändertem, plötzlich erleuchtetem, doch nur leise triumphierendem Tonfall: „Reiß es aus!“ (als ob jemand sagte: das ist doch sehr einfach).

Oskar Wilde, darin ein Esel, läßt Christum griechisch parlieren. Wird ihm was. Gemauschelt hat er! Das ist: blitzhaft-unterscheidlich gesprochen.

Hört Ihr es jetzt?

„Wenn Dich Dein Auge ärgert, — — — reiß' es aus!!“

XXXX.

Selig bleiben die Abende dieser Bergstadt. Verzaubert sind die Sternennächte Jerusalajims.

XXXXI

Es gibt hier Deutsche, die nach Emmaus fahren (oder reiten — aber zurück reiten sie nicht mehr) und sich sternhagelvollsaufen. Ich kann da nicht rechten; der Wein ist gut.

Ich kaufte heut ein Bethlehemsgewand für meine ferne deutsche Geliebte.

O Land voll himmlischen Weins. Damit ist so Vieles gesagt.

Es gibt, nochmals, Deutsche, die nach Emmaus gehn und sich dort besaufen. Meine Verzeihung haben sie.

XXXXII.

Abends (nach sechs) auf Zion spazieren gegangen. Bathseba!

(Es lag mir im Blut, wenn später der Bengel Salomo, den die blonde Hethiterschickse mir gebar, sich tausend Weiber angeschafft hat).

Bathseba!

Ich wandere von Zion weiter. Sind keine Straßen in Jerusalem; sind Felswege zwischen Mauern.

XXXXIII.

Bei der Anzündung des „heiligen Feuers“ in der Grabeskirche. Kawassen mit Peitschen. Gendarmerie mit Peitschen. Fremde Bauerngesichter. Die Wilden. Ein Flammenmeer. Unerhörtes Schauspiel. Der Pfaffe schließt sich ein, wenn er das Feuer vom Himmel holt. Kafferndicker Schwindel. Die ganze Nacht haben sie mit Sack und Pack in der Kirche gelagert, von Vögten bewacht, damit sie einander nicht zerfleischen, wo der Erlöser schläft. (Und er schläft nicht einmal hier.)

Wenn der priesterliche Gauner die Flamme vom Himmel geholt hat in seinem Klosett: dann rasen Läufer, so ihre Fackeln daran entzündet, hundeflink durch den Raum. Geheul. Die christlichen Wilden betupfen sich mit den Flammen der Fackel. Weiber, vor dem Kalben, berühren den Bauch damit.

Ja, wie ich nach Jericho zog, füllten sie die Straßen. Zu Jerusalem schliefen sie nachts in der Kirche, warfen dem Pfaffen lebenslänglich Gespartes in die Kralle: dafür eingetragen zu sein in ein Buch, empfohlen der Huld besonderer Kräfte. Das heilige Land stank nach ihnen. Den Wilden.

XXXXIV.

Um dies heilige Grab (wo er nicht liegt) haben Kreuzfahrer, das ist: fromme Bemänteler der schäbigsten Raubgier, ganze Blutflüsse rinnen lassen. Schlächtereien getätigt — jahrhundertelang. (Die Juden erläuterten mittlerweile' und begründeten das Sittengesetz; förderten mit edel-spitzester Gymnastik den

Geist; trieben Verkehr mit Gütern immerhin — — statt plumpster Menschenschlachtung. Abseitiges Adelsvolk.)

Teile der mit Blut vermolochten Schwindelkirche gehören den Papstgläubigen, Teile den Griechisch-katholischen, Teile den Armeniern. Teile den Kop-ten. Die Lampen, die Galerien — alles genau als Eigentum verteilt. Manches durch Raub erlangt; manches durch Abkauf. (Durch Abkauf!)

XXXXV.

.....
Der Tempelplatz, arabisch Harem esch Scherif, ist nicht nur an Jerusalem das Größte.

Sondern vermutlich der heiterste, lichtherrlichste, mit Kuppeln zauberisch-feierlichste Platz dieses Erdballs.

Nicht so sehr erhaben. Sondern großmütig und lieblich und sonnenvoll . . . und doch erhaben.

Einen Altar hat hier jemand, namens David, einstens errichtet . . .; einen Tempel und Palast Herr Salomo — (welcher Schelómoh hieß).

Es ist noch der alte Platz. Des Allerheiligsten. Auch des Holdest-Hellen.

Strahl des Frühlandes!

Gänge führten einst aus dem Tempelraum zum Schloß. Christus ist hier gewandelt. Es reckt sich der Felsendom unsterblich-ernst in blaue Südluft — mit jenem Fels mitten drin, worauf der „schem“ nicht lesbar geschrieben steht: Gottes unaussprechlicher Name.

(Die Juden glauben es schwerlich; aber die guten Moslim.)

Der Stein selbst aber ist noch aus den Tagen des Harfenspieler-Königs; der Opferstein. Das Morgenland hält solche Urstätten zähe fest. Es ist offenbar wirklich der Stein Davids.

Innen arabische Traumfenster, dem Blick ein Eden.

XXXXVI.

Teile von Schelómohs Burg. Säulen. Wölbungen. Hier lagen seine Ställe. Andenken an Leuchter.

O Tempelstatt. O himmlische Omarmoschee. Daneben die kleinere El Aksa.

Doch der Platz ist das Schönste. Mit unterirdischen Brunnen. Mit Brunnen und Becken im Licht. Mit grünen und schwarzen Bäumen dazwischen auf weißem Grund. Über allem Sonne. Blau. Goldluft. Morgenreiche Schönheit.

XXXXVII.

Platz des Allerheiligsten. Platz des Allerholdesten. Platz der Menschenrast.

XXXXVIII.

Bin heute zu den Königsgräbern geritten. Die Frau des moslimischen Wächters kriecht mit mir unten hinein. Eine Frau? Ist recht. Hier schläft ja auch eine Frau; eine Königin, eine syrische. War zum Judentum übertreten mit dem Sohn. Hatte zu Jerusalem eine Zeitlang ihr Palais. Helena von Adiabene hieß sie — und war, diese Helena, gewiß inniger und inhaltvoller als die Kuh, welche der Paris entführt hat.

XXXXIX.

Ein Blinder in Lumpen ging durch die Gassen zuvor und tastete mit dem Stecken seinen Weg.

L.

Drunten liegt das Tal Josaphat. Besät, die bescheidenen Höhen und Tiefen, mit Judengräbern. Gegenüber mohammedanische Gräber.

Drunten liegt das Tal Josaphat . . . Stätte des Weltgerichts. Die Posaune wird schallen. Jesus wird hier sitzen, auf der andern Seite Mohammed, — für die Toten, je nach der Konfession; denn a Ordnung muß sein.

Die Toten stehn auf; müssen über ein Seil gehn. Die Frommen von Engeln beschirmt, die Sünder purzeln in den Weltenabtritt. (Ich würde balancieren; wird schon gehn).

LI.

Moslimgräber; Judengräber; den Hügel hinab.

Jenseits der Glaubens-Enge haben sie was Über-Einigendes gefunden. Katholiken und Protestanten würden das nie.

LII.

Ja, Israels Kinder schlafen hier. Mancher hat sich für das wandersatte Herz einen Friedensort erwählt: Jerusalem, Jerusalem.

LIII.

Fuhr heute nach Bethlehem. Mit einem freundlichen baltischen Pastor, Herrn Hansen, aus der Nähe von Riga.

Die Mädchen und Frauen in Bethlehem sind schön. Sehr marielich.

Entzückender Gottesdienst päpstlicher Lateiner mit italienischer Opernmusik. Unvergeßbar: ein halbes Hundert kleiner Himmelsbräute. Mädelen von elf und zwölf Jahren, wie Hochzeiterinnen mit Schleier und festlichem Gewand. Schwarzäugige, süße, stille Bälger. Fromm in der Haltung italienischer Kinder-nönnchen; ohne Tücke; ohne Schulumädelspott; junge Katholikinnen: so stehn sie weiß-schleirig in der betagten Kirche.

Sonst zu Bethlehem wieder der gleiche Betrug. Die Geburtskapelle mit Lampen im Keller. Es heißt amtlich:

„Die Römischkatholischen konnten sich durch Intervention Napoleons III...“ Dann: „Die Griechischkatholischen verstanden es bei Anlaß einer Restauration, sich in den Besitz der Kirche zu setzen.“

Die Sakristei römisch-katholisch; das Taufbecken griechisch-katholisch; der Altar armenisch-katholisch. Von den Lampen der (falschen) Geburtsgrötte gehören vier den römischen Katholiken, sechs den griechischen, fünf den Armeniern. Christen.

... Aber die Himmelsbräute waren unauslöschbar, da sie, einen Meter hoch, in langen Schleiergewändern sangen.

LIV.

Der Bethlehemwein ist zehrender, bezaubernder, sonnenvoller als Jerusalems Trauben.

LV.

„Rahel war hübsch und schön“, sagt das Alte Testament. Rahel ist Schönheit.

Ich sah nicht weit von dem Orte Bethlehem das Grab der Rahel. Zweifelhaft, ob sie eben auf diesem Fleck bestattet wurde; wahrscheinlich nicht. Aber das Land ist ... Rahelsland. Ihre Stätte liegt am Straßenweg, rechts. Wird von Juden, Arabern, Christen gleich geliebt. Man erfährt, daß die Beduinen ihre Toten dorthin bringen — zu Rahels Grab.

Die Moslim haben eine kleine Kuppel erbaut. Auf der andren Seite des Wegs ist ein Brunnen. Die Kamele ziehen zwischendurch, zwischen Brunnen und Grab. Am Grab ein paar Bäume ... Urbäume.

Hier schied Rahel von der Erde; bei der Geburt des Kindes Benjamin. Hier nahm die Schönheit Abschied. Hier wurde sie eingescharrt.

Und von hier, im Tod, übt sie die holdeste Weltherrschaft, nun seit drei Jahrtausenden.

LVI.

.....
Heut in der Frühe nach Jericho. Mit dem livländischen Pastor Hansen. (Ein guter Kamerad, — aber: ich war nicht allein).

Über das Hochland von Judaea. Unerhörtes! Auf dem judäischen Hochland bohren sich Trichter, entsetzlich verlassene Steintrichter in die Tiefe. Schauerlich. Ein Bluthügel mit rotem Gestein zuvor. Einsame Starrheit. Wildes Schweigen. Hünenhafte Stein-Öde. Verstumte Schluchtwüste.

Haben wirklich den Elias hier die Raben gefüttert?

Mitten in der Trichterwand eine Höhle des Grauens. In der Höhle liegt ein Kloster. Sie nennen das, die Wilden, Strafkloster. (Ein Begriff: wenn ein Priesterling was ausgefressen hat, muß er seine Frömmigkeit zwangsweis in diese heilige Gegend pflanzen.)

Der furchtbare, das Blut verscheuchende Trichter heißt Wâdi el-Kelt.

Alles menschenleer. Das Land der Juden ist hier finster und übergewaltig. Hat Reb Jochanaan, der Täufer, von wildem Honig in dieser Stein-Wüstenei und von Heuschrecken in der brennenden Fels-Ödnis gelebt? Bevor er zum Palaste des Herodes ging, — dessen Schloß hier weiter abwärts gestanden hat nach dem Paradies der Ebene hin?

(Damals war es ein Paradies; mit Balsamgärten und Palmen. Christus brach von hier auf, das letzte Mal vielleicht erquickt, zu dem letzten, dem endgiltigen, dem tödlichen Gastspiel in Jerusalem.)

LVII.

Heut wächst hier unten in des Jordans Ebene nur der Balsambaum von Gilead. Es wächst in diesem Ebenental, das einvierteltausend Meter unter dem Mittelmeer glüht, (und Jerusalem, wißt Ihr noch, schwebt in Brockens Höhe darüber) — es wächst hier furchtbares Dornesträuch; schauerlich: ganze Dornbäume.

Daneben freilich duftet süßer, schwerer als hunderttausend Veilchenwiesen ein fremder, behexter, trunkenmachender Akanthus; umwerfend. Von tollem Ruch,

von afrikanischer Holdheit. Ein Quell rinnt. Seltsame Vögel jüdeln im Abendgesträuch.

Tagsüber Dörrbrand. Der Wein in den Flaschen staut sich, scheint zu verdicken.

Störche. Schakale. Sykomoren. Bananen.

LVIII.

Ich schwamm im Toten Meer.

Bin vormals in der Griechensee geschwommen. Manchen schönsten Julitag im Nordersalz flüsternder Friesen. Im Atlantischen Wasser . . . Doch dieses Meer gibt es nur einmal.

Wer nicht schwimmen könnte, muß doch hier schwimmen. Nichts und niemand vermag leicht unterzutau- chen. Öldicke Flut. Wenn man herauskommt, sitzt sie noch am Körper. Die befühlende Hand stockt und haftet. Niemand und nichts kann plätschernd-rasch unter die Fläche des Rätsels dringen. Dieses Meer gibt es nur einmal.

Salzmeer nannten es meine Väter. Zusammen- gedrängtes Salz. Tief unter dem Mittelmeer sinnt es. In sich gerichtetes Meer. Es braucht keinen Fisch.

Das gibt es nur einmal.

LIX.

Der Jordan ist wie die Spree bei Treptow. Bloß gel- ber, trüber, schmaler. Eindruckslos. Dazu durch das fromme Gebade der Moskowiter verdreht.

LX.

.....
Als über Jericho die Nacht gesunken ist, sitz' ich mit meinem guten Reisekameraden für heut, dem balti- schen Pastor, unter der Sykomore. Sie ist hoch- mächtig; alt. Wir strecken uns. Er spricht von seinem Wochentag in Livland. Erzählt langsam; geht gemäch- lich ins Einzelne. Er möchte nicht ins Deutsche Räich

übersiedeln: weil man im Baltenland ein so bräutes Leben führen kann. Anheimelnd-behaglicher Gesell. Der deutsche Kaiser Wilhelm der Zwäite, ist ihm zu äitel. Der Pastor beschräibt seiner Mutter diese Räise brieflich.

Ein guter Kumpan.

Die Sterne sind über dem Sykomorenbaum. Um Jericho wachen die Judäerberge. Von ihnen kommt jetzt knochenkühlender Tau.

Ein Schakal heult. Wir sprechen und schweigen. Wir sprechen von Deutschland.

Ein lang im Erinnern haftender Abend.

LXI.

Nebenan (ist es die Wohnstatt eines Schmieds? eines Ochsentreibers?) eine seltsame Beleuchtung wie in einer Krippe. Hell und Dunkel auf unvollständig sichtbaren Gestalten.

Eine ganze „heilige Familie“. Man sieht sie bloß reden. Einer hält im Halb-Lichtschein einen Hammel an den Beinen. Gebell ferner Hunde.

Vom Garten strömt es durch die Luft: Akanthus vom Nil; das duftet nicht mehr wie eine gelbe Blüte; sondern wie eine hold besprengte Frau in Frankreich; listigste, betäubendste Mischung.

Verschwendung an Oleandergebüsch. Sternblinken. Kinderstimmig heulen fern die Schakale.

Bis in die Nacht sitzen wir; gehn dann halb abwesend zu Bett.

LXII.

.....
In der Frühe leuchten rötlich die Berge Judaeas. Der Karantelberg, wo der Versucher dem Reb Joschua genaht sein soll, trägt oben eine Mauer; ein griechisches Kloster drangeklebt. Einsamkeit. Morgenlicht. Frisches Gold.

LXIII.

In Jerusalem wieder und wieder auf den Tempelplatz mit dem Kawassen. Herrlichstes und Höchstes. (Nein,

das Höchste dieses Landes ist ja nicht sein sichtbar Herrliches.)

Oftmals durch die Stadt gegangen. Wanderungen in der Nähe. Wieder durch das Josaphattai. Zu Absaloms Grab. Ölberg. Prophetengräber; dort herun^{ge}krochen Zurück um die ganze Stadtmauer, am Hinnom-Tal vorbei, bis zum Jaffa-Tor. Täglich lange Wanderungen.

LXIV.

Zu Pferde, früh um sechs, nach en-Nebi Samwil, allein mit einem arabischen Pferdeknecht. Das Grab Samuels.

Gilt Juden, Christen, Moslim heilig.

Auf Höhenrücken sind einsam Dromedare. Der Weg steigt. Dies ist die hohe Warte Mizpa. Ich sehe von dort ins Land. Jeruschalajim; die blauen Berge hinter dem Jordan. Ich sehe bis zum Mittelmeer.

Unten schläft der Königsmacher. Der Königskritiker . . . „Samuel sprach zu Saul: Du hast des Herrn Wort verworfen, und der Herr hat Dich auch verworfen, daß du nicht König seiest über Israel.“ Abgesetzt.

Einmal muß er selber dran glauben: „Und Samuel starb . . .“ Da heißt es: „Und das ganze Israel versammelte sich, und trugen Leids um ihn . . .“

LXV.

Arabische Kinder hielten den Steigbügel, als ich wieder aufsaß. Herrlich über Geröll geritten. Die Quelle Ain Karim; Oliven, Zypressen, Wein.

Holdes, ernstes, anmutstiefes, rührend großes Land.

Nach heißem Ritt wieder in Jerusalem. Zum wievielten Mal auf den Klageplatz! In die Aschkenasim-synagoge von einem Sephardimknaben geführt. Er spricht französisch — kann sich zu einem Aschkenasimjüngling, als ich ihn bitte, nicht hebräisch ausdrücken.

Alle Juden wirken hier still und geweiht. Nicht so orientalisch wie die Orientchristen. Sie machen einen innerlichen, ernsten Eindruck.

Sie wollen, wie ich höre, den Boden beackern — weil es dieser, dieser, dieser Boden ihrer Sehnsucht ist, und fleißig sein.

LXVI.

Sie haben etwas an die Seele Packendes in ihrer letzten Heiligung. Ich möchte sie segnen, wenn ich das könnte. Doch ich habe nichts, nichts, nichts mit ihnen gemein.

Ich liebe die starken Juden — nicht die frommen.

LXVII.

Nicht Landleute — sondern Vorwärtswuchter.

LXVIII.

Nachts Fieber — vielleicht weil das Wasser auf dem heißen Ritt nicht ordentlich abgekocht war. Vielleicht zu viel Palästinawein getrunken.

Der Gedanke an Typhus und Tod, hier, ist schrecklich. Ich will (in allen meinen Nachtphantasien, während ich kotze wie ein Waldesel) — ich will nicht hier sterben.

Feststellen, was ist!

Ich möchte (so war mir in dieser Nacht zu Mut) lieber in Deutschland bestattet sein, lieber in Frankreichs Luft schlafen bei Paris als, wenn ich ehrlich sein will, im Tale Josaphat.

LXIX.

Als ich zum ersten Mal einstens aus Frankreich heimkam, ging ich, am Abend war es, ans Klavier; spielte Schumann (aus Zwickau); spielte Beethoven; Akkorde, Pausen, Schweigungen, Stillen, Fragen, Rufe dieses L. van Beethoven, — und wußte, daß ich ein Deutscher bin.

Ich hab' auch in Jeruschalajim gewußt: daß ich ein Deutscher bin. Und daß wunderbar das Schicksal mit

mir spielt, weil es, nach drei Jahrtausenden, vom Davidschloß mich hinübertrug in ein Klängereich, ein mittelsommerliches; aus der tiefsten Urglut unsres Sterns zu einem nördlichen Edelvolk mit versponnener Musik; in das unsterblich dahinklingende, jetzo von mir geliebte Deutschland.

LXX.

(Trotzdem soll jeder feige Vertusch-, Verkriech-, Versteckjude die Gicht kriegen, Knollen im Popo, und zerspringen.)

LXXI.

...Noch einmal sah ich, vollinnerster Zuneigung, über den vom Schicksal geweihten fernen Erdfleck, auf den ich in der Mitte des Lebens gekommen war: Josaphat.

Im Letzten erschüttert bleibt man hier.

Verborgener Friedglanz der Seligen.

Sie ruhten aus, gen Morgen ihr Blick. In ruhereichem Ernst lagen die Gräber verstummter, doch ragender Jisroelsöhne.

Scholem aleechum. Friede sei mit Euch.

Ich gedachte noch einmal ihrer hohen Art; ihrer von Bestien verleumdeten Menschlichkeit; ihrer adligwehrhaften Inbrunst. Verbrannt, erschlagen, — ewig untötbar.

Und mein Herz kniete nieder.

LXXII.

Von Jerusalem zurück nach Jaffa. Am nächsten Morgen Ankunft (mit dem russischen Schiff „Korniloff“) in Port Said.

In Port Said früh am Tage Kampf des christlichen Kaffeewirts mit einem Araber; Prügelei; alle schlagen auf den Araber los, — nachher kommt der freche Wirt mit einem Beamten auf die Bahn, um von mir in zwei Zeilen ein Zeugnis gegen den Araber zu haben; ich sage

voll Empörung, daß der christliche Wirt die ganze Schuld hat, dem Araber sei Unrecht geschehn; ein katholischer Franzose bei mir bestätigt es entrüstet, der Christ zieht mit eingezogenem Schweif ab . . .

Das Zeugnis eines einzigen Europäers genügt hier, einen der Moslim zur Verurteilung zu bringen.

LXXIII.

Warmer Wüstenwind. Heiße Luft, aber bewegt. Es ist wie die Berührung mit einem holden Menschenleib.

Am nächsten Tag wieder in Kairo. Früh auf den Mokkatam geritten. Merkwürdiger Wüstenritt zum versteinerten Wald.

Kairo: eleganteste der von mir kennengelernten Städte. Kutschen, Duftgewänder, Perlen, Fächer. Wimmelnde Üppigkeit um den Esbekijegarten. Fremdentrubel.

Kaffehäuser. Lärm.

LXXIV.

Abseits liegt, gen Morgen am Meer, fromm-versunken, ein Land.

Mit Jeruschalajim, der Bergstadt zwischen Meeren. Heiligstes Land.

Fern verblaßt nun der Körperling und Bauer Simson.

Barkochba jedoch, als welcher um die Freiheit rang, lebt. Rahel, die holde Braut Jakofs lebt. Mirjam lebt, die stille Mutter des Heilandbochers. Wir alle leben.

LXXV.

O Land voll Zitronenduft.

Steinig und strahlend. Furchtbar und lieblich.

. . . Felsland und Sonnenland. Trotzland und Leuchtland. Wüstenland und Brunnenland. Kämpferland und Rahelsland.

Judenland. Seelenland.

Caput VIII

AMERIKA

Mai 1914

I. Rechtfertigung

Ein Dampfer, der nach Smyrna ging, wurde bei der griechischen Küste schadhaft. Gezwungen drei Tage vor Athen zu liegen. Ein englischer Pfaffe war an Bord, sah Griechenland so. Fuhr nach drei Tagen fürder — und schrieb ein zweibändiges Buch: „Griechenland“.

Ich war eine Handvoll Tage länger in der neuen Welt — und schreibe das Kapitel: „Amerika“.

Werde nicht als Kenner den „Kernpunkt amerikanischen Wesens“ handhaben. Werde nicht äußern: „Bezeichnend für die Seele des Amerikaners ist es, daß ein Hündchen, welches am Ausgang der 119ten Straße sein Geschäft machte, dies in einer vom Europäertum so ganz abweichenden Art ausführte...“ Dann hinzusetzen: „Noch in der Handlung dieses kleinen Tiers lag etwas ungemein Charakteristisches für die Grundeigenschaften der Bevölkerung.“

Ich will sagen, was ich gesehen und was ich gefühlt.

Was für ein Glück; was für ein Tempo. Was zu den früheren Vögeln meines Daseins für neue geflogen sind. Was für ein . . . Staunen war es nicht, sondern was für ein Erfüllen alter Forderungen ich erfuhr. Was für eine Luft ich geatmet: als welches meine Luft war von Kindheit an, aber nicht die Luft meiner Umwelt. Ich will von einer rüdigen Freude sprechen, von einer Hoffnung. Ich will von Menschen reden, die „Ja-also“ sagen.

II. Anlaß

Auf dem Söller, morgens, im Grunewald. Wo die Havel fließen muß, kam über die Wipfel ein Schein. Die Post wurde gebracht. Was tut es, daß Greuel in jeder Briefbestellung sind und Versuche, das Leben eines Empfängers zu belasten? Oft Gütiges, das eine Arbeit des Dankens aufhält? Auch Dunkles, Verqueres. Nichts tut es.

Einer der Briefe war von Huldermann, dem Helfer Ballins

Ob ich Lust hätte nach Newyork zu gehn; erste Reise des Schiffes „Vaterland“.

Ich schrieb ein paar Telegrammworte; zwang die Schaffnerin, sie gleich, gleich aufzugeben. Die Sonne krachte jung über dem fern grünen Wirrwarr; auch nah in Gebäum und Gebüsch.

Ich rief: ohne zu sprechen: Newyork, Newyork, Newyork, Newyork, Newyork.

III. Hinfahrt

Auf der Hinfahrt gedrückt. Weiß nicht, warum. (Obschon sich die Schriftsteller nach einem Tag ausgeschiedt hatten; in Southampton gingen sie weg.) Am selben Tag frohe Bekanntschaft mit Asta Nielsen von Dänemark; „Duse des Films“. Eidechsenantlitz, dem an kugeligen Augen bloß ein Goldstreifen fehlt. Linien erinnern an die beherrschungsvollen Strähne, Stränge der Bellincioni. Striche, die von den Guckern, ... hernach von der Kinnwelt strahlenweis ziehn.

Georg Brandes fährt bis Newyork. Blieb so jung wie vor einem halben Menschenalter.

Schmerzlich, daß an dem runden Tisch keine Frau raschelt, sechs Tage lang.

Denke manchmal: „Ich werde krepieren, ... an Unentrinnbarkeit!“ Ein Schiffsleutnant fuhr (hat es mir einstens erzählt) mit seinem Intimus nach Cochinchina; wollten zuletzt einander totschießen,

„ohne Grund“. Abnutzen menschlicher Beziehungen! Zehnfach gesteigert bei jemandem, der Männer haßt; der Beständigbleibendes haßt.

Frohe Stunden „angeregtester Art im Gesprächsaustausch“ . . .

(Krepieren.)

IV. Das Schiff

Das Schiff ist ein Wunder. Nicht weil es das größte dieses Erdballs bedeutet. Nicht weil es eine Stadt von fünftausend Menschen bildet. Nicht weil es zwölfhundert Mann Besatzung führt. Nicht weil es . . . kein Hotel, sondern ein Schloß ist. Nicht deshalb. Vielmehr aus allen diesen Gründen zusammen.

Und weil es auf einem Raum, der für ein Fahrzeug riesengroß, für eine Scholle zwergenklein ist, die äußersten Gegensätze dieser Kugel im Aneinander bietet.

Was Europas Mut an Überlebensgroßem schafft, strahlt empor.

In andren Betrieben wird die Pflicht getan; hier aber kriegt eine Weltverwegenheit Gestalt. Hier hat ein Ding den Wunsch gehabt, einmalig zu sein. (Und das Zeug, es zu werden.)

Ich habe dies Boot begriffen, als ich die Wunder drüben sah. Mir schwante was von Niagarafällen . . . das hob sich aus durchwölktem Boden des Bewußtseins, während im Bauch des künstlichen Tiers meine Beine mit meinen Augen kletterten.

Die Welle draußen, — schön; doch eine Welle gibt es im Schiffsleib, eine Stahlwelle von Menschheits Gnaden . . . davor erzittert man.

Ein Bäumen gegen unser Los. Daß hier ein Bedingter, ein zu kurzem Dasein Verurteilter, eine 172 cm kurze Kreatur solche vorübergehenden Tilgungen unserer Ohnmacht einmal durchsetzt: das vergißt man nicht.

Erhabene Dreistheit des Folgerns, Schließens, Wagens, Fortführens, kurz: des Logischseins im Verwirklichen . . .

Sie wäre nicht so stark ohne das Beispiel des neuen Kontinentes: welcher durch den Wasserraum heut einer Woche, damals etlicher Monate, von einer auf den toten Punkt gekommenen Welt geschieden ist . . . und die „Ja-also“-Leute geboren hat.

Zweimal war ich erschüttert: einmal in Amerika; das andre Mal unten im Schiff.

Fuhr mit Dr. Förster, der es erbaut hat (Sohn des berliner Astronomen) vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Hernach von der Hölle zum Himmel, in einem der vielen Lifts.

Das Hirn des Stahltiers ruht in der Kommando-brücke. Sämtliches Geschehen im Bauch durch Licht-reflexe hochgespiegelt. Auf engem Platz ein Abbild vieler Wallungen. Das Einzige, was ihm fehlt (denk ich; wie mitunter vor meinem Kodak) ist das Bewußt-sein.

Dann vom Himmel mittlings in die Welt.

V. Weltlichkeit

Die Welt ist voll Pracht mit, Schmauserei, Stoffen, Bildern, Musik, voll Sommerlust im Tauchen, Schwimmen — mit marmornen Bänken, deren Steinfrost von erwärmten Röhren sanfter wird: damit sich der Weltmensch, die Dame den Popo nicht verkühlt. Alles auf einem Stahlstück . . . über dem Grundlosen, umklafft vom Endlosen.

(Ich selbst habe gern ein kleines Schiff. Alter Seefahrer. Nahm draußen in der Welt asiatische, griechische, russische, nordische, hesperische — durcheinander. Mir genügen dreitausend tons. Fühle mich erst wohl, wenn die Andren seekrank sind. Liebe sehr, hoch- und niederzuschaukeln. Im Traum gekitzelt zu sein, wenn sich der Magen zu überwerfen anfängt.)

. . . Tanzsaal. Nachts ein schreitendes, knickendes, hüpfendes Gewirr, Pfautritte, vier Rennschritte,

Seitebiegen, Arme, Augen, Atem, Klüfte. Onestep, Twostep, Tango.

Ein freundlicher Mann über fünfzig, der Timesbesitzer Mr. Ochs, tanzt mit einem todblassen älteren Fräulein von reich ausgedörtem stumpfschwarzem Haar (als hätten australische Sonnen draufgebrannt). Jüngerlich blaubleiches, markiertes Gesicht mit Stumpfnase. Sie tanzt wie gar nichts. Er taucht sie, mit ihrem Seidengewand. Frauen von sechzig, Männer von fünf- und sechzig turnen Boston mit übender Sicherheit. Eine Jüngere: Haar leis kupfern; macht Stelzlaufschritte wie ein Vogeltier, trillert mit den Hüften; das Beinpaar lose befestigt, vorgeschlenkert, vorgeschossen, vorgeschleudert. Und ihr Partner schwitzt nicht.

Ball. Nicht wie ein Fest, sondern wie eine Gewöhnung... In Dinard, umheult vom bretonischen Sturm, umschlaft vom Golfstrom, sah ich diese Angelsächsen jeden Mittag von zwölf bis zum lunch wippen; Sinnlichkeit in Bewegung abzapfen. Der anderen Rest zapft Baccarat. Den letzten (großen) Rest ihr Zimmer.

... Die Welt ist hier fast erhaben wie die Hölle. Was für eine Räumeucht. Man durchblickt einen hohen, weiten, riesigen Saal, dann eine Glastür, dann eine Hotelhalle, hoch, fern, dann mit Stufen beginnend ein Speisehaus für Schlecker, Koster, dies zusammen durchsehbar in der gleichen Flucht... Man will es nicht glauben.

VI. Freiheitsstatue

Freiheitsstatue versäumt, kurz vor Newyork. Weil interviewt und photographiert, Ausfrager an Bord. Ob ich Shaw wirklich für den wertvollsten Dramatiker jetzt halte. Was er zu mir gesprochen. Ziele meiner Kritik.

Schaue dann vom Schiff die Wolkenkratzer. Manche sehn aber wie Kirchen aus. Oben zugespitzt. Erster

Gedanke: warum nicht plattes Dach? man wüßte, daß es nicht Bethäuser sind. Vom Hafen her ist ihr Eindruck nicht so stark: ohne Vergleichsmöglichkeit. Der Hafen selber, —!! Was dort herum dampft. Was an Fähren herumschwimmt, Waggon drauf.

Auf eine Fähre begeben, welche den Hudson kreuzt ... dies der erste tolle Eindruck. Mammut. Zwei Stockwerke. Vor der Ankunft wirft sich auf das zweite Stockwerk oben eine Enterbrücke, schafft oben eine Verbindung mit Gängen ...

Der Strom, über den die haushohe Fähre stapft, mit geschwollenen Wirbeln. Kein karger Auchfluß — ein wildes Stück Natur. Beim Anblick des Stroms, der Fähre, des Fährbahnhofs wird etwas innen stiller.

VII. Das Mal

Beim Hotel sah ich zuerst ein Wolkenhaus in der Nähe. Nur ein älteres.

Plötzlich stand es da. Ein Beben in den Hirngängen. Sehe dann das „Plätteisen“; Flat Iron. Beide sind nicht die höchsten (Woolworth building, das höchste, hat sechzig Stockwerke).

Eine neue Art von Schönheit; nicht bloß Zweckbauten mit Geprotz und Gehäuf und Massung, sondern: eine neue Art von Schönheit.

Ja, es gibt kein milderes Wort als das Wort Erschauern für diesen Eindruck. Habe vieles in der alten Welt gesehen: nie so umkrepelnd war das Gefühl wie vor dem frechen Werk dieser Menschen.

Die Hagia Sophia in Ehren; Rom und Florenz in Ehren; die Pyramiden in Ehren; sie entdämmern. Ein Dreiecksbau, mit einem Fenster Front, schmal ins Unendliche wachsend; steilster Mangel an Ehrfurcht. Wie hingefetzt. Ein Steinschnitt, riesengroß hoffnungslos. Das ist: Apostel kitzeln, Jehova anulken. Ein Sieg: der Überschuß an Kraft nur gegen Gott verwendet, nicht wider die Kreatur.

Schwindel ist es, daß hier Emporkömmlinge prunken.
Emporkommende satzen ein Muster.

Klassiker ohne es zu ahnen.

Flat Iron; Himmels -Triangel mit gerundeter Ecke.
Steile Vermählung des Schlanksten mit unverrückbarer
Kraft. Und hold in dieser Größe, daß man es in die
Hand nehmen will. Spielen damit.

Lauter Schreibstuben. Ein Pronunciamento gegen
Barbarenschaft. Ein steinernes Mal des „Ja-also!“

Schönheit! Schönheit! Schönheit!

Eine neue Liebe lebt in meinem Herzen; sie heißt:
Newyork.

VIII. Broadway

Die Straße Broadway ist vier deutsche Meilen lang.
Dreißig Kilometer.

Ich kenne den „Strand“ von London; beging die
Boulevards; zog in Kairo durch die Muski; träumte von
Babylon: sie entdämmern. Das war eine Zierlichkeit.
Hier kommt ein anderer Rhythmus.

Da ist es ja, endlich. Was man immer sah — und
nie gesehen hat. Guten Tag!

Oben, unten, in der Mitte . . . ein gemeistertes Ver-
kehrsrasen. Eine Genugtuung. Etwas Fliegendes, nicht
Schwitzendes. Drei Bahnen übereinander in ewigem
Bewerb; unter dem Boden, auf dem Boden, in der Luft.
Die luftige, die manchmal am Dachfirst eilt, gab es
schon anno . . . 1873. Als müde Pferdchen bei uns
trabschlichen. Und so lang ist die Straße, daß mir einer
sagt: „Wenn ich von Ihrem Hotel zu meiner office
rasch gehn soll, ist viereinehalbe Stunde nötig — beides
liegt am Broadway.“

Die Mittel von Berlin wirken dermaßen langweilig,
. . . daß man zur Ruhe nicht kommt. Ruhe fand ich
hier: weil es rasend geht.

Wir Deutschen sind in der Mitte zwischen Orient
und Amerika. Bei den Arabern spielt Zeit keine Rolle.

Amerika lebt mit der Uhr in der Hand . . . Wir in der Mitte.

Unterirdischer Verkehr bei uns ein Kinderding. Ein abgenutztes. Will man unter der Straße Broadway dahinfahren, so steigt man, soll es eine kurze Strecke werden, in den Lokalizug. Eine große: in den Expreß.

Expreßzüge gibt es auch senkrecht in die Höhe dort, in den Wolkenhäusern. Wer nur bis zum elften Stockwerk fährt, nimmt einen Lokalizug. Wer zum vierundfünfzigsten will, nimmt schon den Expreß. Expreßzug ist: Ruhezug.

Expreß ist: ruhig. Ich öffne den Hahn meiner Wanne bei uns, — einmal wird sie voll. Ich öffne den Hahn im Hotel am Broadway — es gibt keine Unruhe, denn sie hat sich schon gefüllt.

Ich komme bei uns in ein Haus. Der Pförtner kriecht zagend, behäbig heran, zweifelt, ob er wirklich soll, öffnet schließlich den Schacht mit Gründlichkeit . . . und einmal fahren wir hinauf. Dort aber flog ich im Eil-Lift zum vierundfünfzigsten Stockwerk eines Hauses. O wundersame Ruhe. O Erwartetes! Ich sage nicht: „So steigst du denn . . . schönste Tochter des größten Vaters . . . und so . . . endlich zu mir nieder . . .“ Nicht jambisch.

Aber ich liebe Bahnen, die eilen; Wannen, die sich füllen; und Lifts, die gehn.

IX. Oben

Stand oben im größten Haus der Welt, zu dem mich das größte Schiff der Welt getragen.

Es ist Mai 1914, dacht' ich.

Sah hinab auf die Straße Broadway; sah auf die Bucht. Sah auf nie gesehne Brücken, welche zur Insel Manhattan Festland gliedern. Sah auf den Wirbelfluß mit schwimmenden Bahnzügen, auf tausend lange Dockschachteln, auf andere Wolkenhäuser, auf Rauch, Eisen, Gekribbel, auf Sommerglut, schattige Zyklopen-

straßen, verdunstende Fernen. Sah Oien und Seeluft.

Es war im Mai 1914.

Sah Gold und Gestein im Hause selber; denn aus Gold und Gestein und Glück ist es erbaut. Überladen. Ein Kitsch. Doch in Pracht und Wölbung Einiges, vor dem Opern und Museen erblassen. In der äußeren Gestalt schlimm, weil es Mailänder Dom spielt. Nichts von der geniehaften Sachscharfe des Flat Iron.

Das größte Haus der Welt ist nicht das beste Haus Amerikas. Doch ein zuversichtlicher Schein umfing es. Ein guter Schatten floß hinunter. Die Mittagsluft erklang.

(Es war im Mai 1914.)

X. Nähe

Was für ein Gefühl ist es, das in den Straßen flattert? Nicht zuvor empfunden . . .

Womit verbring' ich meine Zeit? Habe die besten Kritiken dieser Läufe gedichtet. Gab Möglichkeiten des Ausdrucks in einer schlafferen Menschheit. Habe für ein bestimmtes Gehölz gebaut, was keiner vor mir. Habe, die Zukunft im Geblüt, Extrakt aus Wassern geholt. Erglühungen geschenkt statt Bürgerlaternen.

Ein Quark ist es.

Man möchte hier einen Laden aufmachen — (weiß nicht, was für einen). Ich will am Broadway die Fron eines Geschäftsmannes ohne Scham . . . nicht auf mich nehmen, sondern schlucken, schlecken, saufen. Ich will kundmachen — einmal mehr —: daß Scham gleich ist mit Unkraft. Daß Takt gleich ist mit spanischer Blödheit. Daß verecundia gleich ist mit Furchtlüge, mit künstlicher Haltung, mit Vertuschen.

Ich gab Extrakt . . . und ihr gebt Extrakt.

Ich bin aufrichtig gewesen . . . und ihr tut euch keinen Zwang an.

Ich habe die Umschweife gehaßt . . . und ihr seid kurz.

Ich habe mit andrem Stoff gearbeitet: doch ich war euer.

Ich möchte hier einen Laden aufmachen (weiß noch nicht welchen) — gebt mir die Hand.

XI. Das Hotel

Zwei Knöpfe bei der Tür. Einer für Licht. Einer für künstlichen Wind; in Hitze dreht sich ein Luftmacher wie rasend. Auf dem Nachttisch eine Bibel und das Telephonbuch. Die Wasserflasche wahrt alle Kältheit ihres Getränks; entpuppt sich als thermophor. An einem Kästchen leuchten Buchstaben auf, mit der Meldung, daß Briefe gekommen sind: Mail in office for you. (Ein Glockenruf könnte den Schlaf stören, also bloß Leuchtschrift.) Ein Spalt, im Zimmer, für abzusendende Briefe, die beim Pförtner in den Kasten fallen.

... Und ein Lift, der geht. Und eine Wanne, die sich füllt.

XII. Die Bahn

Bahnhof unter der Erde. Man weiß es kaum. Kommt wie von selber hinab. Edel-schlichtes Kunstgestein. Wie geschnitten alles. (Der sonst gute leipziger Bahnhof ist geschmiert, dieser geschnitten.)

Aufhören der Treppe. (Stets gefordert!). In England fahren Automobile bis vor den Zug. Bei uns haben die Baumeister nicht erfaßt, daß ein Gesetz der Schwere das Emporsteigen im Augenblick spätester Flinkheit kreuzt. Stufen (empor) sind unlogisch.

Die Venezianer des Markusturms wußten das, ehe der Barbarossa hinauftritt.

Bei uns gibt es — vor der Abfahrt mit allem Gepäck — immer Stufen. Denn Bahnhöfe sind nicht zur Verweichlichung der Bewohner: sondern zur Er-lustigung der Architekten erbaut. „Springa mißt'r, hopsa mißt'r — kaschna zibulki noch a mal!“ sagt bei

Hauptmann der Pfefferminzküchler, als er kommandieren darf. Klettern mißt'r auf die Bahnhöfe, kaschna zibulki!

Planetenbau . . . Das Firmament wird an der Decke sichtbar. Elektrisch beginnen abends diese Sterne zu leuchten. Alles von ernster Pracht. Der beste Raum ist eine Abschiedshalle; nur bis hierhin kommen die Begleiter mit; der Zug bleibt unsichtbar.

Nachts. Ein Händearuck. Allein dann in den mystischen Raum, wo halbtief geisternde Waggons stehen, ein sleeping-Zug, stumm, bloß ihre grauen Dächer sieht man im Hinabwandeln.

Ein leiser Neger an der Pforte des Schlummerzugs. Ein leiser Neger bringt Gepäck an die Schlafstatt.

Man schläft in der Zugrichtung, nicht quer wie bei uns. Alles schläft gewissermaßen im selben Raum. Jeder nur hinter seinem Vorhang; Frau wie Mann. Dennoch geschieht nichts. Jeder ist so abgeschlossen, daß er andre Dämpfe nicht atmet, nur die eignen.

Die Sicherheit ist größer bei uns. Aber weil drüben der Zug rast, ist man ruhig. Rasen ist Ruhe. Weil der Zug rast, ermüdet man nicht.

XIII. Cocktails

In einem Zimmer, über dessen Glasdecke Menschen der Straße gehn. Einmal auch draußen am Fluß bei Ben Rileyé, wo ein betagter französischer Kellner im Exil haust.

Cocktail: immerhin eine Zusammendrängung. Keine Lorke. In einem folgendermaßen der Inhalt festgestellt: Gin, Orangensaft, Zitronensaft, französischer Wermuth, italienischer Wermuth, Eis.

XIV. Romantik

Schichten; Gewimmel, — wo sind Menschentiere so beieinander; so viel Arten aus Käfigen? Was für Pirschzüge könnte man tun. Wieviel Wechsel zwischen Irin-

nen, Asiatinnen, Sizilianerinnen, Schwedinnen, slawischen Töchtern, Griechinnen, Negerinnen . . . ich vergaß die dazugehörigen Männer. Also die auch.

Fahret mittags durch die Bowery, — das möchte man halten. Das Dunkle, noch schmutzig Geheimnisvolle Derer, die morgen Amerikaner sein wollen, in drei Geschlechtern vielleicht Weltherrscher sind mit Öl, Kohle, Druck, Stahl. Durch solche Quartiere saust man, hinter Tünchwänden mögen sie noch hocken, junge Ahnherren, junge Ahnmädel, im Dreck, versonnen in der Windel-Epoche, in der klebrigen Umschicht heut Namenloser. Man saust hindurch, — verweile doch, du bist so häßlich!

Nicht Chinatown, das ist für Fremde (wie Montmartre, wie der Canalazzo): sondern die urneue Romantik einer jungen Stadt mit ihrem Haufen der Gattungen und Stämme von aller Zeit. Nicht Romantik aus dort heimischer Geschichte, nicht schmales Erinnern an holländische Familien. Sondern an Das, was gestern erst von andren Sonnen her, vom Nichts kam, Abtrünnige der Heimaten, Hoffende, die einen Strich unter etwas gemacht, Neu-Seßhafte, Wohlige, Willensschwimmer ohne die bleiernen Stiefel des Zerdenkens, . . . was die dort hingebracht.

Und alles, was sie von dem Indianerland, seit gestern im Besitz dieser weißen Hände, schon genommen. Vermischung von Gewesenen mit Werdenden. Von Unzermalnten, welche die Stoßkraft hinübergerettet.

Wollte sagen: diese Romantiken zu verkosten, von ihrem Werdefieber gestreift zu sein, von ihrem Stank beglückt, — das möchte man; und als der verlorenste Lump ein Leben beginnen, auch hier einmal. Einen Streit auf tun; einen Kamm wiederum erklettern . . . unter einem andren Mond, an einem andren Meer, mit andrer Menschheit. Von vorn — das Endgiltige vorbereiten.

Erst noch ein Lebewohl sprechen. Einen Trank

trinken. Einen Quell fühlen. Dann die Stirn wenden. Alles noch einmal.

Meinen Samen in diese Furche.

XV. Das Auge

Nicht bloß die heiligen Himmelshäuser eines ganzen Rhamsesgeschlechts. Jaget über die Williamsboroughbrücke, nachts. Schlürfet Lichter, Tempo, diese Tausendfaltigkeit, diese Flut, diesen Wildnisgesang, diesen Stahl, diese Viertelsnester oben, unten, jenseits; diesen Chor einer Siedelung in Erde, Wasser, Himmel — schlürft es; mit allen Strahlwerfern, mit allen Toren und Gerüsten, mit allem Gestein erleuchteter Senkrechten, mit allen Sternen darüber, mit allen Seelen dahinter, mit allem Salzduft dazwischen: Magisches gibt es auf der Erde nicht. Kunsthafteres nicht, Musikmächtigeres, Phantastischeres nicht: als diese Kaufgeniestadt ohne Vorväter, ohne Szepterschauten, ohne Greuel, ohne Kostüm, ohne Kratzfuß. Im Nüchternsten alle Romantik.

Ja: ein Lunapark, — und es erblassen Purgatorio, Inferno, Paradiso früherer Kleinstädte. Dieser Lunapark ist aber eine Stadt, liegt so fern wie Oranienburg von Berlin, heißt Coney Island. Lichtstadt; durch eine Titanenallee tost man vorher, die niemals endet. Weit am Himmel, kilometerfern taumeln und glühen alle Strahlwunder, schwebend, witternd, funkend, ah, schon schreiend, schmelzend, surrend, fliegend, äugend.

Eine Traumkraft gewordene Vogelwiese.

Coney Island: Rummelmagie mit der Mammutkrone von Wolkenfeuer.

XVI. Theater

Die ernsten geschlossen. Hippodrome: Ein Riesenschiff in wirklichem Wasser. Bis an das Orchester wippt Meerflut.

Wintergarden: Episoden, Revue. Ein Mädel tritt auf und singt; schlägt plötzlich Purzelbäume, Genicksprünge. Grundsatz: den Zuschauer nicht locker lassen. Totensicher klappt alles. Die Gattung nicht hoch; doch in dieser Gattung die Höhe. (London steht im zweiten Treffen. Berlins Metropoltheater im neunten.)

Vieler Glanz von den chorus girls. Blüte der Frauen von Newyork; seine Frauenschaft ist schon eine Blüte. Kräftig-zierlicher Schlag. Die Füße, die Hände klein. Sehr, sehr gut angezogen. Jedes Tippiemädchen in der Office ist ein süßer Schatz — mit Stiefelchen, mit einem ganz modischen Kleid (und wenn es von blauem Stoff ist, so strahlt einer der vielen Röcke, die übereinander wippen, jeder kürzer als der nächste, von ebenso blauer Seide.)

Die chorus girls blicken unschuldig; sehn gesellschaftskorrekt aus. Der Trick: halbnackt und wirken wie aus den sorglichsten Familien. Arglos gucken sie; singen sich durchs Parkett, liebenswürdig, gut erzogen, ahnungsfern; zeigen fast alles, ich sitze ganz unter ihren Röcken. Es sind die ausgesucht . . . aber die ausgesuchtesten Hübschheiten. (Unsre auf größere Entfernung eingerichtet.)

XVII. Mr. Clausen

Mr. Clausen war so freundlich, der beste Führer zu sein, den man sich wünscht. Dann und wann kommt mit ihm die anmutvolle Mrs. Clausen. Etliche von ihren Bekannten; eine weißhaarige Freundin, mit jungem Gesicht.

Er lebte zu seinem Vergnügen vormals im Zelt, wilde Tiere vor die Kugel zu bekommen. Sieht etwas wie der Musicus Felix Weingartner aus. Alle Pforten öffnen sich ihm. Newyorker, Sohn eines aus Deutschland Herübergezogenen. Versteht nicht deutsch. Hat in dem Riesenbetrieb Menschen unter, neben sich. Hält manches Eisen in manchem Feuer.

Eines der Eisen ist das Masterophone. Er hat es erfunden. Verbesserung des Grammophons. Stahl oder Holz können das nicht, was seine Mischung zu Wege bringt. Die neue Nadel besteht aus einer von ihm ersonnenen Masse; sein Geheimnis.

Jetzt erst klingt eine klare Menschenstimme, mit keinem Geräusch.

XVIII. Der Botschafter

Bei einem lunch für Amerikaner, an Bord in Hoboken, kurze Bekanntschaft mit dem Grafen Bernstorff, deutschem Botschafter. Drei gewinnende Züge. Erstens: er bricht seine (treffliche) Rede klug ab, als der Beifall von allen Tischen am stärksten kommt. Zweitens: hat neulich den Astronomen Förster nach Washington geleitet. Drittens: kennt, was ich in der „Neuen Rundschau“ geschrieben . . .

XIX. Niagara

Ich gab dem werten Mr. Clausen die Hand, dann in der Abschiedshalle dem Schriftsteller Georg von Skal, einem Schlesier, seit vierzig Jahren drüben, der die Freundlichkeit hatte mich aufzusuchen und, windumweht im Automobil, sich nach dem Kater Miezißlaus zu erkundigen. Dann stieg ich hinab zu dem leisen Nigger am stummen Schlafzug, sah auf dem Gang hinter den grünen Vorhängen das Bein einer jüngeren Frau ohne Strumpf, bald eine Pyjamajacke vorgucken — und war am andren Tag ein Dutzend Stunden später zwischen Erie- und Ontario-See an den Fällen.

Vor Buffalo erschien es mir ein Land voll Eisen, Kohle, Ziegelrohbauten wie das Ruhrgebiet. Überall Holzplätze, Rauch, Bohlen, Lokomobilen, allerhand Graues, Raffinerien oder Gradierwerke.

Zum Kämmen der Landschaft haben sie noch keine Zeit.

Das Ganze wirkt . . . nicht lieblos, nur unsentimental.

(Stelle mir vor, daß Deutschlands Reichskanzler täglich seine Blumen begießt.)

... Vor den Fällen. Ein Staunen aus der Kinderzeit kommt nicht wieder: als man in Schlesien mit seiner Mutter den Wölfelsfall sah, in Wölfelsgrund. Kein späterer Niagara kann das ausstechen.

Aber diese breiten gläsernen Massen, die absonderlich gegenüber von Kanada rauschedonnern, bringen etwas vorher nicht Gewesenes in den Sinn.

Man spürt zwar, wie jämmerlich die Landschaft verunzt ist. Irgendwo Fabriken hingesezt, Turbinen, schnöde Nutzgerüste, knotige Zweckbrücken. Verunzt. Der Sinn für Landschaft geht ihnen kaum, die Zeit hierfür geht ihnen ab.

... Es ist ein Halbkreis von Fällen. Mehr als ein Halbkreis. Aber die Tiefe sieht nicht so tief aus — von hier oben. Dies soll der Welt größter Wasserfall sein?

Nachher kommt man herum; einmal auf die kanadische Seite; sie scheint mir die großartigere. Einmal steigt man hinab. Derart, daß man im Hohlraum unter, unter, unter den Fällen steht... Die Wasser donnern über einen hinweg. Und das ist...

Das ist von allem, was einer hier an Schauern und Gewalt und Glück und Furcht erleben kann, das Stärkste mit. Unten weiß man, wen man vor sich hat. In Kanada tief unten stehn, den Hufeisenfall über sich wegrauschen lassen: das ist es. Ölstiefel an, Ölhosen an, Ölhut auf, Ölmantel an. Der Fall stürzt tiefer, als mein Standpunkt ist. Verwehter Feinregen immerfort angepeitscht. Zwei Schritte nach vorn, das ist der Tod. Über mir schräg, rundlich, hohl, ein Weltwesen, eine geschossene Kraft. Und wenn sie allein wäre. Doch sie kreuzt sich unten in breiten, offenen, flachen Schlünden mit andren rasenden Ewigkeitstieren, weißlich, donnernd —, oben massig, unten tobsüchtig, sie gurgeln, peitschen, fetzen in einen Schlund, dieser Schlund

ist wiederum Wasser, Felsgebirge zermürbt daraus hervoräczend. Vom Hufeisen oben stürzen sie alle trennungslos herab und zerfleischen sich dann, zerreißen sich, erbrüllen sich, — unter ihnen abermals Wasser. Eine nie gesehene Schlacht. Seit Jahrmlionen dies Gepeitsch. Dies Gesprüh'. Ohne Pause. Ohne Nachlassen. Dies Gebrüll. Dies Gekreisch. Dies Gepfeif. Dies Heulgezisch. Dieser wandergepustete Dunst. Seit Jahrmlionen dieser fegende Schaum. Dieser Rasetod. Dieser Kochwirbel. Es ist die Hölle.

Am Ölzeug rinnen Bäche. Das Gesicht ist von fernher zerwaschen.

Die nasse Hölle. (Die andre sah ich, als meine Augen in den Vesuvkrater blickten.)

Auf einem kleinen Schiff befährt man die Strudelnähe. Man denkt, es müsse hineingerissen werden, wenn von oben die Wasser in gläsern abstehender Kraft niederwuchten, es müsse vom Strudel gepackt werden — es kommt immer heil zurück.

Nachher ein Stück ins Land gefahren: nach Kanada, welches entfernt liegt wie Altona von Hamburg. Über Wipfel, Seen, altes Indianerland geschaut.

Ein Hauch von duftschärfstem Heu. Eine ruhig feste Schönheit. Von späten Höhen; Verlorenes darauf und darum. Ist es das Gedächtnis edler Rothäute? ... Dies war der Niagara.

Wölfelsfall meiner freundlichen Jugend, ich neige mich noch einmal — und falle vor dir auf die Knie.

(Morgens am Hudson entlang. Ein Rhein ... ohne Trümmer, ohne Fremdenfang, ohne Lieder, ohne Aufhebens.)

XX. Seele

Um den Dreißigjährigen Krieg hat ein Franzmann die dumme Frage drucken lassen: „Kann ein Deutscher ein Schöngeist sein?“

Mit gleicher Dummheit fragen jetzt in Europa viele: „Kann Amerika . . . nicht nur eine Zivilisation haben, sondern eine Kultur?“

. . . Ließen sich die Menschen so gern verarbeiten von dieser werdenden Gewalt, hätte sie keine Seele? Seid ihr bei Trost? Warum verrät jeder Deutsche sein Vaterland nach fünf Jahren? Warum vertuscht er die Herkunft? Warum schämt er sich? Ist es Begeisterung für eine Heimatskultur?

Kürze zu haben im Ausdruck — ist es nicht Kultur? Begriffssparsam sein in allen Bekundungen des Lebens; als Entsender sich die Psyche des Aufnehmenden klar vorzustellen — ist das keine Kultur? Ein Inserat abzufassen wie ein Drama? Neue Schönheiten in die Welt gesetzt haben, neue Male der Wucht und Knappheit, neue Muster physiologisch guten Aussehens und der Freude und der trocken-spaßigen Zuversicht (allerdings neben Sektenschund — denn sie sind erst Beginner, und ihre Eltern glaubten ans Kartenlegen), ein neues Glück in der Ehrlichkeit zu schaffen, womit endlich einer zugibt, Geld verdienen zu wollen . . . ist das nicht Kultur?

Sie sind keine plumpen Riesen. Sondern flinke Riesen. Sie sind vollends zarte Riesen — halten es für eine Schande, roh zu sein. Halten es für lächerlich, Soldatenschnauzton, Affenflitter, Livréeprunk auszuhängen. Hoch blüht . . . schwerlich die Vergötterung der Frau, doch Schutz der Frau.

Wer „Ja-also!“ sagen kann, der hat Kultur.

Schönheit der Frauen; dies freundliche Bestecken eines werten Geschöpfs mit allem, was gut ist. Fünf Kinder zu machen und für sie zu schuften. Auch wenn Millionen gehäuft sind, den Sproß zu enterben, der sich drohnenhaft zeigt . . . Seid unbesorgt, das ist Kultur.

„Aber die Korruption!“ Die Korruption, scheint mir, kommt immerhin allen zugut, — nicht bloß einer einzigen Kaste . . . Als ob es keine Korruption be-

deutete, wenn einer winzigen deutschen Schicht sämtliche Vorteile des Regierens zugeschanzt werden. Als ob hier nicht die entwicklungshemmendste Korruption läge.

In den öffentlichen Blättern wird allerdings das geheime Leben des Einzelnen nicht geschont; dafür ist bei uns geheimer Verleumdungsklatsch — ohne Erörterungsmöglichkeit. Niemand kann ihn fassen.

Beginner sind sie. Noch dabei, ihr Haus zu decken. Sie werden . . . nicht eine Kultur kriegen, sondern eine noch größere Kultur kriegen.

Sie haben den Niagara verhunzt.

Doch wenn sie einmal anfangen, sich auf das Hätscheln der Geographie zu werfen: dann werden sie Mammutwunder nie gekannter Art leisten.

Dann wird ihre Naturpflege vergaurisankart sein, — und sie werden viel zu pflegen haben.

„Können Amerikaner Kultur bekommen?“ — Habt ihr eine?

XXI. Heimfahrt

Ein Telegramm rief mich aus Newyork nach Haus. Ich hatte länger bleiben wollen.

So fuhr ich mit dem Wunderschiff ab. Es ging statt nach Westen nach Osten. Dazwischen lag ein Besuch; und ein Lebenseinschnitt.

An Bord ein Mineningenieur mit seiner Frau. Irin aus Amerika; aus Mexiko entkommen; sie ohne Kleider, ohne Hund. Haben Musik zwei Jahre nicht gehört. Sie leuchtet für Bernard Shaw. Waren zuvor in Alaska, mit zwei Monaten Sommer. Ob die Amerikanerin be-seelt ist, hätte sie beantworten können. Von Byron sagt sie lächelnd — und glühend: „He should be irish!“; mit dem Dean Swift, mit Oskar Wilde, mit Shaw. In London wird sie Kleider kaufen; dann gehn sie nach Indien zur Arbeit.

Der Astronom Förster fuhr mit seinem Sohn zurück. Über achtzig. Zum erstenmal für eine Woche drüben.

Er stand auf Deck, morgens, in seinem hellgrauen Gehrock, weißbärtig. Ist in Grünberg zur Welt gekommen. Redet immer noch reizend schlesisch. Wir sprachen vom Äquatorstrom, vom Polarstrom, mit dem Blick auf das Wasser. Er kannte sie; er sah auch das längst Entschwundene. Er kannte, was an den Sternen bleibend war. Er fuhr im Fahrzeug seines Sohnes, glücklich, und spielte mitunter Beethoven. Manchmal kam der Sohn, ihn einzuheimsen.

Ich schrieb in mein Tagebuch, noch halb in dem schwingenden Sprachlaut jenes Landes:

Wenn du den Namen Förster hörst:
Das ist der Komp'rativ von „first“.

XXII. Heimat

Ich schlief auf dem Festland. Himmlisch am nächsten Morgen das Baumwerk vor der Alster. Menschentritte gingen vereinzelt, nicht mit Hast. Ein erlaubter Luftzug flog über das Flutbecken; dort unten, wußt' ich, standen Häuschen mit allerhand Geranium, Kletterröselein, Glycinien.

Deutschland ist ein lauschiges Land. Dies ist das rechte Wort für den Heimkehrenden. Auch Berlin ist lauschig. Berlin ist ein Kurort.

Ein Reich der Musik sind wir geblieben. Daneben hat freilich der Sorben-, Obotritenzuschuß eine Spitzung an Tatkraft erzeugt: dies ist das jetzige Reich. Mit aller ins Extrem torkelnden Schneidigkeit. Mit manchem Stück miles gloriosus; halbfähig, aber laut. (Für manchen Zweck tausend zwecklose Bewegungen.)

Berlin ist ein lauschiger Kurort. Eine neuere Welt, nicht eine neue Welt.

Soll es unser Schicksal sein, auf halbem Wege zu prangen? Nicht mehr Überlieferung. Und noch nicht: höchstes Wagen?

Heimgekommen bin ich; zur Kunst; zu einer menschlich gestuften. Und zur einzigen Musik dieser Erde.

Rousseau warf das Tiefste seines Inneren auf ein Jungfräuliches, Leeres, Vorgeschichtliches. Ich warf es auf ein Jungfräuliches, im Umriß Erfülltes, Kom mendes.

Herrlich in der Ungewordenheit; heilig im Geahnten.
Eine neue Liebe lebt in meinem Herzen.

Danke dir, Eli, Eli, daß ich dieses Land gesehen, be vor mich ein Ziegelstein traf.

So geschrieben und zuerst gedruckt am 1. Juli 1914.

Caput IX

KANARISCH-MORGEN- LÄNDISCH

Kanarische Wonne

I.

Lavaküste, fern-glühend!

Am Karfreitag hingen die Fahnen der Stadt Santa Cruz auf Halbmast. Denn auf dieser Insel des atlantischen Meeres wird dem Heiland noch heute durch die Form des Flaggensaluts eine weltliche Trauerhuldigung dargebracht.

Als nicht lange darauf mich unter Palmen und Araukarien Kanonenschüsse durchdröhnten, erfuhr ich, sie seien der freudige Ausdruck dafür, daß der Herr nun erstanden sei. (Stets lauter donnerten die Kanonen: „Christ ist erstanden! . . .“)

II.

Ich floh aus dem Gekrach von Santa Cruz übers Gebirge nach der überstirnten Ortschaft Orotava; an einer abgeschiedenen Brandung belegen, wo (auch Deutschlands Feinde rühmen das) Humboldt, Alexander, einstens vom Maultier geklettert ist und die Erde geküßt hat, weil sie dort so schön war. Sie ist es noch.

III.

Die Palmen stiegen auf dem senkrecht steilen Fels empor in den halbtropischen Himmel, als ständen versteinerte Indianer mit altem Kopfschmuck hoch am grausig schönen Ende der Welt . . .

Tief unten kam es weiß, haushoch heran, aus einem blaugrün warmen, löwenwilden Ozean (aus einem blaugrün warmen, löwenwilden Ozean).

Braune Gesteinblöcke wurden von der Flut gesprengt; hinten über die Bananenwälder guckte, zerissen, eisstarrend, einsamlich, auf dies alles der höchste Vulkan dieser Erde.

IV.

Von warmer Flut wurden meine Hände gefeuchtet; Menschen waren weit; ein Wunder dieser Welt lag vor mir, nein, um mich: sodaß man von einem seltsamen Glutfrühling gehoben, getragen, gefriedet ward . . .

Gefriedet.

Ich wünsche Dir, Mensch, die schmeckende Wonne des kanarischen Glutfrühlings — ein einziges Mal im Leben.

Numidien, Mauretanien

I.

Ich kam von Nordafrika. Taglang war das Schiff an dieser Küste hingezogen: an dem grünen Gefels, das in einer blau aufrauschenden See liegt mit den Mond- und Bogenformen des schweigenden, ruhsamen Bergrandes . . . Noch einmal steigt die Erinnerung des ersten Abends herauf, unsterblich, als wir vom atlantischen Meer auf Gibraltar hielten; wir schwammen zwischen Afrika und Spanien.

In der Luft ein schneidendes Orangegelb, mit Mattgrau verglimmend; auf den Bergen Afrikas ein ver-

gehender abendglänzender Schein. Und die Mondkugel über der Flut zwischen zwei Welten.

II.

Der Mond ist nicht silbern; er ist golden. In dunkelblauem Wasser goldsprühend! Alles opalisierte noch in verschollenen Fernen. Der Himmel aber schien jetzt rot an den Grenzen der See. Dunklere Felsenhebungen, einsam, in Verlorenheit: violett, in rosa Licht und wieder in verglimmend grauem Licht. Das Goldfunkeln auf dem Wasser könnte man dabei „Mondspringen“ benennen. Mondtupfen; Goldkitzeln, Goldschreien, Schönheitssterben. Und dies schweigende Afrika, mit den sanften Formen in eine Sommernacht sinkend. Ein großer, stiller Rausch; fast ein beruhigender Rausch.

Ist es eine Wiederkehr? Ich sah dergleichen schon vor dreitausendfünfhundert Jahren.

III.

Zeitgenossen! ein Seligkeitsgefühl steigt herauf: zu atmen, am Leben zu sein, — zu sehn was vorhanden ist, zu essen und zu trinken, unter dem Himmel zu weilen, die Luft zu fühlen, mit den Sinnen nachzudenken. Dabei sind Flut und Licht so, daß man hineinspringen möchte.

IV.

... Später betrat ich den Boden: in Numidien; in Mauretanien. Ich kam in eine weiße Stadt von Stein: mit Bananenbäumen; aufsteigend an der blauen See; mit Palmen und Jasminduft; mit bunten hängenden Gärten und glutfarbenen Blumen... Mit lichten Straßen und wildüberwachsenen Hohlwegen... Und mit Pistazien und Cedern .. Und mit Kabylen, Neger, Juden, Äthiopiern... Afrika! Afrika!

Duftendes Blidah

I.

Wie oft fuhr ich nach der Karthagerküste. Nach Algerien, nach Tunis. (Auch ein bisschen nach Marokko.) In manchem Frühling.

Tanger hat einen sehr schönen Leuchtturm, dessen Licht weit hinausglänzt ins Meer — und einen Menschen vor Seligkeit rappelig machen kann, wenn alles auf dem Schiff „Afrika!“ „Afrika!“ ruft; zumal wenn man das Glück hat, diesen komischen Erdteil bei Sonnenuntergang zu erblicken.

II.

Jetzt schreib' ich wieder zwischen Marseille und Nordafrika — und schreibe das ins Tagebuch. Auf dem Vorderdeck sitzt die Frau eines algerischen Stadtrats . . . ihr Mann ist tot. Sie mußte wegen der Erbschaft nach Lyon; bringt ihrem Jungen ein „mechanisches Pferd“, wie sie es nennt, aus Frankreich mit.

Das Pferd ist nachts in der Kabine von einer Wand zur andren geritten, aber die Beine hoch, den Kopf nach unten, — und wir beinah ebenso.

Das lag nicht am Golf du Lion allein: sondern an dieser schmierigen Menschenfalle. Das Schiff heißt Tell, nicht nach Wilhelm Tell, sondern nach dem Araberwort „tell“, das Hochland.

Niemand äußert: Tell est mon plaisir . . .

Ein junges Ehepaar aus der Provence kriecht vorsichtig die Treppe hinauf, sich zu sonnen. Die Gattin ist käsebleich.

Die Witwe des algerischen Stadtrats, eine vermickerte Person mit kleinem Totenkopf, liegt jetzt wie leblos.

Das Mittelmeer hat in diesen ersten Apriltagen seine

blaue Farbe noch nicht. Es ist eher graublau und der Himmel fahl.

III.

Wochen sind um seitdem. Jetzt liegt ein besseres Schiff, „Emir“, im Morgenschein vor der Küste Marokkos, an einem befestigten Ort, in der Nachbarschaft seltsamer Meerberge.

Der Kran macht mörderlichen Lärm. (Wie oft hab' ich dieses Geräusch in meinem seefahrtsfrohen Leben schon geschlurft! In der Kabine zu schaukeln, unmerklich, und über sich die Kette rasseln zu hören, ist ein Daseinsglück).

IV.

Der Monat April bleibt auch für das Mittelmeer, dies blaue Mittelmeer, in dem wir gestern die Delphine springen sahen, ein schlimmer Bruder.

Nachts aus den Kojen schauerliches Gebrüll. Das jüngste Gericht. Aber am Land? Ein Dutzend Tage sind vergangen; sie haben in den leuchtenden nordafrikanischen Frühling hineingeführt. Mitten hinein.

V.

In der Chiffa-Schlucht bei Blidah saßen die Affen . . . Vielleicht ein halbes Dutzend; ein junger Araber wurde den Felsberg hinangeschickt, sie aufzuscheuchen — und sie verließen die Äste, an denen sie bis dahin halbverborgen geschaukelt hatten, man sah die gelbbraunen Paviane auf allen Vieren in Berghöhlen schleichen, schlüpfen . . . und hinter dichterem Sträuchern sich verstecken.

Am ruisseau des singes oder Affenbach sind Affen in Freiheit. Ein Wirtshaus liegt davor. Eine Tafel mit der Inschrift: „Eintritt zur Affenschlucht 50 centimes.“

(O moi-moi, o-o-popoi! sagten die Griechen.)

Diese Treibhauspaviane. Man hatte das Gefühl, daß jeder ein Honorar schluckt, falls er sich aus dieser Gegend

nicht entfernt. Ich wollte jedoch solche Affen sehn, die mit Kokosnüssen nach mir werfen. Wandte verstimmt diesen bestochenen nordafrikanischen Affen-Affen den Rücken.

Zwei Aasgeier schwebten über ihnen („des charognards“, sagte der begleitende Araber), jedoch auch diese Aasgeier schienen mir nicht wild genug, denn sie (ihrerseits) hatten wieder Angst vor den bezahlten Pavianen.

Der Araber und der französische Kutscher aus Blidah sagten übereinstimmend, das Verhältnis zwischen den Geiern und den Affen sei derart, daß die Aasgeier froh seien, wenn ihnen die Affen nichts täten.

In einer furchtbaren Ernüchterung kehrt' ich in die Stadt Blidah zurück — mit einem Fluch über die degenerierten Aasgeier.

Aber diese Stadt Blidah ...

VI.

Blidah! Mensch, Du weißt nicht, wie es dort an einem sternhellen Frühlingsabend ist, wenn der Brunnen an der Palme rauscht, die Platanen an den Gängen des Hauptplatzes nächtlich-strahlend in den milden Himmel greifen.

VII.

Und das ganze stille Landstädtchen wird in blödsinniger Schönheit von Schwaden schweren Orangenblütenduftes ruchbesoffen durchhaucht.

Weiße Gestalten mit braunen Gesichtern klopfen an die schweigenden Tore der schlafenden Häuser, darinnen ein bellender Hund den Herrn erkennt; oder sie liegen — es ist gegen Mitternacht — ausruhend auf den Fayencefliesen des arabischen Bades ... wie aus Tausend und einer Nacht. Und an dem großen Platz rauscht der Brunnen wieder, und die Palme wiegt sich im Orangenduft, und die Nacht des Morgenlandes ist

selig . . . und vergessen bleibt die Unbill des Frühlingsmeeres und der Schmutz der Schiffe. Die Bezahltheit der Affen. Die Schlappheit der Geier.

Duftendes Blidah.

Tunesischer Glanz

I.

Manches hab' ich in Tunesien geliebt. Am meisten den Halfaouine-Platz mit meinen Freunden, den Koranfrommen, die nichts von mir gewußt.

Manches hab' ich in Tunis geliebt, in Frühlingswochen.

Manchen Klang vernahm ich, durch dunkle Gassen, bergige, schleichend am Abend.

Einmal war es Hochzeitslärm, hinter Mauern, daß plötzlich das Herz schlug und schluchzte. Gesang. Fremde Seelen, armes Glück, doch Menschenglück. Jubelnd zugleich, schauerlich zugleich; hinter den Wänden. Es klingt wie ein Wehgeheul — daß man erzittert.

II.

Frühlingswochen. Tagsüber im Araberviertel. Zwischendurch von einem Araber ins Haus mitgenommen.

Von der Decke herab hängt ein kleiner Holzkäfig, darin singt eine grüne Grille.

Sie wird wie ein Vogel gehalten.

III.

Manche Jüdin sah ich, in bauschig-weißseidnen Hosen; hinanwandelnd; daneben die junge Tochter mit schönen, tiefen Menschengen, in heutiger Tracht.

Manchmal drei Weiber, drei Alte, nebeneinander in weiten weißen seidenen Hosen; hinanwandelnd.

IV.

Selig, wenn man um die neunte Stunde mit erhitzten Wangen die Abendluft Afrikas hier atmet; und still auf den Halfouine-Platz eilt, wo die weißbärtigsten, edelsten, friedvollsten Araber bei Laternenschein in Palmennähe platt auf dem Erdboden sitzen, ein Spielchen machen; nicht ohne hierbei Fruchtwasser zu trinken.

V.

Und am nächsten Morgen fährt man wieder hinaus ans Meer — klimmt auf jenen Hügel, unter dem Karthago bestattet liegt; äugt in die alten Puniergrüfte; nimmt ein Stück von einem Schädel mit, vielleicht von Hannibals Schädel; kauft dann den Mönchen ein altes punisches Totenlampion ab, wie sie den Verstorbenen zu jener grauen Zeit ins Grab gegeben wurden. Totenlampion? Noch atmet man . . .

Und kehrt in einem seltsam blauen Dämmer des Vorabends nach der Stadt Tunis zurück, in das Getrieb', mit Moscheen und gallischen Kaffeehäusern: um vor dem Einschlafen an die Fahrt nach einem weißen, ganz hoch gelegenen Araberdorf glücklich zu denken.

Am nächsten Tag soll sie sein.

VI.

Am nächsten Tag ist sie.

Ein Dorf mit einem Leuchtturm — an jener Flut, über die Scipio Africanus (halb Sorgen, halb Jubel im Herzen) gefahren ist. Der ist auch tot . . .

Und hieß das Dorf nicht Sidi-Bu-Said? Und weißt Du noch, wer mit war? Wie Du oben standest in dem hoch klebenden, weißen Felsenorte der Araber, wo sie für sich sind —?

Mit weißen schweigenden Hausungen, zwischendurch mit einer weißen Eikuppel im Grün, welches ein Heiligtum ist oder Marabu.

Weißt Du noch? Wie Du vom Turm über das Meer sahst? (Und es war ein arabischer Leuchtturmwächter dabei?)

VII.

... Nichts aber so schön, wie die Abende blieben auf dem Halfaouine-Platz. Unter den unbekannten Freunden, den weißbärtig-edlen, bei Laternenschein, in Palmennähe, wenn die Kühlung gekommen war.

Cheops

I.

Ich ritt auf dem Kamel im Mondschein um die Pyramide.

In der Tiefe wenige Menschen, in bläulichem Mondlicht, zugleich in Finsternis. Hie und da lag was Weißes oder auch Tiefschwarzes der Länge nach ausgestreckt; das waren Beduinen, welche einen kleinen Vorschlummer machten.

Mancher richtete sich auf, wenn das Kamel näher kam, — legte sich auf die andre Seite.

II.

Sahen die Pyramiden etwas dumm aus? Immerfort in meinem Gefühl diese Mischung. Ihr Eindruck von Kindisch-Plumpem, zugleich Schauer vor Riesenhaftem; dies Glotzen; dies Daliegen am Wüstenrand; an der Grenze der belebten, bewachsenen ... und der kahlen, ausgebrannten, todhaften Welt.

(Sie sahen schon zu Christi Zeiten auf eine Jahrtausendlang versunkene Zeit zurück.)

Kleines inneres Erbeben ... Ich tastete streichelnd nach dem Kamelkörper, weil er was Lebendiges, Bluterfülltes war; freute mich, als das Tier sich umdrehte. Ich deutete durch Zuruf an, ich hätte nichts Besondres

gemeint; ritt weiter zu dem Sphinx. Er war ein Monarch.

III.

Er lag auf dem Bauch, im Wüstensand. Infolge der ungeheuren Schwere tief eingesunken. Eine Schlucht gegraben, ihn freier zu machen. Ich bat das Kamel stehn zu bleiben. Es drehte sich wieder um.

IV.

Sphinxgesicht... Sobald die Nase abgehauen ist, pflegt die Lieblichkeit zu schwinden.

Wahr ist, daß er mir während der längsten Zeit abends wie ein Raubtier erschien. Ein Geschöpf von andrem Stern, in Schlaf gesunken, das vielleicht im nächsten Augenblick eine Stadt frißt.

Heimtückisches Riesenvieh, Menschen fremd.

Und ihr, Pyramiden! Keine Kunstwerke; ihr seid Naturschrecken. Ihr seid nicht mit andren Bauwerken verwandt (nicht mit dem Eiffelturm, nicht mit der Hagia Sofia), sondern mit einem verdächtigen Krater.

Sehe jeder sich vor.

V.

... Am Nachmittag oben. Man schaut über zwei Wüsten die Sonne stehn. Sie neigt sich nach der Sahara zu. Man erkennt Höhenzüge und, wenn man so sagen kann, die Wege dieser braunstaubigen Unendlichkeit.

Man verfolgt ihre Linien eine Strecke, wie in der Landschaft eines vom Kindsfinger hergerichteten grenzenlosen Spielwerks, bis alles entirrt.

Man ahnt die Höhe dieses Bergs, auf dem man steht; der nicht gewachsen ist, sondern von Menschenhand gemacht... und an diese Stelle gesetzt.

VI.

.....
Die Sonne scheidet in glührot-glühender Unsterblichkeit. Immer weniger ist sichtbar, — — und jetzt,

im Augenblick, wo sie am Horizont hinter der Wüste ganz hinabgeht, da, für zwei Sekunden, erscheint ein grün erglühendes Feuer . . . Sind es Komplementärfarben? ist es ein Wunder?

Das grüne Feuer verglüht; über der Wüste, braungelb, schwebt unbeschreibbares Rot — sind auch andre Farben dazwischen.

VII.

Ich steige hinab, von Steinblock zu Steinblock springend, von der Tiefe abgewandt.

Nachschrift

Vom Ägypterberg Mokkatam lest ihr in diesem Band, bei dem „Ausflug nach London“.

Das Eindringen in die Pyramide des Cheops, . . . ich setz' es aus meiner Dramaturgie hierher: Der Pyramidenbauch.

Der Pyramidenbauch

I.

Lehmhäßlich ist dies Land. Geheimnisvoll. Gelblich; die Dörfer scheinen geschmiert, nicht erbaut. Aber die Kunst wirkt als die stärkste des Erdballs. Mein Auge sah einen Pavian aus Stein, einen Königssohn, einen Schreiber, eine Katze, einen Amtmann, eine Gottheit . . . und ich fand, daß die Griechen hiergegen Zückerlinge, Schönbolde, Holderiche sind. Warum ruft man das nicht in die Welt: Ägyptens Kunst ist das stärkste der Kunstwunder —?

II.

Ein komischer Schemen wird der Mensch selber in diesem Lande. Bei Vollmond reitet er auf dem Kamel erstaunt immer um die Sphinx herum, immer um die Cheopspyramide herum, immer um Sphinx und Pyramide herum; immer herum. Die Architektur

ist hier Gebirge . . . und blieb doch Mathematik. Am nächsten Tag blickt man vom Pyramidengipfel. Die Sonne wälzt sich fallend goldstrahlend, blutstrahlend, rotglühend über dem gelben Nichts, im letzten Augenblick des Schwindens ist ihr letzter Schein grün-grün-glühend . . . Nicht weit ab nachher eine blasse gelbe Mondsonne über Palmen (wenn man hinter Fellachendörfern an den nächtlichen Nil kommt) . . .

III.

Und der Weg ins Pyramideninnere! Kein Tor. Sondern ein Kriechen durch Grabeslöcher. Luftlos, . . . mit dem trocknen, fernen Dunst alten Fledermausmistes. Ein Alpenstieg. Klimmungen in Höhen und Tiefen, — wie durch hängende Kluftgewölbe sonder Boden, mit Abstürzen; geleitet von gurgelnd schreienden Beduinen mit weißen Flattergewändern, bei einer Lichtfunze, ein Emporklimmen an Steinwänden, auf schmalen, schrägen Granitsteigen mit eingehauenen Fußdrücken hart am Abgrund, im fünftausendjährigen Dunkel unter dem kletternd schrägen Gestein dieser kletternden, mathematischen Gigantenhöhle . . . Leuchtend war es, als man die Welt verließ; jetzt beim Heraus-kriechen starrt die Nacht über dem Nil, über der Wüste: in Schwarz und Bläulich . . .

So ist dies Land. So ist das häßliche Land, das dem Caesar Staunen und Küsse, dem Antonius Glück, Schlaf und Sterben gab.

Smyrnas Zypressen

I.

Schön, diese gigantischen Zypressen, so über vermorschte Friedhofsmauern türkischer Grabplätze starren — wie die klobig-düsterste Mahnung, die ein Mensch ersinnen kann.

Hoch, dick ragen die schwarzen Ewigkeitsbäume stumm in die Luft, — ich habe Zypressen in Süditalien gesehen, scheinen geckig gegen diese alten Bäume der Asiaten. Die hier schauen mit ihrem Wipfel auf bewegte Fluten des felsumschlossenen Golfs, des wundergewaltigen, wilden und holden Smyrna-Busens, der mit seinem Wasser bestimmt scheint, allen Schmutz dieser Stadt wegzuwaschen.

II.

In Smyrna hab' ich zum erstenmal das Nargileh geraucht. Welches ich nachher so lieb gewann; und in mein Leben mitnahm; und nicht ließ bis zum heutigen Tage.

Hab' eins in Konstantinopel gekauft. Zwei kleine später.

In Smyrna sah ich die Wasserpfeife des Morgenlands am häufigsten rauchen. In jedem Kaffeehaus bringt man dem Gast so eine Wasserflasche, in die ein Metallrohr hineinführt; in das Metallrohr mündet ein Schlauch, ein langer, köstlich bunter Schlauch mit Ambra-Mundstück, über dem Ganzen ruht eine Art Rost.

Auf dem Rost liegen breit persische Tabaksblätter, in ihrer Mitte ein glühendes Stück Kohle. Man führt den Schlauch an den Mund, atmet den leisen, zarten Duft des Persertabaks, — den durch das Wasser durchgegangenen leichten Rauch.

Es ist nichts Betäubendes etwa wie Opium; kein Haschisch; nicht schädlich — sondern milder, feiner als jede Zigarette. Regt zum Träumen an; aber wache, muntre Träume entstehn, Müdigkeit schwindet, man fühlt ein beschaulich starkes Wohlbehagen am Sein.

III.

... Hab' meine Nargilehpfeife angesteckt. Herrlich; der Schlauch von rotem Leder mit grünem Sammet,

das Mundstück von zarter, weißgelber Ambra, die kleine Karaffe geschliffen... Oben auf dem Rost glimmt ein Stückchen Holzkohle in Tabakblättern aus Schiras („Société du tombac. Première qualité“), der Duft zieht durch das Wasser, das sich grau zu färben scheint, dieser Duft erfüllt mein ganzes Zimmer mit dem Hauch einer fremden Welt.

(Dabei hört man das Schlurfen des Wassers; es quoraxt und schnarcht und strudelt leise.)

IV.

Als ich in Smyrna zuerst mit dem Dragoman in ein Asiaten-Kaffeehaus ging — es war tief im Moslim-Stadtteil, die Stühle standen auf der holprig absteigenden Gasse, und ein grüner Baum beschirmte alles mit seinem Geäst — bat ich um ein Nargileh. Der Dragoman bestellte.

Eine Schwierigkeit! Ich sagte dem Begleiter offen, wie geringe Lust ich hatte, ein Ding in den Mund zu stecken, das Tausende vor mir im Munde gehabt; ob ich nicht ein frisches Mundstück erhalten könnte.

Er fragte staunend: „Ein andres Mundstück als dieses?“ und zeigte mit stolzer Entrüstung auf das Ambra-Mundstück, welches die Form einer Kugel mit einem Loch hatte. Der Dragoman legte dar, daß ich ja in Europa gleichfalls aus Gläsern trinke, daraus Andre schon getrunken. „Bitte,“ warf ich ein, „die Gläser werden ausgespült!“ — „Nun,“ sprach er entgegenkommend, „ich will Ihnen das Mundstück mit meinem Taschentuch abwischen.“ Zog etwas Schwärzliches, Starkgebrauchtes vor und schickte sich an... „Laissez!“ schrie ich.

V.

Ich nahm das Glas mit Pfirsichwasser, goß über die Mündung ein Maß der holden Flut; holte dann

mein frisches Tüchlein vor, in dessen Ecke ein Herz gestickt ist; vollendete die Säuberung des Mundstücks. Und fing an zu rauchen.

Ich fragte: „Quel sera l'effet?“ (Er verstand besser Französisch als Deutsch und sprach ein Gemisch von beidem. Seine Grammatik war fesselnd. Er sagte statt „Nachts“ regelmäßig „in de Neicht“. Er sagte: „Es sennen viel Hünd!“, womit er betonen wollte, daß es in Smyrna viel Hunde giebt.)

Als ich nach der Wirkung des Nargileh fragte, schien er das französische Wort nicht so sicher zu wissen wie das deutsche — oder er wollte mir als Deutschem eine Höflichkeit erzeigen. So rief er nur das eine Wort, indem er den Arm lang ausstreckte:

„Besuff'n!“

Trotzdem geriet man in diesen Zustand keineswegs, sondern rauchte drei Nargilehs am Tag, ohne Schaden.

VI.

In dem Türkencafé, da „fragt' ich nach der Schuldigkeit“. Mein Führer hatte Tschekerli genommen, den gesüßten Mocca, ich selbst hatte das kühle Pfirsichwasser und die Nargilehpfeife. Alles zusammen betrug einen Piaster. Achtzehn und einen halben Pfennig. Der Dragoman erklärte dazu, daß es nicht Sitte sei, Trinkgeld zu geben.

VII.

Turbanmänner saßen wieder um mich herum — braune Asiatengesichter, umrahmt von weißen Bärten; sagenhaft.

Alle saßen hier unter dem grünen Baum, nach europäischer Art auf Stühlen, wenige mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Bank, aus der Ferne kam das Geräusch des Bazars, dünn grunzender Gesang erscholl, Kamele trotteten wankend durch die Gasse; die gutmütigen Tiere hatten zu jeder Seite Warenballen hängen, eins ging fromm hinter dem andren, alle

miteinander durch eine einzige Lederleine verbunden; auch eine Art Maulkorb zeigte sich und der Anführer des Zuges war ein Esel. (Diese Zusammenstellung hab' ich auch später stets beobachtet...)

Die Tiere gehn übers Gebirge nach Brussa, nach Syrien. Rasten im Karawan-Serai an der Kamelbrücke, tief im schmutzigsten Smyrna; wo Europäer nur bei Tag hinkommen und am Abend allerhand Weibsgesindel aus Andalusien und Griechenland, aus Tscherkessien und Armenien seltsame Tänze aufführt.

VIII.

Umgeben wird aber diese Stätte der Ausschweifungen und Kamelherbergen von den schwarzen Ewigkeitsbäumen, den Zypressen, so über die vermorschten Friedhofsmauern türkischer Grabplätze starren — wie die klobig-düsterste Mahnung, die ein Mensch ersinnen kann.

Und wer tot darunter liegt (dacht' ich), steht nicht wieder auf. „Noch ein Pfirsichwasser!“

Smyrna

I.

Vier Kamele ziehn vorbei,
Vollgepackt mit Ware,
Von dem Karawanserai
Bis an die Bazare;
Und ein Esel vorneweg
Durch den dicken Straßendreck.

II.

Mitmensch, unter die Asiaten
Ist man gänzlich hier geraten.
Moslim rings um mich herum.
Durch die heiße Sonne zieht
Kehlig grunzendes Gesumm,
Und das ist ein Liebeslied.

III.

In der holprigsten der Gassen,
Unrein, doch nicht gottverlassen,
Seh' ich still das Treiben an, —
Neben mir der Dragoman,
Welcher alle Wege weist
Und mit Namen Goldfeld heißt.
Seltsam sind der Schöpfung Werke,
Sonderbar ist dies Café;
Nächstens werd' ich ganz ein Türke:
Rauche schon das Nargileh;
Und danach, als echter Prasser,
Trink' ich kaltes Pfirsichwasser.

IV.

Smyrna hatt' ich mir gedacht,
Ach, wie Tausendundeine Nacht . . .
Auf den Straßen liegen Hunde,
Jedem macht das keine Freude:
Immer sind es nicht gesunde,
Viele leiden an der Räude.
Was wir träumen, wird nicht wahr!
Was man sieht, ist halb so schön!
. . . Plötzlich aber beut sich dar,
Was kein Traumbild nie gesehn:
Eine Wolke, wild an Wucht,
Dunkelviolett verglutend:
Trotzgewaltig prangt die Bucht;
Asiens Sonne scheidet blutend;
Über aller Felsen Troß
Starrt der greise Sipylos — —.

V.

Vier Kamele ziehn vorbei,
Vollgepackt mir Ware,
Von dem Karawanseraï
Bis an die Bazare.

Goldnes Horn – und Heimat

I.

Ein unübersehbares, langhingezogenes (fabelhaft langhingezogenes) Gewimmel, vergleichbar einem ungeheuer langen und prächtigen Marmordorf, mit einem breiten Wasser statt der Dorfstraße . . .

Schwer zu übersehn das Ganze, wegen köstlicher Unebenheiten des Grundes; denn diese Stadt „liegt“ nicht, sie wiegt sich vielmehr.

Sie scheint zu schaukeln, bald hinan und bald hinab, himmlische Inseln glänzen hervor, Marmorschlösser, an der Flut, bilden irgendwo jählings eine Ecke — die bauchigen, breiten, tonnenhaften Gotteshäuser Mohammeds mit den nadelartigen, gesondert stehenden Türmen sind schwache Wegweiser im langen, langen, unendlich langen Gewimmel an zwei Ufern eines holden Seearms (mit der fernen Musik einer eintönig köstlichen Stadtmelodie) . . .

II.

Hagia Sophia; Wunderkirche des Propheten; ihr kommt für mein Gefühl an Schönheit kein Gotteshaus der christlichen Welt gleich. Überlegen ist sie allen an majestätischer Schlichte. Der Petersdom wird hiergegen zur kleinlichen Bijouterie; Kinkerlitzchen; Gute Stube.

(In den Moscheen ist Allah besser bedient, als die Dreieinigkeits in tausend Krypten, Kreuzgängen, Querschiffen.)

III.

Glaubet nicht, daß Konstantinopel Orient sei. Der Orient fängt ganz wo anders an. Der Orient ist in der türkischen Provinz, beispielshalber in Tschanak-Kalessi, einer asiatischen Ortschaft, die ich mal mit leisem

Schauer betrat, nicht weit von der Stelle, wo Hero und Leander . . . Der Orient ist in Jaffa, in Jerusalem. Der Orient ist in Tanger. Der Orient ist an den hochgelegenen Vierteln von Tunis. Konstantinopel bleibt eine halbeuropäische Stadt.

Gesichter wie von der Wiener Börse; bloß in wilderer Ausgabe. Die Türken in der Minderzahl. Mehr Armenier und Griechen. Jeder merke sich, daß Armenierinnen an ihrer fleischig graden Nase zu erkennen sind; und am Mangel eines Schleiers. (Wer weiß, heute tragen auch die Jungtürkinnen keinen mehr.)

Statt Turbans zeigt Pera Zylinder. Am orienthaftesten Skutari, wo es etwas asiatischer zugeht: die vielen Hunde; reichere Trachtfarben; pittoreskes Gemäuer . . .

IV.

Ich schreibe heut wieder ins Tagebuch — nach einer Pause, die besser war als Schreiben.

Wenn man in freier Luft gelebt hat — es war Seeluft, Luft der atlantischen See, dann des waschblauen Mittelmeeres, es war die Luft der Bananenbäume Afrikas, des nächtlichen Jasmins, der hohen Araukarien, der wilden endlosen Rosmarinhänge — wenn man unter solchen Himmeln gelebt hat, erscheint alles Gewohnte recht ungewohnt.

V.

Sah mit entsetztem Auge Türkinnen, die — wehe! — nicht mehr verschleiert liefen. Die armen Hascherln des Orients hocken so viel im Zimmer, daß ihre Wangen früh gelblich, lappig, furchig werden.

Aber die Töchter Griechenlands in Stambul . . .! (Auch Armenierinnen . . .!) Glutfarben. Gesichtshaut oft grünlich-matt. Dunkel-leuchtende Wonne.

VI.

Ich erinnere mich, was ein junger Levantiner mir sagte. Wir waren in Skutari, auf der asiatischen Seite des Bosporus, im Kloster der heulenden Derwische. Da kam —.

Doch ich muß erzählen, was am Abend zuvor gewesen war. Ich saß in einem Garten, speiste zur Nacht; es war einer von den vielen hängenden Gärten der Meer- und Gartenstadt, auf den Tischen brannten umfriedete Lichter und Windlampen, man sah einen Abhang hinunter auf das abendliche Goldne Horn mit den „Süßen Wassern“.

Die grüne Dämmerung des hängenden Gartens erlaubte nicht, Eintretende sofort zu erkennen. So sah ich zunächst nur etwas Weißes, Zartes unter Bäumen entlang gehn, auf das Licht unsrer Tische zu.

Als die Windlichter sie erhellten, gewahrte man blondes, anscheinend weiches Haar, in einen schweren Knoten geschlungen, ein liebes Gesicht und eine liebe Gestalt in weißen Sommerstoff gekleidet. Das junge Mädchen setzte sich zu ihrer Tante, einer kurländischen Schloßfrau; beide wohnten in meinem Gasthof, die Nichte war Märkerin.

Ich saß verdutzt. So viel blonde Lieblichkeit wandelte mir den hängenden Orientgarten.

Echtes Bedauern, als die Tante sich leidend fühlte. Sie brachen auf.

VII.

Am nächsten Tag, im Kloster der heulenden Derwische, erschienen sie wieder. Die Derwische lagen, saßen mit übereinandergespreizten Beinen auf der Erde, gellten ihren Singsang, der wachsend fanatischer wurde, zu Allah, Mohammed, Ibrahim.

Die Mönche des Ostens kasteiten sich mit donnerschrillem Gedröhn, wüst und grell, — da erschien das Engelsbild mit der hergestellten Baltin.

Ich sage gleich, daß ich sie nicht mehr wiedersah. Denn an selbigem Abend floh ich aus Konstantinopel, — nicht vor der Pest, doch vor der Quarantaine.

VIII.

Als ich sie nun dem Levantiner zeigte, wie sie in ihrer himmlischen, duft-blonden Lieblichkeit einen Gegensatz zu den rasenden Mahometpriestern abgab, ohne das zu wissen, — und als ich ihm sagte, so eine Gestalt gelte für schön in meiner Heimat, schwieg er nachdenklich.

Dann aber sprach er (nach der Anstandspause, um nicht rasch und schroff zu verletzen), er könne sich durch Vernunft vorstellen, daß man so eine Frau schön finde. Das Beste jedoch fehle für ihn. Sie sei frostig mit der Zartheit ihrer Züge, mit der Blondheit des Haars, — *tout ça, ces cheveux blonds, ces traits si tendres, c'est extrêmement froid!* Schön ist, fuhr er fort, was Glut und Kraft hat, nicht, was zu verbleichen scheint, — *c'est froid! c'est froid! c'est froid!* (Ich versicherte, daß sie schön sei . . .)

IX.

Bin jetzt wieder in Deutschland. Es kommt ein Erinnern an die Worte des Levantiners . . . Ein Erinnern an Frauensbilder, die man da unten gesehn. „Kalt“ sind die Züge der Nordländerinnen nicht, — aber die da unten sind schon anders. Ausdruckslos sind ihre Augen nicht, — aber die da unten haben andren Ausdruck.

Kennt ihr das Bild der Gräfin Potocka? Natürlich sind nicht alle da unten so . . .

X.

Bin wieder in Deutschland.

Ich schritt ruhig dahin. Es war ein Gang im deutschen Kieferngau.

Bei Müggelhort ließ ich mich durch einen qualmenden alten Fährmann nach dem Wasserdorf drüben rudern, vielmehr stoßen, er stieß mit seiner Stange von dem flachen Grunde vorwärts. Es war acht Uhr, der Himmel leuchtete, hier im Brandenburgischen, gleichfalls in abendröthlicher Stille, als wir durch die gelben Wasserrosen fuhren . . .

Wir waren zwei, — außer dem Schiffer. Liebes hübsches Mädcl. Waren zuletzt nebeneinander gegangen, ohne einen Ton zu sprechen, und jetzt sagten wir nur manchmal „Au!“ wegen der Mücken . . .

XI.

Ich verglich den Himmel mit dem griechischen, das Gesicht mir gegenüber mit den griechischen. Zu welchem Ergebnis ich kam, will ich, was den Himmel betrifft, mittheilen . . .

XII.

Drüben lag das kleine, stillgewordene Dorf mit dem Kirchturm, zurückgezogen.

Im vorigen Sommer hatt' ich dort einmal genächtigt, mit dem Ostpreußen und dem Einskuller. (Damals schleppten wir in der Finsternis das Boot an Land, legten es in die Laube des Wirts; schliefen in der Giebelstube, so gut es ging) . . .

Als ich nun das Dorf so ruhevoll vor mir sah, kam über mich . . . nicht ein Behagen, doch wie ein Rasten nach dem Ritt. Und ich sagte mir: Das Morgenland ist himmlisch, es hat Farben, die wir nicht haben; zeigt Gluten, die wir nicht kennen; eine Luft, süßer und schwerer als die unsre, — doch hier, in der mittleren Mäßigung, in diesem Sandloch Mark Brandenburg bin ich nun einmal seßhaft und heimisch, hier wird die Sprache gesprochen, die ich spreche (und schreibe); unter diesem Himmel erwachsen schließlich meine dauerhaftesten Zustände, kurz, ich bin recht glücklich, hm-ja, wiederum in der Heimt zu sein.

XIII.

So dacht' ich und summt' fast feierlich eine Melodie
von Robert Schumann, welche den Text hat:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Occident!...

(Hatte sie schon da unten gesummt, im unübersehbaren Gewimmel, in der hängenden Gartenstadt Byzanz, in dem langen, langen, prächtigen Marmordorf, mit dem breiten Wasser statt der Dorfstraße; mit Hügeln und Inseln und Seedunst; mit Meerschlossern; und mit stummer, doch nie erlöschender Musik.)

ZWEITER TEIL

GRUSS AN MENSCHEN UND
TIERE

Caput X

GRUSS AN FAHRTGENOSSEN

Der Taucher

I.

Man sollte statt einer Reiseschilderung mal eine Schilderung der Mitfahrer bieten. Dies Folgende mag ein Anfang sein. Die Erinnerung hieran kommt mir, weil sie ulkig und farbig ist . . . und hier der Regen gleichförmig und nordisch-traurig herabfließt. Herabfließt. Herabfließt.

II.

Als ich von Rom nach Neapel fuhr, saß in diesem Abteil ein Stationsvorsteher aus der Lombardei mit zwei Töchtern; dann ein Sizilianer, der sich nachher als Taucher zu erkennen gab; schließlich eine Genueserin, die ihr Kind säugte (während das andre Kindchen Bonbons aß) — wir wurden im Laufe der Fahrt miteinander bekannt: bildeten eine geschlossene Gesellschaft . . . Der Taucher, ein Palermitaner, in Algier ansässig, fuhr auf einem Umweg nach der Heimat, um sein väterliches Grundstück zu verkaufen: denn seit er eine Marseillerin geheuert, war er willens, von Sizilien für immer fernzubleiben und sein Leben in Algier zu beschließen.

Er war ein gewaltiger, schlächterhaft aussehender, schwarzer Mann, aber von gütigen und freundlichen Sitten. Hatte seine Laufbahn aus Liebhaberei be-

gonnen, war in Marseille in Diensten einer Bergungsgesellschaft gewesen, hatte sich dann in Algier selbständig gemacht, viel Geld gewonnen, betrieb nun eine Art Seefrachterei im großen, wobei das Tauchen kaum noch eine Rolle spielte.

Er besaß Wagen und Pferde, fuhr mit der Marseillerin, wie er erzählte, jeden Sonntag glückselig über Land, bald nach Blidah, bald nach Maison-Carrée (unweit von Algier), bald nach Bouzarea und schien der Menschenfängerin Nordafrika mit Leib und Seele verfallen . . . Seine Frau hatte Italienisch gelernt, weil er das Französische nur im allernötigsten Umfang meisterte; der Mann strahlte, so oft er von ihr sprach.

III.

Ich brachte nun in sein beruhigtes Dasein den erregenden Zug, indem ich anfang, ihm von den Schiffen der spanischen Armada zu erzählen, die damals im englischen Kanal untergegangen, — es gehe heut wieder die Rede davon, einen Versuch mit ihrer Bergung zu machen, ob er keine Lust habe, sich an dem Geschäft zu beteiligen . . .

Es war das Erste, was er hörte! Daß die Armada untergegangen, wußte er noch gar nicht! Ich erzählte ihm einiges von dem Krieg. Dieser Bericht über die Streitigkeiten zwischen Elisabeth und Philipp von Spanien brachte ihn aus seiner behaglichen Zurückgelehntheit. Er setzte sich grade hin auf den vorderen Polsterteil und lauschte. Jedoch ein Geschäft war nicht zu machen, — zu diesem Ergebnis kam er bald. Er legte mir dar, warum. Für sein neu gegründetes Haus wären die Kosten zu bedeutend, auch wenn er nur einen Anteil übernähme, — und das Risiko sei enorm. So enorm, daß es beinahe ein sicherer Verlust war, denn er glaubte nicht an die Hebungsmöglichkeit. Auch nicht an die Möglichkeit des Ausräumens. Es gebe da unten Strömungen, und er sei überzeugt, daß

die Schiffe (schade um ihren schönen Silberschatz!!) heute ganz wo anders lägen. Und selbst angenommen, daß dieses oder jenes an dem Punkte festgehalten sei, wo es einst sank, so müßte man es ausgraben, denn der Sand, der Sand, ah der Sand habe längst alles umschlungen, bedeckt — jammerschade um den Silberschatz!

Er erkundigte sich zwischendurch nach dem anzunehmenden Werte des eingeschlossenen Barbestands, denn die Spanier mußten doch ungeheure Truppenlöhne mitgehabt haben. Ich knappste nicht mit der Höhe. Er bedauerte schwer und giftete sich über diese Unsummen . . .

IV.

Der Stationsvorsteher, ein älteres Herrchen von Wieselmunterkeit, mit einem Rötel-Teint, hielt aber die Ausbeutung der versunkenen Flotte nicht für unmöglich, er vertraute — als Norditaliener, der er war — ganz auf die Leistungen der modernen Technik. Sie machen heut alles! Warum nicht, — eh, eh, eeeh! Aber die es raufholen, werden nichts kriegen! Eine Gesellschaft wird alles schlucken! Eine Bank! Oder vielleicht Florio, der Schiffsmillionär! So ist es doch immer! . . . Er war fidel, frühstückte mit den zwei Töchtern immerzu.

Von diesen (ich photographierte sie, die Fahrt endete mit einem Freundschaftsbund) war Erminia fünfzehnjährig, Ernestina einundzwanzigjährig. Die junge: schwarz mit knallroten Backen, ungeheure Esserin, es kracht alles an ihr, bei uns hätte man sie für neunzehn gehalten. Die ältere: blond, stiller, weicher, — anschmiegsamer . . . Nachdem Erminia, die Esserin, in knackender Strammheit durch nichts in der Welt verschüchtert, zweieinhalb Wassergläser mitgenommenen Rotweins getrunken, machte der Vater eine Gebärde des Stolzes und sagte mir: „Die trinkt Wein...!

Das ist eine Echte!! was?!“ Ich fand auch, daß Erminia eine Echte war.

Der capo stazione gab hiernach seine Ansichten über das Weintrinken folgendergestalt. Er trinke jeden Tag, den Gott gebe, regelmäßig drei Liter Weins. Aber mehr nur selten. Drei Liter, wenn sie regelmäßig getrunken werden, schaden niemandem. Aber — wohlverstanden — er trinke nur roten. Er werde wohl so töricht sein und weißen trinken, der zum Delirium führt, . . . eeeh! Weißwein? buona notte!! Das gibt es nicht! Allein der rote bringt Kraft und verlängert das Leben.

V.

Hierauf erklärte der Taucher, er trinke täglich fünf Liter Wein. Ich sah mit Überraschung, in wie tüchtige Gesellschaft ich gekommen war. Fünf Liter täglich brauche man schon; aber er stimme bei, daß der rote wirklich viel gesünder sei, als der weiße. Wenn er im Geschäft stark in Anspruch genommen sei (jedoch nicht beim Tauchen, natürlich), verpaffe er überdies drei Pack Zigaretten. Ohne die fünf Liter und die drei Pack könne er das Geschäft nicht bewältigen!

Seine Frau habe zu Anfang einen Widerwillen gegen Wein gehabt — sie trank nichts. Durch das Zusammenleben mit ihm habe sie sich aber nach und nach den Weingenuß angewöhnt, so daß sie jetzt unter fünf Litern täglich auch nicht mehr auskomme. Sie trinke genau so viel wie er selbst. Er gedachte mit stillem Leuchten der Marseillerin.

Und auch er gab nun seine Lehre vom Weintrinken. „Wissen Sie aber,“ sprach er, „warum es uns so gut bekommt? Nichts ist leichter auseinanderzusetzen, ich will es Ihnen sagen, weder meine Frau noch ich, wir trinken niemals Alkohol.“ Ich fragte: „Wie — ? — ?“ Er sagte: „Weder Absynth, noch Cognac, noch Chartreuse und was es sonst gibt. Niemals! mai, mai! Das kommt bei uns überhaupt nicht vor!“

VI.

Die Genueserin, eine wohlgekleidete Frau von fünfunddreißig Jahren, hatte sich die Bluse wieder aufgeknöpft und gab ihrem Kinde zu trinken. Alle folgten teilnahmsvoll dem Vorgang. Sie erläuterte dabei, wie um sich für den Anteil erkenntlich zu zeigen, die Familienverhältnisse.

Sie sprach, daß dies Mädchen elf Monate alt sei und Nunziata heiße, sie sei ein so lebhaftes und fast wildes Kind, — die Vierjährige, Cornelia mit Namen, sei viel leichter zu erziehn gewesen. Sie fügte zu, mit einem Blick auf die Jüngste: „— è Salernitana!“ sie ist in Salerno zur Welt gekommen: sie selber habe sich damals zu Besuch bei ihrer Schwägerin dort aufgehalten, jetzt reise sie wieder auf Besuch nach Salerno.

Nunziatina hatte großen Durst. Bei uns in Deutschland wäre vielleicht der Schaffner eingeschritten — oder ein Mitglied der Eisenbahndirektion? Aber hier ... Und das ist sehr schön und einfach-menschlich. Und alle solche Dinge hängen schließlich mit dem Klima zusammen. Nunziatina hatte mächtigen Durst.

VII.

Währenddessen lag die junge Erminia, die Esserin, halb wie eine Wurst anzusehn, verdauend in der linken Ecke, dann kam ich, dann die blonde, stille, schweigsame Ernestina, ihr Vater hatte die „Tribuna“ vorgenommen, las; der Taucher schien zu rechnen, zu grübeln; draußen winkte die Stadt Capua. Der Zug flog weiter, ich saß zwischen den Stationsvorsteherinnen: die blonde, stille, ältere und ich wurden gegeneinandergeworfen, so daß wir unsre Schultern erst gewaltsam immer voneinander entfernen mußten — bis wir den Versuch aufgaben (weil der Zug so schlingerte) ...

VIII.

Man sollte von Rechts wegen mal statt einer Reise-schilderung nur eine Schilderung der Fahrtgenossen

geben. Das hier war ein Anfang. Die Erinnerung daran kommt mir, weil sie ulkig und farbig ist, . . . und hier der Regen gleichförmig und nordisch-traurig herabfließt. Herabfließt. Herabfließt.

Die alte Frau

I.

Ich sitze halb schlaftrunken in dem Zimmerchen eines kleinen norwegischen Dampfers, — der an der Westküste dahinfährt, nur mit Eingeborenen.

In dem schlichten Zimmerchen steht aber doch ein Klavier, ein altes Instrument — wer weiß, aus welcher skandinavischen Stadt . . . Gestern vor dem Einschlafen hab' ich darauf gespielt (weil das Dampferchen wehmütig zwischen den Felsinseln entlang strich). In der verlassenen Eßkabine. Wohnlich, doch nebelhaft fern von der Sicherheit großer menschlicher Siedelungen. Der Kaptein trank Tee; der erste Steuermann trank Milch und aß norwegischen Ziegenkäse, der braun wie Schokolade mit leichtem Glanz von Fett darüber ist, dann schweren holländischen Käse, dann englischen Käse. Der Kaptein trank Tee. So schwammen wir dahin . . .

II.

Oben in dem Schiffszimmerchen saß nachher eine alte norwegische Dame, vielleicht Abkömmlingin eines bauernadligen Geschlechts, mit großen grauen Augen und weißem Haar, achtundfünfzig. Sie saß und sann. Sie fuhr in die Nacht hinein; an der Felsküste hin; wer weiß in welchen verlassenen Ort ihres Landes. Der Abend schien zu frösteln.

Das Schiffchen glitt und schwankte verschollen durch die halbdunkle Salz-Einsamkeit, daß man die Tasten kaum niederzudrücken wagte. Sie klangen dann leise

wie von selber. Es war, als wenn ein anderer spielte. Das dauerte vielleicht eine Stunde. Die Stunde ließ Erinnerungen an Franz Schubert, Beethovenklänge, Fragendes, dämmerige Tongespräche von fern durcheinanderwachsen, daß mir heimatlich zumut wurde mitten auf dem entlegenen Wasser dieses Atlantischen Ozeans. Einmal war dann das Spiel zu Ende. Nicht mit einem Schluß — nur mit einem Nichtmehrfortklingen.

III.

Die alte norwegische Frau schwieg. Nach einer halben Minute setzte sie sich grade, machte die großen Augen ganz weit auf und sprach, mit einem innersten Schmerz in aller Höflichkeit, daß sie tausend tausendmal danke. „Tusend Tak — og tusend, tusend Tak!“; noch Andres, was nicht zu verstehn war, sie schien sich an allerhand zu erinnern, — vor ihr lag ein grauer Abendrest des Lebens; die Wellen schlugen an die Holzwände des Schiffs, mitunter drang das Leuchten einer Boje in das Zimmerchen; und wir fuhren langsam vorwärts in die Ewigkeit.

Aber das dritte Mal?

I.

(Als ich nach Port Said kam, fiel ein junger Mann hinter dem Ladentisch um, Kolonialwarengeschäft, und war bald eine Leiche. Niemand ahnt, durch welche Ratte der arme, schlanke Mensch angesteckt worden; er wird verscharrt. Araber und Fellachen surren ihre Sprüche, machen Zeremonien.)

II.

Jaffa. Ein Türke, chef du train, prachtvoller, riesenstarker Mann; erzählt mir Unerhörtes von der Pest

(die vor kurzem dort gehaust). Die Leute fielen um — wie die Fliegen. Mit allgemeinem Mißmut fing es an; sobald sich Kreuzschmerz einstellt, ist es erledigt. Nach zwei Stunden meldet sich der Tod. Kreuzschmerzen sind nach seiner Wahrnehmung der Anfang vom Ende.

III.

Täglich kam er mit Kranken in Berührung, mit so undsoviel verpesteten Warenballen. Der Bahnbetrieb konnte nicht eingestellt werden. Abends ließ er die Kleider, die er getragen, an der Bahnstrecke, jeden Abend wurden sie verbrannt; jeden Tag erschien er mit neuen... man kann nicht sagen: Kleidern, sondern mit Leinenbehängen. Das ging Wochen durch. Der Körper triefte von Karbol. Er durfte keine Mahlzeit schlucken, bevor er nicht eine halbe Zitrone zu sich genommen, durch ihr Kauen sein Inneres gegen Bazillen gefeit. Um ihn herum fielen die Bahnbeamten und blieben liegen.

IV.

Nach zwei... inhaltsreichen Monaten erst konnte man sich sagen: jetzt ist die Gefahr vorbei! Das alles hatte der Mann zum zweiten Male durchgemacht. Er blies den Rauch seiner Zigarette vor sich und sprach mit ziellosem Blick: „Mais pour la troisième fois?...“

„Aber das dritte Mal?“

... Wenn er noch lebt, soll er begrüßt sein.

Emmychen, liebes!

I.

Im Winter. Ich fliege nach der seligen Stadt Paris. Um herauszukommen. Für drei Tage.

Zwischen Brandenburg und Hildesheim: „Emmy-

chen, liebes! Da bist du ja!“ — ruft eine Dame, fünfundvierzig, unverehelicht (am Gesicht erkennt man das), die mit ihrer Tante (Potsdam) und mit dem Vater (achtzig, ohne Schneidigkeit, gedämpfter Landedelmanns-Stil, löwenhafter Kopf mit korrekt geschlichtetem Haar) zu einer Taufe fährt. Begegnung im Zuge. Emmychen hat erst wo anders gegessen: dreiundzwanzig Jahre (Potsdam). Offizierstochter auf zehn Schritt. Einfach, schlank.

Übersiedelung.

II.

Das fünfundvierzigjährige Fräulein, die sehr reizvoll-feine Züge von offensichtlicher Schönheit (und etwas Nervös-Verweintes um die Augen) hat, spricht, um ihrer Menschenpflicht zu genügen, zu der Tante; sie könne ihr „eine“ empfehlen; verbreitet sich über sie. Mit der Vorigen wär es nichts geworden, selbst wenn man sie genommen hätte; bei Frau von der D. hat sie immer für ganz große Gesellschaften aus dem Vollen gewirtschaftet. „Die Sorte kenn ich; sind wütend, wenn sie nicht alle Tage Diners kochen können!“ Dann eine, die beim Rittmeister von Z. vor seiner Verheiratung war. „Sie hat ihm Spargel auf den Tisch geschickt, nachdem sie draußen die Köpfe abgeschnitten hat. Nichts für Dich, Tantchen.“

III.

Die Tante: „Nein!“ Sie erzählt unvermittelt, ihr Schwiegersohn habe gestern vormittags ganz schwach an ihrem Hause geklingelt — was war es? Er saß zu Pferd und hat bloß mit der Reitpeitsche auf den elektrischen Knopf gedrückt! Er macht es öfter: aber es ist nur ein mattes Klingeln . . . Manchmal hat er durch Straßenkinder klingeln lassen, weil er nicht immer bis 'ran reiten will, das schallt dann viel heller. „Na, wie sich Trudchen gefreut hat, sie war grade bei mir zu

Besuch, kannst Du Dir denken.“ Trudchen ist ihre Tochter.

IV.

Die Fünfundvierzigjährige mit schönen, verweinten Augen erzählt, ohne daß ein Übergang erfolgt, sie sei mal in Potsdam ein Stück mit einem Irrsinnigen gegangen. Jetzt kommt Leben in das Gespräch. Ein Irrsinniger. Ein feiner Herr, der immer sagte: „Moltke hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Sie merkt, daß er geisteskrank ist, aber sie hat nicht die Traute, von ihm loszukommen: er ging immer mit — ein grauhaariger Herr. Die Tante horcht verblüfft. Der alte Graf dämmert vor sich hin, er hat auf Erden das Seinige gekriegt; ist voll Teilnahmslosigkeit, völlig versunken. Emmy erschauert auf eine sehr niedliche Art. Sie erschauert für das ganze Coupé, bewußt, blickt zutraulich nach rechts und nach links, um festzustellen, ob man sie ansieht — und fragt zutraulich, wie die Cousine schließlich von dem Irrsinnigen losgekommen sei.

„Wir gingen um ein Boskett herum, er rechts, ich links, ich blieb nun auf dieser Seite, und als wir an Trudens Haus waren, sagte ich ganz ruhig: Adieu! — und rannte die Treppe rauf. Trude mußte mich stärken.“ Erleichterung. Der Graf dämmert.

V.

Emmy bringt unvermittelt die Unterhaltung auf ein neues Gebiet, indem sie kurzweg fragt: „Habt ihr ‚Seestern‘ gelesen?“ Alle sind unterrichtet! Emmys Vater hat leider zwar jetzt so viel zu tun, daß er noch nicht dazu kam, „obschon es ihn“ (sagt sie nachdrücklich) „als Offizier hervorragend intressiert“. Sie guckt, wie öfter, nach rechts und links, traulich und entschlossen, um festzustellen, wie bei Fremden ihre Äußerung einschlägt.

Der Alte mit den Löwenkinntbacken und den hellgrauen Augen erwacht aus der Versunkenheit, sieht

ununterbrochen auf das Mädel, wie sie plaudert. Er ist achtzig, sie dreiundzwanzig.

VI.

Er läßt die Augen nicht von ihr; einmal, als sie um Entschuldigung bittet, weil sie im Eifer beim Hopsen des Wagens ihn leise stieß, spricht er: „Du hast mir einen ganz blauen Fleck gestoßen!“ — mit galantem Lächeln. Ich denke: er spricht zu ihr noch immer wie ein Courmacher... (während er für alle Andren schlief).

Er läßt das Mädel nicht aus den Augen; etwas in mir fragt: Empfindet er nicht einen Schmerz, daß er in die Eiszeit entrückt ist; daß wundervolle Gebilde wie das da nicht mehr für ihn auf der Welt sind? Jeder kann deutlich sehn, wie er diesem Luderchen zu gefallen wünscht, wie die übrigen ihn gar nichts angingen, wie kokett er ist. Kokett und melancholisch. Schwer-mut liegt auf ihm... noch in diesem dämmrigen Emporflackern.

VII.

Ich sprach zu mir:

„Du bist jung, das Wetter ist mild — — und dieser Zug trägt dich in die selige Stadt...“

Die Lina

I.

Auf einem genueser Schiff nach den kanarischen Inseln.

Ein kleines Mädel von drei Jahren hieß „la Lina“. Das ganze Schiff sprach immer von „la Lina“. Alle Stimmen fragten vormittags: „Dov' è la Lina? Wo ist die Lina?“ Dann schrie jemand: „Sie steht an der Treppe und wird ins Meer stürzen!“ Da rief immer

eine andre Stimme: „Per l'amor di Dio! So wahr ich Gott liebe!“

Aber die Lina stürzte niemals ins Meer; ihre jungen Eltern wußten das jedesmal im voraus; lächelten; konnten das Wundergeschöpfchen und hielten auch ein Auge drauf.

Ihre schöne Mama sprach mit einer köstlich-einprägsamen, klanghellen Stimme irgendein Wort zur Lina hinüber; dies lombardische Kind schrie ihr prompt eine Entgegnung zu; mir kam das alles unwahrscheinlich vor, — ich wußte nicht, daß ein dreijähriges Geschöpf so sicher antworten, auftreten und am Gespräch teilnehmen konnte. Lina war goldblond mit riesigen schwarzen Augen . . . So war sie . . . Die jungen Eltern sprachen miteinander, und Lina gab ihren Senf dazu. Die Eltern sahen sie mit ernstesten Augen an, machten kein Kindertheater her, sondern redeten mit ihr zu Dreien fast wie drei Erwachsene. Aber nicht altklug, sondern alle drei waren voll höchster Lebhaftigkeit. Die Lina setzte sich rasch an die Spitze des Gesprächs.

II.

Die Lina war an allen Punkten des Decks zugleich. Die Lina rannte, daß die Funken stoben. Die Lina mit ihrem Engelsgesicht kam wie eine Furie auf mich zugestürmt und schrie, ich solle sie rasch hochheben, sie habe „una barca“ gesehen, und wirklich schwamm, als wir auf Santa Cruz zusteuerten, das erste Fischerboot heran . . . Sie schwenkte, während sie sich mit der Linken an meinem Halse festhielt, die rechte Hand, rief die Andren herbei und flüsterte mir dann wichtig ins Ohr: „Sieh, die Barke! Oh, vedi la barca! Sie kommt näher! Sie fällt, sie fällt! Sieh, drei Segel“ . . .

Und sie schrie aus Leibeskräften hinüber zu dem Boot, über die Wellenspritzer weg, kletterte an mir hinunter, stürmte über das Deck; und nach zwei Minuten rief man: „Dov' è la Lina?“ Worauf jemand schrie:

„Sie steht auf der Brücke und wird ins Meer stürzen.“
„Per l'amor di Dio!!“ . . .

Die Lina stand im hellen Licht, das Haar durchweht, vom Wind gehoben, ihre schwarzen großen Augen strahlten, als ob sie die Welt trinken wollten . . . Ich konnte mich schwer von der Lina trennen. Ich nahm ihr Bild fünfmal in mein Leben mit.

Hofrat von Stellwag

I.

Österreichische Beamtenfrauen unterhalten sich. Unterwegs im Zug.

Die zwei Damen haben erst einander kennen gelernt; nachdem fangen sie an, ihre Verhältnisse durchblicken zu lassen; wobei jede eine so glänzende Schilderung davon entwirft, daß die andre sich ärgern soll.

Zu den Füßen der einen spielt, auf einer Reisetasche sitzend, ein hübscher kleiner Junge. Er hat eine Käfersammlung mit auf die Fahrt genommen.

Die Dame enthüllt nun langsam, doch mit erbarungsloser Festigkeit am Thema festhaltend, die Herkunft und gewissermaßen die Hofhaltung des Knaben. Er war ein Adoptivkind. Sein Vater hatte zu ihrem Manne einst gesagt: „Weißt, wann i amal stirb, nimmst Dir den Buben!“ Das war eine scherzhafte Äußerung, — aber was geschieht? Ein halbes Jahr darauf stirbt der Mann an Herzlähmung, er war Witwer, und der Junge kam wirklich in das Haus der Freunde. Sie hatten keine Kinder.

II.

Jetzt wird erzählt, wie es der Junge hat. Wieviel Sammlungen er sich anlegt, was er an körperlichen Übungen mitmachen muß. Die andre Dame wird immer beleidigter, wie sie das hört.

Zuletzt der Trumpf: sein Vormund und Onkel ist der Hofrat v. Stellwag in Wien, — der bekannte!

III.

Fritzl erhebt sein Käferbuch, auf dessen Vorderseite geschrieben ist „Friedrich v. Stellwag“, und zeigt es der fremden Tante.

Die schnappt nach Luft vor Ärger, und da ihr nichts einfällt, fragt sie fassungslos, ob man bald da sei. „Das Gefoahre, — net wahr?“ (Wütend.) Die Andre läßt aber nicht locker: „Fritzl, hast denn die Zephir-Nachthemden in dein Kofferl 'tan oder die flanellenen?“

Sie kostet bis auf die Neige den Sieg, erbarmungslos. Tötlicher Haß. Die Andre sieht bildhübsch aus. Es ist Sommer. Ich stoße sie sacht mit dem Knie. Sie läßt es. Gerötete Wangen.

(Verweile doch.)

Said, mein Diener

I.

Als ich von Asien mal nach Afrika zurückgekehrt war, von Jerusalem nach Ägypten, ritt ich auf einem Esel drei Stunden in die Wüste. War ein sogenannter Rasse-Esel (für die so viel bezahlt wird, wie für ein Rasse-Pferd); er trug ein blaues Gestein-Kettchen um den Hals und goldne Münzen. Die feurigen Tiere dieser Eselgattung toben wie Rennpferde los.

II.

Der Araberjunge oder Mu Kâri lief hinter dem Esel her. Landessitte. (Wenn der Khedive oder jemand vom Hofstaat in Kairo ausfährt, rennen zwei Läufer mit Stäben vor dem Wagen; auch bei Galopp. Mißbrauch von Menschen, — aber sie tun an geistiger

Arbeit so wenig, daß sie zu erhöhter Körperarbeit tauglich sind.)

Ich konnte doch nicht allein mit dem Esel in die Wüste reiten, da ich in diesem Viertel nicht Bescheid weiß. Wenn irgend eine Fatamorgana oder ein Wirbel-Samum oder ein Beduinenstamm . . . Endlich war mein Kompaß zerbrochen. Ich duldete das Mitlaufen des jungen Arabers.

III.

Es war ein schöner Vormittag, in der Ferne sah ich das Wüstengebirge, den Mokkatam, kein lebendes Geschöpf auf Stunden im Umkreis, die tiefste, vergessenste Einöd', pralle Sonne fiel auf versteinerte Pflanzen. Als wir ausruhten, sprach der Araber inmitten des gewaltigen Schweigens plötzlich deutsch. Er habe voriges Jahr auf der Ausstellung von Düsseldorf, 1902, Leute reiten lassen und sei mitgelaufen. Kurze Strecken; nicht schwere Tagestouren in die Wüste. Ob ich Treptow kenne; er habe dort 1896 die Gewerbe-Ausstellung mitgemacht.

IV.

Während wir nun so nebeneinander auf dem Wüstenboden saßen und meine Zigaretten aufrachten — der Esel war entsattelt und wälzte sich auf dem Rücken — holte Said aus dem Hemde (dem Kleidungsstück, welches der Wüstensohn außer Pantoffeln und Turban trug) Zeugnisse. Daraus ging hervor, daß er, Said Hassan, einem westfälischen Architekten, dann zwei Gelehrten, zuletzt einem Grafen Dohna — Said bemerkte kurz: „Sächsisches General“ — in Afrika Dienste geleistet.

Er begann, während der Esel quiekend grunzte (wie seinesgleichen in Afrika stets in wohligen und sehnüchtigen Stimmungen tun, sodaß dieser Erdteil ein einziges Eselgebrüll zu sein scheint) — Said Hassan be-

gann in der Wüste wegen seines Abgangszeugnisses zu verhandeln.

V.

Said war neunzehn. Er hatte sich nach dem vierzehnten Geburtstag vermählt, doch war die einzige Tochter erst acht Monat'. Indem er den Esel sattelte, sprach er still lächelnd, die Kleine sei sehr hübsch.

Ich prüfte, ob er in Düsseldorf seiner Gemahlin treu geblieben, und er gestand mit der Offenheit der Naturvölker, daß es nicht der Fall war.

Stabilisierte seinen ethischen Standpunkt dahin: „Das jede Mann kann machen, wie er will, jaaa.“

Er fügte die Bejahungsformel häufig seinen Sätzen zu.

VI.

— — — — —
An einem Nachmittag fuhren wir mit der Eisenbahn nach Heliopolis. Hassan hatte gebettelt mitzukommen. In Heliopolis standen eingeborene Eseltreiber. Er strahlte vor Glück, als die Dorfaraber ihn bedienen mußten. Wurde zugleich nicht müde, darauf hinzuweisen, wieviel schlechter diese Esel wären, als der seine.

Wir sahen in der Farm von Heliopolis achthundert Strauße, darunter ganz junge, von vier Tagen, groß wie ein Huhn; ungeheure Eier, in Haufen bis zu vierzig Stück auf dem Erdboden, die Schale wie von Eisen.

Als ich mich in der Straußfedernabteilung auf einen Stuhl setzte, machte der beleidigte Said den Wächtern pathetische Vorwürfe, daß sie ihm keinen Stuhl gebracht; ein Versehen, das gleich ausgeglichen wurde. Er sonnte sich. Bald wieder vergaß er die Würde und plauderte mit den Wächtern zutraulich wie ein Kind.

VII.

Ich verbrachte mit Said manchen guten Tag. Er war mein ständiger Diener.

Einmal bat er mich, ihn zu den Bauchtänzerinnen mitzunehmen. Ich stimmte zu, aber ich fragte mich, ob unser Beisammensein den Zweck hatte, daß er mich herumführen oder daß ich ihn herumführen sollte . . .

Kühle war niedergesunken, der greuliche Staub hatte sich gelegt, die ganze Stadt duftete nach Rosen. Auf der Straße wartete Said. Er hatte seinen Bruder mitgebracht . . .

So schlich der Bruder, immer zehn Schritt entfernt, mit uns beiden durch die Abendluft, tief ins arabische Viertel. Ich war der einzige Europäer; und Gegenstand vieler Huldigungen (beim Trinkgeldsammeln).

Die arabischen Tänzerinnen trugen aus Ehrgeiz europäische Sonntagnachmittagsausgekleider. Ein Jammerbild. In denen machten sie metrische Zuckungen mit den Hüften, der Brust und sonstigen Muskeln. (Acht Mann mit Maultrommeln, Flöten, Dudelsack spielten eine Begleitung, zu welcher der ganze Chorus sang. Vermischung von Tingeltangel mit morgenländisch alten Bräuchen.)

Said und sein Bruder waren auf der Höhe. Said, in den Stuhl zurückgegossen, an der kleinen Mokkatasse nippend, schnalzte; erging sich gurgelnd in lyrischen Auswüchsen.

Ich hatte genug; doch er war nicht wegzukriegen.

VIII.

.....
Said hatte seinen Esel unnötig geschlagen. Auf meine Vorwürfe sprach er: „Ich bin schuldig, mein Herr, ich bin ganze schuldig, jaaa.“ Dann mit einer Verneigung: „Mein Herr, — ich bitte, mein Herr, um sehr Verzeihung, jaaa, jaaa!“ Gutwillig, voll Demut, bewegt.

Als ein arabischer Händler einen Preis nannte, sagte mir Said vierzig Pfennig mehr, — die er sich nachher abholen wollte. Ich bezahlte dem Händler den richtigen Preis (ich hatte die arabischen Zahlen ge-

lernt) und strafte Said mit Verachtung. Er krümmte sich. Dann begann er mit leiser Stimme, sich zu beschuldigen, sich zu tadeln, zu verwünschen, — er bat, ich möchte ihn fortjagen, hob meine Güte hervor; er weinte, —:

„Mein Herr, — ich bitte, mein Herr, um sehr Verzeihung, jaaa, jaaa!“

IX.

Am letzten Abend gab ich ihm ein paar Mark über den festgesetzten Tageslohn. Schweigender Glanz hing an Said.

Am frühesten Morgen kam er. Setzte sich dann auf meinen Bock; mit beglückter Wichtigkeit. Feuchte Augen.

... Beim Abschied rief er (das war eine Aufmerksamkeit): „Herr Professa! Herr Gi-aimrat! Auf Wiedersehn, jaaa, jaaa!“

Die Moselmagd

Sie war tagelang um mich, in einem Gasthof an der Mosel. Knochig-jung. Und stark. Wie frisch von der Weide geholt.

Es gefiel ihr nicht. Sie fing zu reden an.

Man hätte nichts von seinem Leben; spät schlafen und früh geweckt. Der Wirt passe so scharf auf, „wenn mer emal nach em Soldade guckt.“

Dann, wie um sich zu trösten: „Mer bleibt ja nit ewisch hier — 's wär' mer leid!“

Wer herumreisen kann, hat's gut; sie sei auch schon mal nach Trier gekommen, zum Kongreß. Zu was für einem Kongreß? — „Zum eucharistische Kongreß!“ Das war großartig; alles kirchlich; und viel zu sehn; und Leut'!

Sie ging mit einem halben Laib Brot gesenkten Kopfes ab.

Der Rheinkellner

I.

Die Leut' in Koblenz sind, wie man es hier ausspricht, „feurisch“. Auf eine sehr gewinnende Art zur Aufsässigkeit, zum Widerspruch, zum Hochgehn veranlagt.

Sie standen truppweis auf der Straße, zwischen den Weinwirtschaften, und redeten bis tief in die Nacht; und hundert vielfältige Schatten oder umdunkelte Lichter kamen aus den Winkeln des alten Viertels.

II.

Im Einschlafen klangen mir die melancholischen Worte des Kellners im Ohr, der mir auf dem Rheinschiff (es war zu meiner Freude ganz leer) das Nachtessen gereicht hatte. Der grauköpfige Mann, Ende fünfzig, kam nicht drüber weg, daß er vor funfunddreißig Jahren Bankrott gemacht hatte.

Tja, das vergißt man nicht. Er hatte sich als Kellner im oberschlesischen Kohlenbezirk achtzehntausend Mark erspart, hiervon eine Kneipe begründet — „in Berlin, in der Kronenstraße“, sprach er schwermütig — und sofort in sechs Monaten alles verloren.

Er zehrte gedankenvoll an dieser Erinnerung als betagter, hin- und hergestoßener Rheinkellner . . . und dauerte mich.

III.

„Mein Fehler war,“ sprach er, „daß ich alles bar bezahlt habe!“ — als ob es gestern gewesen wäre, nicht im Jahre 1881. (Man schrieb 1916).

Er sprach: „So ein Geschäft soll man auch nicht aufmachen, wenn man keine Frau hat.“ Er hatte keine.

Ich hüllte mich in den Mantel; das Dunkel kam; ich war der einzige Mensch auf Deck.

Der Bayer in Trier

I.

In Trier war der oberste Angestellte des besten Gasthofs, als ich vom Hunsrück hinkam, ein Bayer. Da er die Zahl „fuchzig“ statt fünfzig nannte, rief ich sprachvertraut: „Sie sind aus Bayern!“

Durch diesen zutreffenden Ausspruch gewann ich seine menschliche Achtung.

II.

Wenn die Gäste nach dem Aufstehn ins Frühstückszimmer gingen, grüßte der junge Bayer in seinem kurzen Zivilrock manchen, indem er stets den Beruf höflich hinzufügte. Beispielshalber sprach er zu einem Herrn artig: „Muagen, Herr Rittmeister!“ Es waren viele Rittmeister da. Und wenn ich kam, rief er dienstfertig: „Muagen, Herr Schriftstöller!“

Ein freudvolles Gedenken bewahr' ich seiner gestrafften Munterkeit.

Ich spreche gern unterwegs mit Menschen, wenn sie nicht Vergnügensreisende sind; oder mittels gebildeter Äußerungen die Gegend schänden; oder, Gott behüte, sich mit Kunst, Literatur, Wissenschaft befassen.

Muagen, Herr Schriftstöller!

Der Norwäächer

I.

Auf einem Ölkahn zwischen Pommern und Norwegen. Es gießt. Ich glotze vor mich in die kimmerische Wasserwelt, in das grauweiße Nichts.

Nur fünf Menschen. Darunter ein leipziger Ehepaar.

Wie doch Germanen (außer den Engländern) sich anpassen; sich „grün machen“ . . . Die Sächselei beider Gatten war unerhört. Ich verbiß mir das Lachen, als er über eine Schiffsagentur schimpfte: die Leute hätten zu geringe geschäftliche Tüchtigkeit und seien „gaist'ch dot“.

II.

Doch es stellte sich heraus, daß der Mann ein Norweger war, ein „Norwäächer“. Hatte seit sechzehn Jahren die Vertretung von Papierfabriken in Leipzig (und schon vorher eine Deutsche geheiratet.) Eine Sächsin. Zwei Töchter, wovon die eine bereits vermählt war. (Die andre half im Papierlager.)

Er besuchte jetzt, wie alle zwei Jahre, die Angehörigen in Kristiania.

Die Frau war erregt, daß wir infolge falschen Fahrplans nur diesen Ölkahn erwischt hatten, das Hauptschiff erst an der dänischen Küste einholen sollten. Sie rief, es sei ihr auf die Nerven geschlagen! „Ja, wenn'ch mich hädde aaswein' genn'!“ Das hieß: es wäre ihr besser bekommen, wenn sie sich hätte ausweinen können.

III.

Daß in solcher Umgebung sich der Norwäächer seine Sprechart beigelegt hatte, war nicht zu verwundern. Er verkörperte mit vollkommener Täuschung einen Sachsen. Alle Eigentümlichkeiten des mitteldeutschen Geschäftsmannes mit Provinzanstrich. Bis auf die Krawatte und den spitzen Kragenknopf darüber. Ich konnte schütteln, wie ich wollte, es fiel nichts heraus als ein Sachse.

IV.

Wir sprachen über die Trennung seines Vaterlandes von Schweden. Das Volk, sprach er, sei republikanisch

gesinnt, sie hätten Kosten sparen können, — es sei für die dortigen Vermögensverhältnisse zu teuer, ein „Geenigshaas“ zu erhalten; das koste stets „ä Sticke Geld“. Nun gingen auch die paar reichen Leute, wie Frithjof Nansen, wahrscheinlich ins Ausland als Gesandte, damit würden sie für Norwegen steuerfrei, der Landessäckel ärmer . . . Es sei überhaupt in wirtschaftlicher Hinsicht „merkwärdch“ da oben. Wenn man einen Kaufmann geschäftlich sprechen will, ist er nie zu treffen; wer irgend etwas auf sich hält, beschafft sich eine Landwohnung neben der Stadtwohnung, kommt ins Geschäft auf eine halbe Stunde.

Er sah seine Landsleute in Norwäächen bereits als Kuriosum an. Er habe zwei Brüder, die hätten gleichfalls „da oben“ nicht bleiben wollen und lebten jetzt in Newyork. Er sprach immer von „da oben“. Es schade den Leuten da oben, daß sie so abseits vom Weltverkehr lägen — jeder einzelne sei ungelenk, ich solle nur auf diesem dänischen Schiff mit einem norwegischen Matrosen sprechen; sie hätten „so was Monodones in der ganzen Benehmität“ . . .

V.

Die Frau erzählte, daß sie auf ihrem eignen Grundstück, wo das Papierlager sei, jetzt Gleisanschluß an die Bahn hätten machen lassen. Ihre zweite Tochter wollte besuchsweise nach Newyork fahren — aber da habe sie ein Theaterstück, „Muttersäächen“ (Muttersegen) gesehn, darin kam ein junges Mädchen in der Fremde vor; das habe sie sich so zu Herzen genommen, daß sie nicht niebermache.

VI.

Vielerlei erzählten sie. Nette, gute Leute. Und der Mann war der erste Norweger, mit dem ich längere Zeit hintereinander gesprochen habe. — —

(Juden oder Engländer sind schwerer zu verwechseln, zu versächseln . . .)

Das Glück, der Pfaff und der Pommer

I.

Liebe, verflossene Schiffsgefährten. Buenos Aires war die Stadt ihres Ziels.

Bürgerfamilien Italiens; wohlhåbig, voller Leben und Getrieb, mit vielen gutangezogenen Kindern von fünf bis zweiundzwanzig Jahren — die alle glückseligen Lårm machten.

(Familien, die zwischen Italien und Buenos Aires pendeln, wie deutsch-amerikanische Familien zwischen Bremen und Newyork.)

Auch die hübsch angezogenen Mamas (mit schwarzen Augen) lårnten auf italienisch, und das Weltmeer war blau, und alle freuten sich ihres Daseins. Ich mit.

II.

Ein italienisches Schiff. Nur noch ein Deutscher darauf außer mir, der konnte die fremde Sprache nicht. So war ich allein der Gesprächsgast dieser daseinsvollen, lebhaften Bürger.

Ich werde sie kaum wiedersehn, obschon zwei Oberhäupter mir das Wort abverlangten, einmal in ihrer Stadt umzechig bei dem einen und bei dem andern „zu schlafen und zu speisen“, sie setzten einem die Pistole auf die Brust — „mangiare e dormire!“, und das alles waren keine Redensarten. Ich versprach mein Bestes.

III.

Unerwartet gibt es manchmal im Leben etwas fabelhaft Leuchtendes, Frohes, Ungetrübtes, Köstlich-Harmloses, das man in diesem Zeitpunkt, an dieser Stelle nicht vermutet hat. Es ist kaum zu wissen, was an solchem Zusammensein so schön war. Es gehört hier-

hin dieser Ausnahmezustand: eine geschlossene Gesellschaft eine Woche lang auf einem guten, nicht zu großen Ozeanschiff zu sein — und zu wissen, daß man sich nach dem Schluß dieser Woche wahrscheinlich nie mehr treffen wird.

Die kürzesten Bekanntschaften sind die angenehmsten im Leben.

IV.

Einer in diesem Kreis war ein Pfaffe. Mit flachem, schwarzem Rundhut . . . Ein prachtvoller Gesellschafter mit lachend schwarzen Augen. Alle sprangen mit ihm ohne besondere Ehrfurcht um, als ob er irgend einen bürgerlichen Beruf gehabt hätte.

Da er sah, wie weltlich alle gesonnen waren, unternahm er keinen ernsteren Versuch, ihre Stimmung zu erschüttern. Sondern entschloß sich, ein paar der „schönsten Tage seines Lebens“ mit uns zu verbringen.

V.

Seine fünfunddreißigjährigen Lichter hafteten länger auf Frauen und Mädchen als auf Mannspersonen, er aß und trank in großem Glück, und sein Lachen (es war ein halb sehnsüchtiges Lachen) blieb für jedes Beisammensein eine notwendige Zutat.

Er verteilte Rosenkränze an die Damen, Heiligenbilder an die Kinderchen, — aber die einen nahmen es wie ein Hofmachen, die andren wie ein Spielzeug. Er begnügte sich, die Pflicht erfüllt zu haben . . .

VI.

Jeden Morgen um acht Uhr tat er ein köstliches, halb violettes, halb weißes Gewand an und las im Damensalon einsam die Messe. Sein Publikum saß ein Stockwerk tiefer am Teetisch und blickte (der „Damensalon“ ist nur die obere Galerie zum Frühstückszimmer) hin-

auf, sobald man ihn bemerkte, und die Stimmen riefen: „Ah, reverendo, — buon giorno!“ Und ein zwölf-jähriges Mädel rief, sie müsse noch etwas heißes Wasser zum Tee haben; und ein neuer Tag des Glücks begann.

VII.

Er zog sein farbiges Gewand aus, tobte mit uns auf Deck herum; seitswärts sprangen die Delphine durch den weißen Schaum des blauen Wassers; und am Schlusse sprachen er und ich immer lateinisch miteinander, — zum Zorn der neugierigen Weiblichkeit, als welche gern beiden die Augen auskratzen wollte.

Manchmal schrien er und ich Verse der Göttlichen Komödie abwechselnd über das Wasser. Und alles taumelte vor Lachen auf dem sich hebenden und senkenden Deck; und weil die Sonne auf die Wellenspritzer schien, gab es einen anderthalb Meter langen Regenbogen, der immer kam und immer ging... Und ich weiß jetzt, daß in dieser Stunde das Glück zwei Schritte von mir stand. Es war immer zwischen uns und lief mit über das Deck...

VIII.

.....
Ein Deutscher, heimisch am pommerschen Boden, prachtvoller Herr Mitte Fünfzig, Forstmeister mit Bart, blondgrau, war für mich der andre Pol. Oder sozusagen immer der Zwischenakt. Sie konnten sich mit ihm, er sich mit ihnen ja nicht verständigen, aber sie sagten mir Freundliches über ihn: man merke, daß er ein ganzer Mann sei; es wurde wenigstens die pantomimische Höflichkeit des Zutrinkens und des wechselseitigen Einschänkens zwischen ihnen häufig getauscht.

IX.

Und immer, wenn der italienische Teil den Zwischenakt hatte, kamen wir zwei Deutsche miteinander

in das ernste, lange Gespräch, das zu den „letzten Dingen“ vorrückt; wir beide standen im Dunklen auf Deck — und stritten weniger, als daß jeder das Seine beitrug zur Betastung der Fragen, die windgeschaukelte Menschen angehn.

Und es war diesem Gespräch (mit Brocken in schnurrigem Platt) nicht abträglich, daß dabei Vollmond über ein erregtes, doch mildes Riesenmeer schien . . .

X.

Ich weiß, daß in dieser Stunde das Glück zwei Schritte von mir stand. Es war immer nahe bei uns und lief über das Deck.

Die Schiffsgesellschaft

I.

Eine deutsche Schiffsgesellschaft mit Geheimrätinnen und Regierungsräten und Bürgern aus Hamburg und Dresden kam einst (ich hatte das vormittägliche Glück, dabei zu sein) in ein afrikanisch-andalusisches Wirtshaus. Für kurze Zeit hatte das Schiff angelegt. Man wollte Tänze sehn.

Harmlose Frage des Wirts: „Sollen die Mädchen tanzen wie gewöhnlich?“ Harmloser Bescheid: „Ja, wie gewöhnlich“. Etwas Furchtbares ereignet sich. Alle zehn tanzten und hatten bloß schwarze Strümpfe an.

II.

Die Rätinnen saßen gelähmt. (Schlange. Basilisk.) Rührten kein Glied vor Starrheit.

Die Ritter schauten mutig drein und in den Schoß die Schönen.

Nachher, o Gipfel, stieg eine Spanierin vom Tritt und ging mit dem Teller sammeln. Die Spannung löste sich. Zwei Damen stürzten davon. Doch ein

uralter Herr mit weißem Affenbart und rotem Gesicht, ähnlich wie Sokrates oder Darwin, im Bayrisch-Fränkischen zuhaus, gab der Sammlerin lächelnd auf den Popo einen Klapps, daß es schallte.

III.

Des nächsten Tages ging ein Regierungsrat unter der Schiffsgesellschaft herum und bat in angemessener Haltung, das „peinliche Thema“ im Gespräch „selbstverständlich“ nicht zu berühren . . .

Das Ganze bleibt einer von jenen Zwischenfällen, an die man sich noch im Sarg erinnert. Die frische Märzenmeersonne des Südens lag über allem. Der Tag lachte.

Gierschlung

I.

Ein Dänenschiff auf der Fahrt nach Deutschland. Gabelfrühstück. Fünf Jahre vor dem Weltkrieg. In Kopenhagen sind Berliner zugekommen.

Als sie vierzig Schüsseln, darauf kaltes Geflügel, Ochsenzungen, Spickaal, Kaviar, Sardinien, Anchovis, Krabben, Krebse, Hummerkonserven, kalte Beefsteaks, Hammelkoteletts, gefüllten Schinken, dänische Salami, sechs Käsesorten, Appetitsilt, Leberpastete, kalten Bratfisch, Radieschen, Kompotts und Tomatenhälften vor ihnen . . . erst starren, dann übergehenden Augen erblicken, vollzieht sich etwas — —.

II.

„Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle“, sagt Homer. Hier erheben sie nicht nur die Hände, sondern gewissermaßen beinahe die Beine, der Schaum steht ihnen vor dem Munde, die Brillengläser laufen an. In der schrecklichen Hast (weil nichts herum-

gereicht wird, sondern alles dasteht und jeder fürchtet, es könne weggegessen werden) — in der schrecklichen Hast schlingen sie alles ohne Reihenfolge durcheinander, den Gorgonzola zuerst, wenn er in der Nähe ist, dann einen hastig ergrapschten Hühnerflügel, hierauf eine Tomate, fünf Scheiben Räucherlachs, — dann ein tiefer Griff in die Hummerkonservenbüchse, ein Kratzen und Scharren darin.

(O wenn ihr ahntet, — gestern zum Frühstück im Fjord hat der Schiffskoch drei große Schüsseln mit Hummern hingestellt, und wir haben jeder ein paar Kilo in aller Ruhe davon gegessen.)

III.

Die Zugestiegenen haben kaum an dem Tisch Platz genommen, als keine Spur Kaviar mehr übrig ist, — auf ihn haben sich einige beherzte Männer geschmissen und ihn sofort alle gemacht. Die Damen, darunter zwei Lehrerinnen, die mit heißen Backen und glühenden Augen essen, schrein fortwährend nach neuem Kaviar. Die dänischen Kellner stehn und . . . staunen nicht mehr, denn sie kennen die Gäste.

Wirken vornehmer als die.

IV.

„Edewacht, bist woll froh wie Mottchen?“ . . . „Stuart, nu jeben Se man ne Pulle Rotspon, — Chateau Leofiel!“ Geschrei. Am Schluß der orgelnde Gesamtruf: „Noch ’n Aquavit! Noch ’n Aquavit! . . . Aquavit! . . . Aquavit! . . . it! . . . it! . . . it! . . .“ (fortissimo).

Eine weißhaarige Dame aus Stockholm will sterben.

V.

Ich sage mit einem Blick auf die berliner Blase zum Kellner: „Glauben Sie bitte nicht, daß alle Deutschen so sind.“

Er (lächelnd):

„Ich weiß. Nur die, die zu uns kommen“ . . .

Dann: „Haben Szie mal Szachsen auf ein Schiff geßehn?“

Die Exdeutschen

I.

Ich fahre von der französischen Nordküste nach unsrer Hansagegend. Das ganze Schiff ist voll von Exdeutschen.

II.

Der mildeste Fall.

Ein Familienvater mit fünf Kindern und einer Frau. Stramme Jungens, geweckt, gute Tänzer. Sie werden Elektriker, Brückenbauer, mögen beim Tode viel Selbstverdientes hinterlassen — neben dem, was sie vom Alten ererbt.

Der Alte ist noch nicht alt; später Vierziger von großer Sprungfähigkeit. Vor dreißig Jahren hat er Norddeutschland verlassen. Sagt selber, daß er drüben „Erfolg gehabt“. Sehr geneigt, alles, was er in Deutschland treffen wird, wundervoll zu finden. Also doch wohl kein Abtrünnling?

In Deutschland, später, begegnet mir die Familie; Händeschütteln. Berlin sei schöner als Newyork — und was dergleichen mehr ist, versichert Mister X.; aber es fällt ihm nicht ein, sich dem deutschen Vaterland wieder anzuschließen (wie es die Italiener mit ihrer Heimat dennoch tun, wenn sie draußen genug Geld verdient haben, oder die Schweizer, oder die Griechen). Sondern er verpflanzt seine Prachtburschen und sein Geld in einen Staat, den sie alle zusammen für besser halten. (Merkmal: im Äußern das Yankeehafteste, was man sich vorstellen kann. Etwas so amerikanisch Aussehendes gibt es nie wieder, wie diese Deutschen . . .)

III.

Schärferer Fall. Ein Oldenburger von fünfund-dreißig Jahren. Fünf Jahre drüben gewesen; im Aussehn kompletter Amerikaner auf dreihundert Schritt. Wird in einem halben Jahr den Hausstand mit einer südamerikanischen Dame (seiner Verlobten in New-york) aufmachen. Erklärt offen, daß er nie wieder in Deutschland leben will. Die nicht auszurottende Liebe zur Heimat ist stark. „Wissen Sie, in Amerika drängt es mich, mit Deutschen und für Deutsche zu arbeiten, so teuer ist mir das alles, . . . aber in Deutschland leben, unter gar keinen Umständen!“ Es sei ihm zu eng. — Was er unter „eng“ verstehe?

Da erzählt er los.

Der Grund liegt in Erlebnissen, während er sein Jahr abdiente. Sein Vater, weil er ein offenes Ladengeschäft betreibt, war Ursache, daß er nicht Reserve-offizier wurde. Die Leistungen vorzüglich. Der Oldenburger schwor Stein und Bein, daß von dem Augenblick ab, wo die Lebensumstände seines Vaters bekannt wurden, er (mit den zwei jüdischen Einjährigen) kalt gestellt worden sei. Der Ärger, nicht über den unerklommenen Rang, mehr über das nach seiner Meinung erlittene Unrecht hätten im ersten Zorn ihn veranlaßt, mit dem Strom hinüberzuschwimmen; jetzt habe er dort einmal Fuß gefaßt. Amerikanischer Bürger. Die Gegend zwischen Frankreich und dem Böhmerwald hat das Nachsehen.

Ich behalte den Satz des bereits glattrasierten Mannes im Gedächtnis: „Ich möchte für Deutsche arbeiten — aber nicht in Deutschland.“

IV.

Drittens: Der Besitzer einer deutsch-amerikanischen Zeitung. Lebt seit fünfzehn Jahren drüben, in der Provinz. Hat sich äußerlich ganz als Deutscher gehalten; mit blondem Schnurrbart und Kneifer;

wirkt wie ein Mittelding von Student und flottem Amtsrichter. Ist Landwehroffizier. Spricht rheinisches Deutsch — ungebrochen!

Er hat drüben ein schweres Amt; kämpft für die Aufrechterhaltung des Deutschtums, — weiß aber: verlorener Posten.

Alle fallen sie ab, erzählt er, kaum daß sie drüben warm geworden sind. Unmöglich zu halten. Können nicht mehr ordentlich deutsch, noch lange nicht englisch reden, quatschen ein furchtbares Kauderwelsch, leben eine ganze Generation lang als greuliche Zwitterwesen, weder Deutsche noch Amerikaner. Doch ihre Kinderchens sind Yankees, wie sie im Buche stehn.

Ich frage: „Warum der Abfall?“ — „Ja,“ sagt er, „ich werd' Ihnen mal was erzählen. Als ich das letzte Mal meine Eltern besuchte, will ich an den Stammtisch gehn. Kleine Stadt, Honoratiorentisch, wissen ja. Ich sage zu meinem Bruder, der indes rangewachsen ist: „Jung!, komm' mit.“ „Nee,“ sagt er, „geht nicht.“ „Nanu?“ Da drockst er: der Landrat gehöre zum Stammtisch und ein Regierungsassessor, und wenn ich auch selber dort willkommen sei, weil sie mich von früher kennen und ich den entsprechenden Rang habe, dürfe er, ein nicht selbständiger Kaufmann in dem Nest, da nicht wohl ran; es gehe nicht. Ich hab' ihm den Kopf gewaschen und ihn mitgenommen . . . Aber ich frage Sie, ob Sie jetzt verstehn, weshalb es den Leuten drüben besser gefällt als bei uns.“

V.

Bei Tisch wurde die „Wacht am Rhein“ gespielt. Am letzten Tag. Die Exdeutschen sangen begeistert mit.

Schloßgäste

I.

Im Zug nach Schlesien. Wer ist das? Drüben in der Ecke zwei Damen; eine vierzig, eine zwanzig. Ameri-

kanerinnen? Wo hat man sie getroffen? In der Regentenstraße. Damals nur beiderseits durch die Menge geschwebt.

Beriechung (wie Bismarck sagt); freundliche Annäherung.

Schließlich tut einem vom Englischreden das Gesicht weh. Englisch zu sprechen ist sehr anstrengend, wenn man dieses Idiom gut spricht. Aber noch viel anstrengender, wenn man es so schlecht spricht wie ich. Draußen strömt der Regen. „Es treescht“ — wie zwischendurch eine Stimme, da wir schon auf schlesischem Boden sind, schreit.

Es treescht . . .

II.

Meine Tochter studiert Piano, bei Mr. Ypsilon, wir sind mit ihm aus Amerika nach Berlin gegangen; jetzt macht sie eine Pause, den Sommer durch. Eingeladen. Wo? Kreisau, beim Generalstabschef Grafen Moltke. „Was haben Sie für Berührungen mit diesem Hause?“ Sie lächelt überlegend, will sprechen, besinnt sich dann anders und fragt (ihrerseits):

„Wissen Sie, warum Mistreß Ypsilon, die Frau des Lehrers meiner Tochter, immer so unwirsch gestimmt ist?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Dann will ich es Ihnen sagen: darum, weil sie nicht den rechten Glauben hat.“ Ich wage die Ansicht, daß es mehrere rechte Glauben gibt. „Ja,“ sagt sie wider Erwarten, — „davon sprech' ich nicht. Ich spreche nicht von Konfession oder Religion. Das ist mir egal. Die christian science ist bei jedem Glauben anwendbar, ob man lutherisch oder katholisch, ja sogar israelitisch ist. Meinetwegen heidnisch und kannibalisch. Aber die christian science ist, in Verbindung mit irgendeinem Bekenntnis, auch der Bekenntnislosigkeit, der rechte Glaube“ — „Ach . . .?“

Die Tochter sitzt senkrecht neben ihr, mit dunklen Augen. (Die Mutter, sehr reizend, wird von dem stillen

Mädchen mit einer starren, blumenfreundlichen Ruhe unterstützt.) Sie reden Duette.

Erzählen, daß im Menschen der Teufel mit Gott oder das Übel mit dem Guten fechten, was ich freudig zugebe. Dann, wie der Teufel zu entfernen sei. Ziemlich einfacher Vorgang. Dann kommt etwas von durchgehenden Strömen, die durch Subjekte wie durch Objekte gehn. Bei Kindern am einfachsten, man dürfe keinen Widerstand entgegensetzen. Und so.

III.

Ich denke: Um Gottes willen nicht unterbrechen... immer weiter sprechen lassen, immer weiter...

Sie teilen vertraulich mit, daß jede Krankheit ohne Medizin, nicht durch Allopathie oder Homöopathie, sondern durch christian science am zweckmäßigsten kuriert wird. Sogar Krebs. Besonders Krebs. Auch natürlich Tuberkulose.

Gleichsam eine Äußerung zur Sache erbittend, schweigen sie dann — worauf ich murmele: „Man sagt: bei der Allopathie stirbt der Patient an der Medizin, bei der Homöopathie stirbt er an der Krankheit.“ Sie lachen; der Frohsinn dieser geschlossenen Persönlichkeiten bringt mich von dem Entschluß ab, sie internieren zu lassen.

Ganz Energie sitzen sie da. Positive Menschen voll Kraft und Ordnung.

Die Mutter erzählt, daß sie regelrechten Unterricht in christian science bei einem Geistlichen in Boston genommen. Die Tochter hat es dann von der Mutter gelernt. (Klavier und diese Wissenschaft bilden den Kern ihres Daseins.)

Und jetzt werde mir wohl deutlich sein, was für Berührungen Mutter und Töchterchen mit den Bewohnern jenes Schlosses haben. Graf Moltke sei christian scientist — voll tiefster Überzeugung. Der rechte Glaube breche sich in Deutschland, namentlich in hohen Kreisen,

Bahn. Auch ihre Portiersfrau beispielshalber . . . Sie zeigt die Blumen von der Portierfrau, — die aus Rügen stammt und gläubig geworden ist. Es treescht.

IV.

Nachschrift. Dieser gläubige Moltke half nachher das große Menschenschlachthaus des Weltkriegs öffnen.

Die Gestreiften

I.

„Umsteigen!“ — Lauter Herren. Ist schon die Gegend des durchbohrten schlesischen Gebirgs. Die Lampen brennen, bei Tag, in den Waggonen.

Rechts ein buckliger Herr. (Mit jener Heiterkeit, die an Krüppeln in begüterten schlesischen Familien häufiger getroffen wird als in Norddeutschland.)

Ihm gegenüber ein Grubenherr, mit dem er wonnivergnügt plaudert. (Dieser noch junge Bergwerksinhaber zeigt einen Schuß von der Feschheit, die schon an Österreich erinnert. Aber natürlich; wie weit ist es denn zur Grenze? Bis Braunau ein Katzensprung . . .)

Links gegenüber in der Ecke, mehr liegend als sitzend, mit langhin vorgestreckten Beinen, ein Majoratsgigerl — mit dem Gesichtsausdruck der Furchtbarkeit. Um sich lauter Bücher aus dem Inselverlag. (Rote Wangen, und, wenn er zu lesen aufhört, der gewollte Gesichtsausdruck von Furchtbarkeit) . . .

II.

Jählings erstarrt allen diesen Menschen das Blut in den Adern. Und mir. Der Zug verläßt das Licht, fährt in einen Tunnel, und jetzt — die Scheiben zittern, über uns ein furchtbares Knacksen, nein: ein Donnern, der Tunnel stürzt zusammen, die Fahrt des

Zuges ist ganz langsam geworden, die ersten Steine prasseln, wir kommen nie mehr an die Sonne, im nächsten Augenblick sind wir begraben . . .

Todesangst auf den Gesichtern. Eine fahle Stimme ruft: „Er ist eingestürzt, jetzt kommt der ganze Felsen, unter die Bänke kriechen . . .“

III.

Nur einer springt auf, wir alle bleiben gelähmt auf eine Sekunde in der alten Stellung, — — — da schreit der Grubenbesitzer:

„’s is nischt, — näbenan bau’n se a neuen Tunelll, da wird gesprengt.“

Das Knacken dauert fort, über uns, der Fels will herunter. Jetzt sind wir draußen. Man hört jetzt deutlich Dynamitschüsse. Der Tod, nein: das Sterbegerfühl ging an uns vorbei . . .

Von diesen Menschen hat jeder sozusagen seine letzten Minuten erlebt.

VI.

Der mit der Furchtbarkeit sitzt zwischen den Büchern wie zu grauem Eis erstarrt. Man fühlt, wie seine Gesichtshaut kellerkalt sein muß. Der Bucklige holt Luft. Der Grubenbesitzer lacht, von irgend etwas geschüttelt.

Ich weiß: ich werde das noch einmal erleben! Dann wird es . . . echt sein! Keine Täuschung. Und kein Ausweg. Und kein Halten.

O liebe, liebe Welt im Licht!

Überseemenschen

I.

Drei; von einem Schiff. Im Weltmeer.

Ein Hammelzüchter aus Neuseeland. Er sprach mich an. Es war Vormittags, die Sonne schien. In

fünfzehn Schritt Entfernung rief der sehnige Vierziger, daß hübsches Wetter sei. Ich gab ohne Winkelzüge meine Zustimmung. Hieraus entspann sich seine Frage, wieviel ich jährlich verdiene — oder, wie der enger umschreibende Ausdruck sagt, wieviel ich pro Jahr wert sei.

Ich lavierte zwischen Klippen, da ich die Steuererklärung hinter mir zu haben glaubte.

Der Neuseeländer (aus Auckland) ließ keine Drückbergerei zu. Unter seinen Fängen sprach ich: „I am a wrighter“, zu deutsch: „Ich bin Schriftsteller“, was von vornherein andeuten sollte, daß mit Hammeln und ihrem Exportertrag ein Wettbewerb ja gar nicht beabsichtigt sei. Das Wort schien einen, wenn auch nicht beruhigenden, so doch ablenkenden Eindruck zu machen.

II.

Ich hakte rasch ein. Wie seine Lebensbedingungen seien, wie groß die Familie, ob er Deutschland kenne. Klar kam jeder Bescheid. Sein Name sei Harcourt, er habe sechs Söhne nebst einer Tochter, besitze Ländereien von soundsoviel Acres, treibe Zucht mit bestem Erfolg, habe noch Eltern, sei das fünfte von elf Geschwistern, die eine seiner Schwestern habe zehn Kinder, sein älterer Bruder dreizehn, der jüngste sieben — aber (war sein entschuldigender Zusatz) er ist noch nicht lange verheiratet.

Neuseeland gedenke sich nicht von England unabhängig zu machen, dazu sei es zu klein, anders liege der Fall mit Australien. In Mexiko hätten die Amerikaner unrecht gehandelt; er fahre nach New-York, von dort nach Washington, um Geschäftliches mit dem Präsidenten Wilson zu bereden.

III.

Das kam ohne Prahlen heraus, wie eine pflichthafte Aufzählung. Stimmte. Der Mann sah aus wie ein

Mittelding von Kaufmann und Wettschwimmer. Ohne das geringste Brüsten in der Haltung dieses sehnigen Körpers.

Er sagte, daß ihm der Rhein gut gefallen habe; daß er Berlin schöner als Paris finde, weil es neu sei, — er liebe die alten Städte nicht; vollends Italien sei voller Schmutz; er hatte das alles auf einer zum Kennenlernen der Welt unternommenen Reise gesehn.

Ich fragte nach der eingeborenen Bevölkerung von Neuseeland. Neger? Durchaus nicht. Sehr edle, wenn auch farbige Rasse. Keineswegs Barbaren, sondern sehr gottesfürchtig, — die Hauptsache.

Also, sprach ich, da finden wohl auch Heiraten zwischen Eingeborenen und Angelsachsen statt? Komme vor. Doch selten. Die Leute seien ja gut veranlagt, sogar schön. Ist aber doch sicherer, daß man sie aussterben lasse. Well. Die Regierung wünsche, daß sie aussterben. „Wollen Sie mir sagen, wieviel Sie verdienen?“ Er ließ nicht locker.

IV.

Ich sagte: „Das kommt darauf an.“ Und Ähnliches. In verschiedenen Jahren verschieden.

„Wieviel im letzten Jahr?“

Es sei noch nicht zu übersehn. Er machte eine Kopfbewegung, wie wenn er sagen wollte: „Verstocktheit!“ Dann blieb er stehn und fragte kurz: „Also sagen Sie mir einfach: schreiben Sie zu Ihrem Vergnügen?“ Antwort: „Ich hoffe, auch zum Vergnügen der Andren.“

Er gab es auf.

Nach einer Weile sprach er friedlich (aber nachgrollend): „Will you take a drink with me?“ (Nachgrollend.)

V.

Der zweite war aus Milwaukee. Fünfzig. Stattlicher Mann mit einer halb so alten hübschen Frau.

Breit, kräftig, brünett. Lyrisches unwitterte sein Wesen trotz der wohlhäßigen Kraft.

Er trat neben mich, als ich eine Karte studierte. Fing sofort von sich an. Da ich Deutscher sei, interessiere es mich vielleicht zu hören, daß er ein großes Wollgeschäft habe — (ich dachte: wieso?), er fuhr gleich fort, daß er vor Jahren Regisseur einer amerikanischen Schau gewesen sei und eine ungeheure Wasserpantomime geleitet habe. Lange her. Doch er habe, seit jenen Jugendjahren, eine leidenschaftliche Liebe für die Kunst behalten.

Ich fragte, wieso er den Übergang zum Wollhandel vollzogen. Sehr einfach. Sir Augustus Harris, der Großmanager jener Seeschlacht-Pantomime, starb, seine Witwe führte das Geschäft nicht fort, und er selbst reiste mit seiner Frau (es war aber nicht die heutige) zu seinen Eltern nach Milwaukee. Die sagten ihm: „Ruh' dich erst für sechs Monate hier aus, bleib' mit deiner Frau bei uns, dann wirst du sehn, was sich tun läßt.“ So kam er zu seinem großen Geschäft; jetzt reist er zum Vergnügen — for pleasure!

Er sagte, Reinhardts „Mirakel“ im Zirkus Busch sei zwar amerikanisch, aber Lehrlingsarbeit; im Hippodrom von New-York mache man so was besser.

VI.

Lobte Hamburg sehr. Die schönste Stadt in Deutschland. Nicht bloß das, — das Alsterbecken sei schöner als der Comersee und als der Lago maggiore. Ob er in Vienna, also in Wien, was vom Theater gesehen? Hier mengte sich die Gattin ins Gespräch; sie rühmte die „dramatische Bühne“ (how do you call it? aoh, Burgtheatre!), die Stücke seien ja langweilig, aber das Haus hat sieben Millionen Mark gekostet; großartig. „Haben Sie noch ein so teures Theater in Deutschland?“

(Hiervon kam vielleicht jenes stille, seelische Zaudern, das ich ab und zu auf dem Ausflug in die neue

Welt gespürt. Aber so vieles Andre, Lockende war dabei, daß es nur halb zum Bewußtsein drang.)

VII.

Es war Abend auf dem Schiff, als ich eine New-yorkerin, ein älteres Fräulein, kennen lernte, mit wunderbaren Seidentoiletten. Mit reichem, ausgedörrtem, schwerem, schwarzem Haar, als ob unbekannte Sonnen draufgebrannt hätten. Sie war in Australien zur Welt gekommen.

Jetzt mit ihrer Freundin auf der Heimkehr von Paris, von Neapel, von der Provence. „Europe trip“; der Ausflug nach Europa.

Und nur bei diesem zarten, doch lebensstarken und heiteren Geschöpf fand ich eine Spur von Sinn für die alten Stätten Europas . . . Ihr jüngerliches Gesicht mit kleiner Stumpfnase begann aufzuleuchten, als sie von alten Stadtteilen sprach, die sie zu Neapel gesehn. Es sei ihr so neu. Niemals habe sie dergleichen verfallene Herrlichkeit in ihrem Geburtsland Australien oder in Amerika kennen gelernt. Es sei plötzlich wie ein Traum über sie gekommen. Die Erinnerung hieran werde sie niemals, niemals verlassen . . .

Sie guckte heiter vor sich hin; zugleich träumerisch und stark. Anscheinend war es eine Tochter des alten Volkes. Von Juda nach Ozeanien geweht.

VIII.

Und es schien, als ob in ihr, die bloß neue Welten ein Leben lang vor Augen gehabt, plötzlich die Erinnerung an eine alte Welt wie aus altem Adelsglanz verwunderlich aufstieg. Als ob diese Genossin der Wolkenkratzer sich plötzlich erinnerte, bereits vor der Geburt irgendwo spaziert zu sein. Als ob ihr aus ehrwürdigem Gemäuer lieblich ein Kuhreigen entgegenklang . . . zwischen die vierzigstöckigen Fronten, die Unter-Fluß-

bahnen, die hunderttausend schreienden Läden — in diese ganze, frischgestrichene Menschheit hinein.

IX.

„Alte Städte sind bezaubernd“, sprach sie. Sie war heiter gedankenvoll und stark. „Aber Amerika muß man auch kennen!“ fügte sie zu. Der Wind fuhr um ihre weißseidnen Kleider aus Paris.

X.

Die Sonne sank ruhevoll über dem neuen Erdteil unverwickelter Menschen.

Brasilianer

I.

Deutschland wird von seinen Söhnen in Brasilien außerordentlich geschätzt, — nur zurückkehren wollen sie nicht.

Auf einem Schiff, das mich von Lissabon heimtrug, gab es Brasilianer mit Weib und Kind; seit Wochen von Rio de Janeiro unterwegs. Die meisten kamen aus dem Innern.

Jeder hatte sich vom deutschen Staatsverband gelöst; wollte nur Brasilianer sein. Doch rührend war die Liebe, mit der sie an den Sitten der von ihnen aufgegebenen Heimat trotzdem hingen.

Der Schiffsdoktor setzte sich eines Abends an das Piano und spielte Volkslieder. Man mußte sehn, wie alle diese Neu-Brasilier, die jungen und die alten, mit der Seele dabei waren.

Das Schiff schwamm in der Bucht von Biscaya, als die Greise und die Kinder anhuben: — „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum“. Das Stampfen der Maschine verscholl vor der innigen Gewalt

dieser Stimmen, — und einem Deutschen konnte das Herz im Leib wackeln, wie sie noch alle Strophen auswendig konnten, den Wortlaut vom Anfang bis zum Ende, obgleich sie schon drüben geboren waren und besser portugiesisch redeten als deutsch.

II.

Alle waren zu Wohlstand gekommen; der eine brachte seinen Jungen auf eine deutsche Schule; zwei Töchter nahm er überdies mit, daß sie Deutschland sähen, stille, schlichte, blonde Geschöpfchen, die nur in der Aussprache des „R“ Gewöhnung an ein romantisches Idiom verrieten. Ein Zweiter wollte wegen eines Augenleidens einen deutschen Arzt fragen. Ein Dritter besuchte Verwandtschaft in Pommern. Dann rüstete sich eine Familie zum Aufenthalt im Neckarland, — brachte wundervolle Kinder mit, und auch die Kinderfrau war schon drüben geboren.

Für sie alle war die Umgangssprache im Haus deutsch; die Mädels erzählten mir, daß sie nur an öffentlichen Orten, wo rings portugiesisch geredet wurde, aus Höflichkeit dieselbe Sprache brauchten. Alle hatten im Gehab und Getu etwas Deutsches beibehalten. Nur wenn man sie fragte, ob sie wieder zurückwollten, — um keinen Preis! Begriffen gar nicht, wie man ihnen das zumuten konnte. Die Alten vollends setzten scharf, obschon ruhig auseinander, daß nun ihre Wurzeln da unten lägen . . . Während der Aufenthalt in dem von Beamten regierten Deutschen Reich . . . So gern sie die alte Heimat noch hätten . . . —

Keiner wollte zurück.

III.

Aber sie erzählten. Da war der Urahn, der das Geschäft begründet hatte — er lebte noch drüben und war der Einzige, der das Portugiesische nicht verstand

bis zum heutigen Tag. Der Sohn war schon ein Mann im Silberhaar; mit fünfzehn Jahren hinübergegangen — etwa 1860. Sprach beide Sprachen; und das Deutsche noch akzentfrei. Die Kinder hatten den portugiesischen Anklang — aber das Volkslied pflegten sie alle, die Jüngsten wie die Ahnen, mit verwurzelter Innigkeit.

IV.

Und ich dachte in meinem lieben Herzen: schöner wär' es eigentlich umgekehrt, — wenn man die Zustände im Deutschen Reich so lecker gestaltete, daß alle Söhne des Landes stramm und unverrückbar daran festhielten, auch im Ausland. Das Volkslied dürften sie dann meinelieblich vergessen . . .

V.

Immerhin klang das Lied fort: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum . . .“

Sanitätsrats

I.

Genua. Abendtafel. Ein preußischer Sanitätsrat und Frau sitzen neben einer Russin. Die Sanitätsrätin merkt den slavischen Akzent; ist abweisend.

Die Russin entpuppt sich als Hysterikerin ersten Ranges. Fängt an singend zu klagen von ihrem Nervenleiden.

II.

Zwischendurch wittern Sanitätsrats, wie reich sie ist. Jetzt mischt er sich in das Gespräch — versucht liebenswürdig zu sein, indem er sagt: alle Gasthöfe in Genua seien überfüllt.

Die Russin singsingt: „Ich bin eine Freifrau, kann sechs Monate wegbleiben, o Gott, o mein Gott, o mein Gott!“

Er versucht, stärker liebenswürdig zu sein; redet aber mehr für Skatgenossen als für eine hysterische verzogene Person. Sie bleibt freundlich, weil sie sich an die Frau klammert, — eine verlassene Seele.

III.

Schließlich sagt sie: „Ich habe in Rom für acht francs in Pension gelebt.“ Ganz beiläufig.

Die Sanitätsrätin flaut ab. Acht francs. Ich beobachte, wie sie den Mann ansieht. Beide flauen ab.

Sie empfinden vor ihr wie vor einer Hochstaplerin. Nach kurzer Pause erheben sie sich. Sie sagt: Reisen Sie glücklich. Er sagt: Glückliche Reise.

(Beide ab. Die Russin trinkt Apollinaris.)

Das Büblein

I.

Hinter Prag. Wo in naher Nachbarschaft ein herrliches, halb heiteres, halb düsteres Tal mit schwarzgrauen Felsen sich öffnet, — das Ganze von einer lieblichen Schwermut; von einem seltsam schönen Ernst.

II.

Ein Bübchen saß in meinem Abteil, ein reizendes Kerlchen von sechs Jahren, schwarzäugig, lebhaft und verständig; und gut erzogen.

Ich fragte, nachdem sein ernstes und niedliches Auftreten mich längere Zeit ergötzt: „Kannst Du deutsch sprechen?“ Der Junge wollte was antworten, da sprach eine hübsche Dame, seine Mutter, die ihm gegenüber saß, Ende der Zwanzig, mit holder Regentropfennase bei lieblich slavischem Katzentyp: „Du bist ein Tscheche“.

Sie sprach es aber auf tschechisch. Und sogleich erwiderte das Bengelchen, das schon hatte deutsch ant-

worten wollen: „Ich bin ein Tscheche“. Gleichfalls auf tschechisch.

Wir lachten. Ich, weil ich belustigt war. Sie vor Glück.

Ich ließ Dich...

I.

Auf einer Heimfahrt von Venedig; mit meiner Mutter und meiner lieben Schwester Annchen.

Zwei Damen, Preßburgerinnen, saßen im Zug. Sie reisten von Venedig nach Klagenfurt, einen Abstecher bei Verwandten zu machen, — Mutter und Tochter.

Die Tochter sah aus wie ein junges Mädchen. Doch es ergab sich, daß ihr Mann, Beamter, an Gehirn-erweichung gestorben war.

Verklärtes war in ihr. Schmiegenes; Versponnenes; Österreichisches. Das Zarte, Liebe, Mozartische.

II.

Alles Mögliche sprachen sie mit meiner Mutter, meiner Schwester; und ich wußte dabei immer, daß die Junge... vielmehr daß beide bald aussteigen würden. Umsteigen nach Klagenfurt.

Trotz der dämpfenden Anwesenheit meiner Mutter und meiner Schwester gab es... nicht Funken, aber Gespinnste; halb Unausgesprochenes, von der Jungen her. Gar nichts Greifbares — aber es bestand.

Und ich wußte dabei immer, daß sie bald aussteigen würden.

III.

Es war wie ein schöner Blitz; ich fühlte so herzlich ihre lächelnde, nur leicht wehrende Sanftmut.

Schmiegenes und Versponnenes; Österreichisches.

Abend. Jetzt kam das Aussteigen. Ich weiß ihren

Namen bis heute nicht. O kurze Begegnung. Und zu erzählen ist gar nichts dabei. Verwandte warteten schon in Klagenfurt. Ein Kreuzen; ein Aufblicken; etwas Ungesagtes. Ein Abschied ohne Abschied.

IV.

Meine Schwester fragte nachher, eine Stunde war vergangen und wir saßen allein: „Was murmelst du immerzu aus dem Fenster?“

„Ich ließ dich nur mit Klagen furt!“

Am Fenster flog das Land vorbei.

„... Ich ... ließ ... dich ... nur ... mit ... Klagen ... furt! ...“

V.

Meine Schwester lachte. Der Zug fuhr durch die Steiermark. Es wurde dunkel. Meine Mutter schlief.

Zuletzt ein Gruß an den Fahrtgenossen Wein

Ich trank Markobrunner in Deutschland; Rioja in Spanien; *κρασσι πετινaron* in Attika (der wie feingewordene Möbelpolitur schmeckt); ungeharzten am Busen von Korinth (mit einem Geschmack von zartester Fäule); herrlichen Kanaanwein in Palästina (tief und voll); ich trank Tajowein in Portugal; Frascati beim Ämiliano Capillone zu Frascati; ich trank Wein der Karawanen in Smyrna; ich trank in Ungarn herben Ruster; ich trank in Algier und in Tunis Afrikawein; ich trank auf südrussischen Schiffen Krimer (schmeckt zwischendurch nach Hammel); — — — und ich liebe vor allem und über die Maßen: den weißen Wein Graves supérieur, der in Südfrankreich wächst.

Caput XI

GRUSS AN TOTE

Platens Grab

I.

Wie kam das alles? Ich weiß nicht. Ich wußte des Morgens nicht (nachdem ich mich einmal in der Nähe von Neapel befand), wohin ich des Nachts abreisen würde. Alles vollzog sich fast im Halbwachen.

Wie man von fern Geläut hört.

Am nächsten Morgen stieg ich in Sizilien ans Land.

II.

Planlos, plötzlich — ist das Schönste auf der Welt. Man muß nie wissen, wo man schlafen wird.

III.

Ich verließ ebenso plötzlich dies Eiland eines Abends. (Nach Beobachtungen, die ich an mir gemacht, ist die nordafrikanische Küste die stärkste Menschenfängerin. So oft einer halbwegs in ihren Bezirk verschlagen wird, gibt es keine Rettung.)

Bloß einen sizilischen Augenblick, einen, greif' ich heraus . .

Wo war das?

IV.

— — — — —
Es war in einem verwilderten Garten. Treppen, halb verfallene, von Gartenerde überschüttet, führten

zu Gängen, in überwachsene Wirrnisse. Verlassenheit. Alles verzweigte sich, wie es wollte, — und schlief in Duft.

Draußen Glut auf einer weißen, elenden Straße. Vor der rissig erbärmlichen, graugelb verfallenden Mauer des Gartens. Die Stadt weitab. (Schattige, senkrecht hinabstützende Steinbrüche, schachtartig, von wilden, trocknen Südpflanzen überwuchert. Theater von Hel- las. Blinde Katakomben heimgegangener Kapuziner...)

In dieser Umgebung streckte sich der Garten hin: voll Gerank, Wirrniss, Überwachsenheit; der Garten hinter der rissigen, graugelb zerfallenden Mauer; der Garten, der in Duft schlief.

V.

Schmale Strauchgänge . . . hindurch; unter der Be- rührung und holdem Widerstand manches Zweiges, der wuchs, wie er wollte, — da sah ich den Stein. Es stand darauf in gegrabenen Lettern, aus denen das Gold ent- schwunden, daß hier bestattet liege: Platen; ein Deutscher; ein Dichter. (Es war wortreicher ausge- drückt . . . ich las nur Das.)

Der Stein, gesetzt von dem Fürsten, dem vor siebzig Jahren Haus und Garten gehört; principe Landolini; dessen Gast der dort Verstorbene gewesen.

VI.

Unter dem Stein an der Mauer haben Freunde des Toten, Landsleute, nachmals den Leichnam vorgeholt, ihn gegenüber in freiem Raum bestattet; eine Bildsäule dran aufgestellt.

In der Gartenwirrniss steht der bayrische Graf; um- wuchert, umwippt, umwiegt, umwildert.

Sein Haupt ragt über Apfelsinenbäume; über die schmalen Blätter der süßen Mispeln; über die verrückt hellgrauen Arme des Feigenbaums. In der Höhe seines Rockschoßes wächst (wie verrückt) auf auseinander-

gerenkten Umrissen der geilen Kaktuspflanze rot ihre durststillende Berberfrucht.

VII.

.....
 Und wie ich ihn so stehn sah und verwittern, fielen mir ein paar Verse, nicht vollständig, ein, — ich konnte sie nicht ganz zusammenbringen (obschon ich sie für seine schönsten halte). In ihrem entgleitenden Fall, wundersam. So, nach der Erinnerung: Der Fluß, der gestern mir so lieblich rauschte, wo ist er nun? Der Vogel, dessen Lied ich lauschte, wo ist er nun? Dann kommt etwas von einer Rose, die die Freundin am Busen trug, und deren Duft . . . berauschte, — wo ist er nun? (Im Norden könnt' ich dieser kühlen Strophen schlanken Wortlaut schon zusammenkriegen; im Lande der Karthager wirkt noch der Dörrbrand etwelcher Siculerstädte nach.)

Aber die letzte Herrlichkeit jener Platenmusik, die aus der Luft und aus mir und aus der Bildsäule sang und sich mit allen Bäumen küßte, — die letzte Herrlichkeit redet am Schluß: „Und jener Mensch, der ich gewesen; und den ich längst . . . mit einem andren Ich vertauschte, — wo ist er nun?“

Mögen die Worte stimmen, mögen sie nicht, . . . was übrig bleibt, ist die sehr besinnenswerte Frage:

„Wo ist er nun?“

VIII.

Und ich gedachte seines frühen Todes. Jenes mörderischen Kampfes, den er, gegen das Ende hin, mit einem Zeitgenossen geführt. Mit einem harfenden Sänger, — den er ohne Not beleidigt; und der ihn furchtbar schlug.

Platen hatte den Zwist begonnen: ohne feinere menschliche Regung . . . Der Harfende, der Mächtigere, lieh ihm für die Nachwelt eine gescheckte Unsterblichkeit.

Es muß ein siechendes Herz gewesen sein, das hier vor der Stadt Syrakus zu schlagen aufgehört. Ein Herz, vielleicht nur für eine Unbedachtsamkeit schrecklich getroffen — das kein befreites Atemholen, wie es die frohe Wiedervergeltung schafft, mehr erfuhr.

... Er nahm den Streich ins Grab. Vielleicht ist die Mauer, woran er die ersten dreißig Jahre schlief, so rissig, so mürbe geworden, weil er sich oft gereckt, der Tote; die Fäuste geballt hat.

IX.

Denn keine Ranken, keine Südbäume, kein blauer Himmel, keine Gartenstille geben Vergessenheit für einen Schlag, den man empfangen; und mit in den Sarg nimmt.

Keine Wipfel, keine Winde wiegen einen Gescheckten ganz in Schlaf.

X.

Das Überspinnene liegt im Schweigen, die graugelb verfallende Mauer krümmt sich. Lump, warum fandest du nicht die Kraft, einen Schlag zu vergelten? Noch einmal atmend zu lachen?! Lump, du schliefest wohliger ...

XI.

Immerhin: siebzig Jahre sind eine lange Frist.

Je mehr der Stein seine Poren öffnet; den Lüften, dem Regen, dem Erdreich gibt, was die von ihm fordern und nehmen: je unwirklicher wird alles, ... was einmal Wirklichkeit war.

Auch vom Zorn und vom Schmerz und vom Haß gilt eines Tages das Wort (zwar sicher bin ich nicht) — das Wort: „Wo ist er nun?“ ... Etwas Klingklang ist übrigens drin. Rauschte ... lauschte ... tauschte ...

Ich sage: „Der Sturm des Grolls, der eure Segel bauschte, wo ist er nun?“

Ich füge den Vers in das Ghasel ein, das Dein schönstes ist; das aus der Säule klang, aus Duft und Leuchten drang, mit blauen Zweigen sich verschlang.

Was bleibt, was allen sichtbar emporzieht, ist nach den Irrtümern wilder Lebensstunden die kühle, die heiße, die losgelöste, die ewig schimmernde Kunst. Auch Deine.

XII.

Obschon der Garten durchaus nicht einen bedeutenden Umfang hat, schien seine Wirrnis gar kein Ende zu nehmen.

Unterwegs Jasminblüten; die aber von den unsren verschieden sind; Hände voll weißer und dunkelroter Rosen und zitternder, in gewaltigem Duft sterbender Rosa-Rosen; die alte Frau raffte die leuchtend-betäubenden Blumen der Apfelsinenzweige, die über den Weg hingen, die gelblichen, einschläfernd fernen Akanthusblüten, sie griff zwischendurch in irgendeinen Mandelbaum, sie nahm, wie's ihr einfiel, blutige Geranien mit brennender Funkelhaut... Rosen, Rosen, Rosen.

XIII.

Ich sitze nun bei der weißen Stadt; im Lande der Karthager; am Südmeer; bei der Menschenfängerin. Und atme.

Bei Jean Paul

I.

Ein schöner seltsamer Abend; ein Übernachten; dann ein frischer Leuchtmorgen — alles in der Stadt, wo Jean Paul vor anderthalb Jahrhunderten zur Welt kam.

Dies kleine Städtchen des Fichtelgebirges, ich sah es zum ersten Mal . . . und war doch unendlich oft, wenn ich die krausen, wunderhold-wirren, edlen, rankigen, selig-begeisterungsvollen Gebilde meines vielgeliebten Freundes und Vetters genoß . . . und war tausendmal innerlich nach jenem Ort geflogen. Absonderlicher Name: Wunsiedel. Wer den Mann einmal in sein Herz geschlossen, ihn, dessen Bettchen dort unter dürftigem Dache stand, bei lächelnden, gütevollen, warmen, graden Menschen: dem ist das Wort Wunsiedel eine Musik.

II.

Bestimmte Vorstellungen hatte man hiervon. Seit langer Zeit! Man dachte sich den Ort in einem stillen Tal, am liebsten mondbeglänzt, mit all dem edlen deutschen Zauber bis ins Innerste, wie von tröstendem Sternenschein überdacht.

Kaum einer liest heute noch Jean Paul. Wer es tut, schüttelt oft genug den Kopf und kommt freiwillig über vier, fünf Seiten nicht weg — aber was macht es einem, der ihn liebt, ihn mit allen seinen Zauberwäldern, mit seinem wundersam großen Herzen, seinem Lachen, seiner zukunftssträchtigen Menschenliebe?

III.

Als ich vor seiner Geburtsstatt (das Haus selber sank schon dahin) am Abend in beginnender Dunkelheit stand, an einer derb-schlichten Bildsäule, die zwei Jahrzehnte nach seinem Tod Schwanthaler schuf, — da sah ich zu dem umdämmerten Antlitz des Langvertrauten empor, und etwas wie ein schimmrig-schweremütiges Glück rann und quoll aus dem Sitz der Seele selber; — ich vernahm wie jemand, nämlich ich, auf dem stillen Platz neben der Kirche die Worte sprach oder sprechen mußte, zur eignen Überraschung:

„Edler Mann!“

IV.

Vorher, als ich nach dem Städtle fuhr, hatten lichte Höhen Abendgrüße gesandt ins Sonnenrot — sie kamen von ihm.

Als man in das Herz des kleinen Ortes nach kurzer Wanderung gedrungen war, lagen die milden Schleier gesenkt, etwas aber im Halbdunkel schimmerte, schimmerte, schimmerte, — es kam von ihm.

V.

.....
Wunsiedel ist heute, nach manchem Brand, bloß an wenigen Stellen eine Stadt des achtzehnten Jahrhunderts — meist vor fünfzig, sechzig Jahren aufgebaut . . . Einzelne Häuslein mit väterischen, nein mütterischen Giebeln, wie er sie damals gesehn, gibt es noch; zu schweigen von der alten Stadtkirche, die alles überdauert hat . . .

Dies Fichtelgebirge mahnt mit seinen mittleren Höhen an die Vorberge der schlesischen Eule. Es ist heut wie damals. Dort aber, wo Jean Paul den ersten Schrei, den ersten Schritt getan, hat sich indes allershand Großgewerb niedergelassen. In diesem Nest, mit Webereien im Umkreis, liest man heut halbslawische Namen wie „Wodianka“, oder die Firmenaufschrift „Hönicka“. Die Sprache wirkt im Klang noch nicht sächsisch, glücklicherweise; sondern bayrisch; aber es kommen schon recht viele Dialektstufungen durcheinander — der Ort liegt im sogenannten Sechsamterbezirk.

(Es gibt einen heimischen Schnaps hier, der „Sechsamterschnaps“ heißt, aber nicht so gut schmeckt wie der Stonsdorfer, der verwandte Beeren und Kräuter fraß.)

An Jean Paul erinnert außer dem Gedenkstein nichts mehr. Doch; es gibt ein Wirtshaus, das zwei Titel führt: „Zum Bratwurstglöckerl“ und auch: „Zum Jean Paul“.

Außer dem Titel nichts von ihm. Wer hineingeht,

sieht an der Wand Bilder Wilhelms des Zweiten und Hindenburgs. Alles ausgestorben . . .

VI.

Die Leute, so draußen ihres Weges gehn, sind nicht Prachtgestalten, wie man sie zuvor im tiefsten Bayern traf; wie Jean Paul selbst eine gewesen ist . . . Sondern mager-dürftige Fabrikscharwerker.

Die große Welt mit Stahlriemen und Stahlrädern ist in seine Stille gedrungen. Alles das gewahrt man scharf am hellen Vormittag.

.....
Wenn aber das Dunkel wieder sinkt, sitzt Jean Paul gleitend in der stillen Bergluft. Er schwebt über die Nachbarwelt. Über die Hügel. Im Schimmern. Edler Mann.

Bei Flaubert

I.

An irgend einer Brandung holt man Atem und denkt an den menschlichen, einst friedevollen Platz in der Normandie, wo man zuvor gesessen: Binnenland.

Obdach und Versteck eines Großen, gebürtig aus Rouen; verstorben zu Croisset, unweit hiervon . . . — und hat Lebensbücher geschrieben; und furchtlos geleuchtet.

Dort war es. Der Mann wohnte still in Croisset, auf dem Land; den Seinen gehörte die schattig baumreiche Besitzung am Fluß; am Seinefluß. Ein Haus stand im grünen Garten, der sich lang und blättervoll und ruhe-reich hinzog. Ein Fels war in diesem vernünftigen, gemäßigten Paradies der Wipfel. Grünes Felsgewände gab die Rückmauer des Parks . . .

Hatte Flaubert den Felsgrat auf Steinschwellen er-

stiegen, so dehnte sich oben der zweite Teil seiner grünen Besitzung.

II.

Er sah in der Ferne die graugrünen Felsen am Hafen von Rouen mit dem Mastengewirr; er sah in der Ferne das steinerne Filigranwerk sonnig und feucht umdunsteter Normannenkathedralen (die im Mittagsschein verschwebten, am Abend stolz ergrauten . . .).

Er sah neben sich, oben, Waldabhänge mit halb verborgenen Schlössern im Grünen, er sah im Tal den Fluß, den Seinefluß; mit mildgrünem Glanz — und triefendem Laubwerk.

III.

Es muß holder gewesen sein damals. Man erkennt es noch heut, wenn man die Reste findet. Ein altes Weiblein sagte mir: „Monsieur, à ce temps là, c'était le calme, c'était comme une île!“ Damals war es still wie eine Insel.

Hier saß er in seinen Zimmern, rauchte schmale Pfeifen, schrieb auf bläuliches Papier klagende, tobende, lachende, stöhnende, schöpferhafte Briefe (die ein deutscher Musiker hätte geschrieben haben können).

Hier schrieb er seine Bände, sieben Jahre lang an einem. Er schrieb sie nicht, er „schiebt sie zusammen“ — je pioche, je pioche, je pioche! ächzt er.

Und als das Werk, die erfolgarme Tat eines Einzigen, in Flüchen, mit Qual und Not unter Dach ist: da stößt er alle Viere von sich, „müde bis ins Mark“ . . . und verreckt.

Es ist anders nicht zu bezeichnen.

IV.

Müde bis ins Mark. Der Schritt eines Menschen ist verschollen. Ein Auge dahin. Ein Arm versunken. Aber die Tat lebt . . . überholbar, doch unauslöschbar.

V.

— — — — —
Wodurch wird großer Männer Andenken versehrt? Durch Frauen. (Es kann freilich auch durch Frauen verehrt werden; das edel-stärkste Beispiel dafür ist Hans von Bülows Witwe. Die Cosima wäre zu nennen — nur trägt sie Mitschuld am Entstehen des Parsifal... Mozarts Andenken ist von der Konstanze geschändet, da sie mit Nissen, einem Kaffern, Hochzeit hielt. Bonapartes Andenken schund Marie Louise, die sich nach ihm dem Dutzendösterreicher lieb. Hätte Christiane Vulpius den Goethe überlebt — — Kinder, Kinder!)

VI.

Flaubert war unbeweibt. Doch er besaß eine Nichte. Er hatte sie fast mehr lieb, als ein Onkel seine Nichte haben kann. Er hinterließ ihr alles.

Sie hat's ihm schlecht gedankt. Ihr Mann war ein Commanville. Mit Schulden. Der Leib des großen Dichters war noch von den Würmern nicht aufgenagt, da verfeilschte sie seinen Besitz ... und sein Gedächtnis.

Anstandshalber ließ man ein Gartenrestchen stehn — aber das Große von Flauberts geliebter, grüner Erdenstatt wurde zerhöckert. Mit einer Brennerei besetzt ...

Wo er ging, wo er sann, ruht ein Kasernenbau heut; mehr ein Ziegelschuppen (mit Blech beschlagen), worin feste gebrannt wird ...

VII.

Den oberen Teil des Felsens hat sie gleichfalls gegen bar dem täglichen Gebrauch überwiesen.

Freunde haben einiges vom Garten gerettet. Ein Winkelchen; hinten mit der Felswand: wozu der Aufstieg versperrt ist. Vorn haben sie den kleinen Pavillon gerettet, von dem Flaubert über die Landstraße weg auf den Fluß geblickt.

Am andren Ende, wo das Haus stand, ist eine Wärterwohnung errichtet. Flaubert schreibt: „Irgendwo hab' ich ein weißes Haus . . .“ Er schreibt es mit merkwürdigem Tonfall, als ob er sagt: etwas Holdes, Verborgenes, Friedsames; etwas, wo Ranken um das Altan-Gitterwerk streben . . .

Freunde wollten diese Erinnerung wahren. Doch eine Schiffsbau- und Reparaturanstalt am Ufer drüben erschwert es, mit Gehämmer. Und nebenan wird feste gebrannt.

VIII.

.....
Ich ging zu dem ehemaligen Koch des Dichters. Er hat zehn und ein halbes Jahr für Flaubert gekocht. In Croisset wohnt er und ließ an seinem Haus mit schwarzen Buchstaben anschreiben, daß er der frühere Koch Gustave Flauberts ist.

Schon ein betagterer Mann, dunkeläugig, mit grauschwarzem Vollbart. Sieht aus wie Treitschke, nur gesünder. Wir plauderten lange. Zu mehreren Malen. Ich fragte zwischendurch gelegentlich, ob er auch Maupassant, den jungen Liebling Flauberts, in Croisset gekannt. „Mais si je l'ai connu!“ Herr von Maupassant kam ja alle Nasen lang. Herr Flaubert hat ihn immer wie einen Sohn betrachtet. Die alte Madame de Maupassant, die Mutter von Herrn Guy, war es (wie zum Dank dafür), die Herrn Flaubert den letzten Dienst erwiesen hat . . .

Das war eine Frau! Was Seltenes! Edel und fein im tiefsten Kern! die alte Frau von Maupassant . . .

IX.

Von der Nichte, die längst aus der Gegend weg ist, nachdem sie ihren Commanville begraben, spricht Herr Colange, ohne scharfe Worte zu brauchen, in eisigem Ton.

Wackrer Koch! . . . Sonst nehmen solche Leute

hinterher den Mund voll und schwindeln allerhand hinzu. Der Koch Colange erzählt arglos, wie es dort zugegangen ist. Wie dick sein Herr gewesen; eine Zeitlang wog er über zweihundert Pfund . . . Wenn Herr Flaubert zuletzt Geld verlor (seine Rente betrug wohl gegen fünfzehntausend Francs an Ererbtem, aber nur schätzungsweise), — so war der Grund seine Großmut, *c'était son grand coeur*.

Heftig war er bloß, wenn man ihm etwas durchkreuzte. Die alte Mutter, Madame Flaubert, sagte manchmal, wenn Flaubert „außer sich“ schien (*quand il était emporté*): „Lassen Sie ihn. Nichts erwidern. Den Willen tun.“ Abgesehn davon war er ganz huldvoll . . . Nach Paris hat ihn Colange jährlich begleitet, wenn dort Wirtschaft geführt wurde, — der Herr ließ ihn da fahren, wo er selber fuhr. „Ich brauchte nicht in die dritte Klasse zu steigen.“ Der Koch erzählt mir von Äußerlichkeiten — von Ausflügen des Jungesellen nach Rouen, gewöhnlich zu Wagen hin, zu Wasser zurück . . . und dergleichen.

Er lächelte, wie wir vom Denkmal sprachen, das ihm (vor einer Kirche) zu Rouen gesetzt ist. Von dem Bildhauer Bernstamm. Keine Spur, aber auch gar keine Spur von Ähnlichkeit! Irreführend! Nie hat er in irgendeinem Zug so ausgesehn! Man hält ihn dort für einen wilden Sänger, der das Kinn in die Luft streckt. Niemals!!

Herr Flaubert blickte manchmal etwas starr gradeaus vor sich hin. Also ganz entgegengesetzt! Auch in der Haltung. Aber sowas bleibt, und die Leute werden wirklich denken, Herr Flaubert habe so ausgesehn.

Der Koch lächelte mit einem, wie mir schien, ersten, menschlichen Begreifen.

X.

Einmal sprachen wir von der Arbeitsweise des Verstorbenen. Er wußte davon allein, daß Herr Flaubert

damals, wie er das Buch . . . na, „Education sentimentale“ hieß es, schrieb, daß er damals halb gestört herumliefe — surexcité (et surmené); Aufregungszustände.

Sonst ist ihm nicht viel aufgefallen . . . Ja, einmal, als das Buch „Bouvard et Pécuchet“ geschrieben wurde, traf er Herrn Flaubert nachts, wie er an der Mauer entlang schob . . . und etwas mit den Augen suchte, was er wohl schriftlich abzeichnen wollte (wie ein Maler nach dem Modell malt), und schließlich sagte der Herr: „Ça y est!“ . . .

Aber sonst ist ihm nichts aufgefallen.

XI.

—————
Zwischendurch sprach er: „Herr Flaubert war sozusagen sehr sentimental.“

Er wollte damit keineswegs die Achtung verletzen; bloß andeuten, daß er in hohem Grad seinen Stimmungen lebte . . . Dann sprach er von der alten Frau Flaubert (die zuletzt in eine Art Kindschaft fiel). War bis in verhältnismäßig hohes Alter, nach seiner Laienbeobachtung, sehr mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigt — und sprach nach ihrer Gewohnheit viel und lange mit dem Sohn über Kunst.

Der nicht mehr junge Sohn und die alte Frau saßen zusammen — und hatten lange, lange Erörterungen, über Kunst; über Kunst!

Der Koch wußte sonst nicht mehr viel . . .

XII.

—————
Ich ging die Dorfstraße hin, wieder zu dem kleinen Pavillon, den man gerettet hat.

„Irgendwo hab' ich ein weißes Haus . . .“

Zum Altan blöken die Axthiebe der Reparatur-Anstalt. Das Häusel ist zu einer Art Schaufenster für allerhand Eitelkeiten gemacht: es werden dort Briefe von dem Kitsch-Autor Hector Malot, von dem Theater-

direktor Claretie unter Glas bewahrt, worin sie die Güte hatten, sich (wohlwollend) über Flauberts Nachlaß zu äußern.

„Oh femme! femme!“ ächzt Figaro.

XIII.

Daneben drei, vier Sachen, die schandenhalber an den Herrn der Stätte beiläufig erinnern. Ein paar Briefe . . . Noch steht sein Tintenfaß da, sein crapaud, die metallene Kröte, der Flaubert den Federhalter in den Rachen stieß . . . Sein Lederlehnstuhl mit Wendelsäulen aus normannischem Holz . . . Eine schmalkleine Pfeife, zierlich, mit dem Holzköpfchen und grauem Röhrchen, dünn wie ein Gänsekiel . . . Aber das meiste, wie gesagt, erinnert an den Schundschriftsteller Hector Malot.

Und seinesgleichen.

XIV.

.....
Ich dachte fortwährend an die holde Madame Arnoux, die verschollen ist in der „Education sentimentale“ — bevor ihr Meister verschollen ist.

Ich verließ den schäbigen Gartenrest, der an das Wandeln des Schriftstellers G. Flaubert mahnt, . . . geboren zu Rouen, gestorben zu Croisset, unweit hiervon.

Ich ging am Fluß entlang. Schön und reich trotz allem blieb die Natur. Mild und feucht und bergig ist es. Der nordische Himmel, der Nordmannenhimmel, hat sozusagen etwas Veredeltes hier. Ich sah auf das Wasser. Auf die Wipfel. Ich gedachte des Toten. In den Lüften lag ein wacher, mahnender, unvergeßbarer Glanz.

Bei Heinrich Heine

I.

Ich hatte zu Lübeck das Nachtmahl im Schabbelhaus genommen.

Ein altes hübsches Bürgergebäude; aus einer Stiftung des Bäckers Schabbel; darin viele Zimmer mit prachtvollem Hausgerät verschollener Zeit, als ob die Bewohner noch darin hausten, sich bloß versteckt hielten.

In der großen, lichten, steinernen Diele sind ein paar Tische zum Essen (und Weintrinken) aufgestellt; der Beaujolais aus Burgund, den sie dort haben, ist ohne Fehl. Er gab einem noch gute Laune bei der Ankunft in Lüneburg.

II.

Was ich am nächsten Vormittag von Lüneburg sah, erinnerte von ungefähr an Braunschweig; denn auch Lüneburg hat viele so kleine Giebelhäuser wie die andre Welfenstadt. Doch Lüneburg ist schöner.

Weil alles im Grünen liegt; weil mehr Baumschlag über diese Winkelchen und Gäßlein dahinragt; weil man die Heidenachbarschaft spürt . . . In Lüneburg steht das alte Haus „Auf dem Meer“ — seltsame Bezeichnung für ein schlichtes Gebäu aus violetten Lackziegeln. (Sonst kann ich durchaus eine Ziegelfront nicht leiden . . . und grolle stets, wenn der Staat rot-ziegliche Schrecknisse mitten in die schönste alte Stadt hinfläzt, was er mit Hartnäckigkeit sehr oft getan hat. Dieser veilchenfarbene Schimmer jedoch, wie das Haus „Auf dem Meer“ ihn zeigt, versöhnt beinah mit Rohziegeln . . . Ich kann mit Sicherheit nicht einmal sagen, ob man wirklich glauben darf, daß dieses Haus alt ist; könnte 1912 gebaut sein. Unscheinbar und einschmeichelnd — sonst nichts. Erträglichster Ziegelbau. Man friert nicht, wenn man ihn ansieht.)

III.

Ein für solche Städte räumiger Platz liegt vor dem altertümlich reichen Rathaus. Es war schon so, als Heinrich Heines Familie von Düsseldorf dorthin zog.

Die Heines wohnten stolz an diesem Platz neben dem

Rathaus in der allervornehmsten Gegend Lüneburgs. Zum Malen hübsch ist ihr Haus; auch ohne daß ein Dichter dort gewelt hätte.

Mit steinernem, hold verziertem Giebel; die Vorderseite mit blauem Schlinggesträuch dick bewachsen.

IV.

Ich fragte, nach dem Läuten, ob man die einstige Wohnung der Familie betreten darf. Die Besitzerin, eine achtzigjährige Dame, hat es gern erlaubt. Die tote Schwiegermutter der Achtzigerin hat noch mit dem Dichter gesprochen.

Seit alten Zeiten war das Haus im Besitz eines patrizischen Geschlechts; die Heines mußten wohl bei ihrer Kinderzahl eine stattliche Wohnung haben — und wollten auch auftreten. In der Eingangsdiele hängt noch eine Klingel aus der damaligen Zeit, darauf in altertümlicher Schreibform steht: „Domestickenglocke“.

Sie brauchten ein wohlhåbig weites Bürgerhaus, die nahen Verwandten des damals berühmtesten hamburgischen Kaufherrn.

V.

Man zeigte mir insonders zwei Räume: des Dichters zeitweiliges Arbeitszimmer; und das andre, worin er geschlafen. Mittelgroß friedliche Stuben, wo altertümlicher Hausrat noch steht, aber nicht mehr von den Heines.

Im Arbeitszimmer der hübsche dunkelgekachelte Ofen mit einer Urne drauf, — den er oft sinnend angeguckt haben wird, wenn er in dem grünen Stådtchen auf Besuch war . . . und dichtete.

Gemütlich muß es in der Wohnung an dem stolzen Platz gewesen sein; die blåulichen Blumen, Glycinien, die außen unter den Fenstern tief herabhängen, es halb umhüllend, haben wohl schon damals geduftet — zu ihnen gehört ja der holzige dicke betagte Stamm, der seine Åste bis ans zweite Stockwerk emporschickt.

VI.

... Lüneburg ist schöner als Braunschweig. Weil alles im Grünen liegt; weil mehr Baumschlag über diese Winkelchen und Gäßlein dahinragt; und weil man die Heidenachbarschaft spürt.

Ibsens Grab

Sterbehaus

I.

Zwei Tage lang, zwei Nächte lang fuhr ich über weite kimmerische Gewässer. Als es höher nach Norden ging, schwieg der Regen; und die weißgraue Flut wurde grüner. Die Fläche verengt sich. Waldgebirg und Inseln ... Eine Art Stille bricht an. Und in einer der hellen Nächte, bei ganz fahlem Himmel, daß man um elf Uhr lesen kann, hält das Schiff vor dieser Stadt, in welcher der Leichnam Henrik Ibsens liegt.

Am nächsten Tage sieht man, von einem Gipfel, auf die Häuser, die Buchten, das Waldgebirg drüben, auf alles, was in der Tiefe blau und dunkelgrün und rötlich ... man kann nicht sagen: winkt. Eher: starrt. Es ist (bei aller Schönheit) rasch aufs neue düster und schwerfeucht, drohend, unwirtlich, absonderlich. Es ist eine Stadt, in der durch bergige Straßen Seeluft weht; wo in die Straßen Berge ragen; wo durch die Straßen Fjorde, Landzungen sichtbar werden.

Überall, sobald man höher steigt, bricht der Fels durch.

Von oben, wenn man die Inseln, wie Kulissen, eine hinter der andren sieht, kommt die Erinnerung an Hellas. Auch die Kykladen liegen so, wenn einer vom Tempel der Göttin Athene hinabsieht.

Aber es ist hier anders ...

Es ist eine Akropolis im Gespensterland.

II.

Seltsam und etwas nie zu Vergessendes bleibt es: einen Menschen, dessen Züge von legendarischer Bekanntheit man so oft im Bilde gesehn, an dessen Leben man tausendmal gedacht hat, plötzlich allein in einem Zimmer der Wohnung als Toten vor sich zu haben.

Das war der Mann, der diese Schauer alle geweckt, seit den Tagen der Mannbarkeit.

Ich hatte Henrik Ibsen im Leben nicht gekannt. Jetzt saß ich so lange mit ihm zusammen, wie ich wollte.

Die Fenster standen offen in diesem großen Zimmer des zweiten Stocks, alles Mittagslicht fiel auf ihn, seit sechs Tagen war er tot.

Sah aus wie im Leben, nach den Bildern, nur etwas wächserner. Am Kinn war ganz wenig von einem violett-purpurnen Streifen sichtbar. Auch schien die linke Seite des Antlitzes ermüdet; erloschener; dort, wo das stärkste Licht auf sein zgedrücktes Auge fiel.

... Aber der Grundeindruck war der einer kaum zu beschreibenden Schönheit. Er hatte nichts Weiches. Doch er lag auch ohne Strenge da. Mit Haltung. Er trägt im Tode seinen schwarzen Rock, der ihm etwas weit geworden. Der Mann ist körperlich nicht groß, der Bauch ein wenig stark. Etwas geht von ihm aus, daß man auf die Knie sinken möchte. Es ist nicht „Friede“, das Wort klänge lyrisch. Es ist nur: eine Schweigen weckende Ruhe. Was in der Haltung und in den Zügen liegt, ist: Aufhören. „Vollendung“ wäre zu theologisch. Es ist allein: Aufhören, nach beendeter Arbeit. Versteinender Schlaf. Auch der Zuschauer hat nicht weich zu werden; aber der Anblick einer so strengen Schönheit packt an sein Herz, erschütternd und festigend.

III.

Zur Linken Ibsens seh' ich in das Musikzimmer, das schweigend-hell daliegt. Niemand ist drin. Mit

den Füßen ruht er nach dem Arbeitszimmer, durch das ich gekommen bin. Ich gehe dorthin zurück. Frau Ibsen ist im hinteren Teil der Wohnung. Hier, im Arbeitszimmer, hängen Bilder. Darunter, seltsam, ein großes Ölgemälde mit den Zügen Strindbergs — der den Toten gehaßt und gehöhnt hat. Ein Bild, das Ibsen von Krogh vor Jahren kaufte; als ob des Schweden Feindschaft ihn wenig angehe.

Der Schreibtisch ist dicht ans Fenster gerückt. Von dort sah er jenseits auf schräg emporsteigendes Gras mit vielen gelben Blumen darin. Diese zwei Farben stehn jetzt in der hellen Seeluft. Hier hat er gesessen. Es ist ein ältlich brauner Sekretärtisch. Der Lack abgenutzt an der Stelle, wo er durch viele Jahre zu vermerken, zu feilen gewohnt war.

Rings Bilder. Es sind Landschaften und Menschen. Ein Brustbild von Sigurd Ibsen, als er ein Knabe war ...

In diesem Zimmer saß ein jüngerer Mann: der Totenwärter. Alle seine Bewegungen waren leise. Er hatte vorhin, während ich durchging, flüsternd gesagt: „Wollen Sie den Doktor sehen?“ ...

Ich ging noch einmal in das Zimmer, wo er lag. Er ruhte nicht im Sarg, sondern auf einer Trage, von Windluft umhaucht. Die Trage war schwarz, etwas Weißseidenes drüber gebreitet; fast karg. Nichts Überladenes. Am Hinterkopf lagen ein paar einzelne, längliche Lorbeerblätter.

Und ich sah noch einmal die kleinen, an die Seele fassenden Hände dieses Schweigenden.

IV.

Später, im Hinausgehn, fällt der Blick auf ein Bildnis, das jemand, ich glaube namens Kronburg, in München gemalt hat. Lebensgroß. Ibsens Haar und Bart sind noch braun. In voller Haltung. Mit einem breiten, roten Ordensband unter dem Kragen. Würdensteif

wie ein Kammerherr. Das Bild scheint nachgedunkelt, wie aus einer längst vergangenen Zeit.

(In dem steinernen Haus wohnen mehrere Parteien. Ein steinern unwirtlicher Treppenflur mit gußeisernen Beiräten wie vielleicht im Durchschnittshaus einer Provinzstadt; doch oben die Räume sind wohnlich, gesittungsvoll . . . und mit einem Anstrich von Freiheit. Seltsam, wenn man die ersten Steinstufen durch das Tor hinaufgegangen ist, meldet eine Bewohnertafel neben den Namen der Andren als Insassen des zweiten Stockes Dr. Henrik Ibsen. Das Haus in seinem Außengefüge wirkt, an der Ecke der freigelegenen, aufsteigenden Honoratiorenstraße, wie etwas Gesichertes und Ernstes.

Und ich hatte es so schon gestern nacht gesehn, als ich unter dem fahlen, hellen Himmel davorstand.)

V.

— — — — —
Auf einem Spaziergang nach Holmenkollen trat ich bei Sigurd Ibsen ein, der im Bergwald oben, im Landhausviertel wohnt. Mitten zwischen Waldbäumen liegt seine verborgen braune Heimstätte, nicht sichtbar vom Weg. Er schaut aber durch den Wald auf die Buchten in der Tiefe, die Inseln; grün- und violette Farben; er sieht den Dunst der Flächen und atmet Seeluft hier im Bergwald. Ein kleines Blockhaus hat er weiter unten am abseitigen Weg.

Er sagte mir, Ibsen habe niemals während seiner Krankheit gelitten. Erst in der letzten Zeit sei er ohne Bewußtsein gewesen. Es habe — das betonte dieser beherrschungsvolle, leise, weltgewandte Mann — es habe die Familie mit der Bestattung nicht das Mindeste zu schaffen, das sei nur Sache des Kultusministeriums. Später verstand ich, weshalb er das vorhob.

Ein leiser, sicherer Mensch. Er hat im Antlitz nicht den Torpedowerferzug, der bei seinem Vater, auch

wenn er den Zylinder auf dem Kopfe trug, herausfunkelt. Seine Laufbahn ist von andrer Art. Deutsch spricht er, dieser anmutende Mann, wie ein Deutscher.

Er erinnert sich an den Professor Hoffory, der in einer deutschen Irrenanstalt vor acht Jahren starb. Alles, was er sagt, ist wie mit einer umhüllten Stimme gesprochen. Zwischen den lichtgrün wallenden Vorhängen der hohen Räume, denn das Innere seines Waldhauses ähnelt einem Schloß, wirkt des Alten stiller Sohn mit seiner Trauer und seinem still-verbindlichen Wesen wie aus einer Novelle.

Er erzählt mir, es werde eine Feier in der Kirche stattfinden . . . und ein Geistlicher werde zuerst sprechen . . .

Henrik Ibsen habe einen letzten Willen über die Art seines Begräbnisses nicht hinterlassen . . .

VI.

Als er anfang, von Geistlichkeit und Kirche zu sprechen, schien ich ihn falsch verstanden zu haben. Aber es war kein Mißverständnis möglich.

Der Staat will ihn beisetzen, der Staat fordert seinen Zoll.

Auch den Spinoza haben sie ja in die Kirche gebracht. Er schläft in einem Haager protestantischen Gotteshause, neben den Brüdern de Witt.

Es schafft doch Begriffsverwirrung . . .

Anerkennenswert, liebeich, schön, diese Duldsamkeit der Kirche. Nur: ersprießlicher wäre dergleichen zu unser aller Lebtage als, plötzlich hervorbrechend, nach dem Tode von Berühmtheiten.

Beim Ibsen wurmt es mich. Wenn ein ganzes Dasein grundsätzlichen Kämpfen verschrieben war: warum hinterher ein schiefes Schlußteil draufsetzen?

Ich weiß, daß er selbst über Dinge solchen Schlages lächelnd wegkam und es auch hier getan hätte.

Da er jedoch nicht mehr lächeln kann, bleibt es eine Vergewaltigung.

VII.

.....
Heute nachmittag stand ich vor dem ausgegrabenen Wikingerschiff. Seltsam: bei Skien hat man es aus der Tonerde geschaufelt.

Grabkammer eines Häuptlings; Pfauenfedern beweisen, daß der kühne Kerl durch die Nordsee, durch den Ozean bis ins Mittelmeer gefahren ist.

Sie haben ihm allerhand Sachen ins Grab gestülpt für den Gebrauch in Walhall. Doch wer weiß, ob er selber hieran geglaubt hat.

(Der Kerl hat vielleicht nur an seine Fahrten geglaubt.)

... Morgen spricht ein Pastor Manders am Sarg.

In jedem Fall will ich sehn, was dem Wiking in die Gruftkammer geschmuggelt wird.

Ibsens Grabfahrt

I.

Sie hatten einen Dämon unter sich . . . und begruben einen Honoratioren.

Wie aber Norwegens schlichtes Volk seinen Riesen ehrte: das war ergreifend; wer dabei war, wird es nicht vergessen.

Starkes, ruhiges Volk. Steckt die Gutartigkeit der Temperamentlosen dahinter? Ich weiß nicht. Auch nicht, was an Ausbruchsfähigkeit unter den Eisfeldern schläft. Ibsen hat jene furchtbare Phantastik, die von verschneeter Wüstheit Ahnungen gibt. Nach dem Äußern wirken die Menschen hier lautlos, farblos, neutral. Ich will nicht sagen: freundlich. Sondern: nicht unfreundlich. Sie lachen wenig auf der Straße.

II.

Nur aus zwei Millionen besteht dies Norwegervolk . . . Eins der größten Wunder. Man denkt, welche Ein-

flüsse daraus gegangen sind. Die Stadt in ihrer Kleinheit ist rührend; alles liegt so klar, so übersichtlich, so eng, so alt-athenisch beieinander — das Storthing und der Prunkplatz und das Hotel und die Burg und der Fjord und die Freimaurerei und das Theater mit den Bildsäulen der zwei (?) Großen, denn Björnson soll der andre sein . . . und nicht weit ab Ibsens Wohnung, und über allem der Berg mit den Sommerhäusern. So athenisch-gemütlich. Auf diesem winzigen Raum wuchsen Kerle. Was Goethe von Weimar schrieb, in vergangenen Zeiten, das gilt für die Norderstadt:

Kristiania, dir fiel ein besondres Los:
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.

Man braucht nur die Haltung dieses Volks bei dem Begängnis gesehn zu haben, und weiß, was es ist. Hier waltete so eine innere Feinheit; ein Gefühl ersten Ranges; ein so tiefer Anteil, zugleich eine so stumme Zurückhaltung; es fehlte so jedes Gepuff, jede Entwürdigung, jedes Gejohl: daß einer an Preußisch-Berlin nicht denken darf.

III.

Bei gutem Wetter (und jetzt ist es gut) sind die Juniabende von Kristiania von einer sehr, sehr seltsamen Schönheit. Es gibt keine Straßenbeleuchtung; weil sie überflüssig wäre. Nun strahlt Helligkeit in jeder Nacht, daß man im Freien lesen kann. Der Zeitbegriff geht einem fast verloren. Doch liegt nichts Grelles in diesem Zustand. Es ist nur ein leuchtendes Schummern: das alle wandelnden Menschen einhüllt und von oben Licht herabsenkt. Die Mädchen schlendern, zu zweien, langsam, hart vor Mitternacht, ohne Nebengedanken. Beschwören kann keiner, was sie denken; denn es sind Mädchen. Aber niemand wagt, roh zu werden. Sie haben am späten Abend ihre Kassen ge-

ordnet, ihre Sekretäre geschlossen, ihre Bücher beiseite gelegt, ihre Briefe zur Post gebracht . . . und waren vielleicht lachend mit zwei Freunden in einem sprit-freien Gasthaus. Sie wirken dabei nicht wie von der Heilsarmee, — sondern sind junge Mädchen — . . . Sie schlendern träge, lautlos, Arm in Arm, durch die weißen Nächte.

Ich sah es . . . und trollte mich mutterseeleneinsam zum Fjordhafen, im hellen Nachtschein, und hörte dort Schiffsleute Dänisch und Spanisch und Englisch plauschen — im hellen Nachtschein.

IV.

.....
Diese Bevölkerung stand schweigend bei Henrik Ibsens schwarzer Spazierfahrt. An allen Fenstern hockten sie, alle bergigen Straßen erfüllten sie, — ein wundervoller Takt hat still die Zehntausende gebändigt. Rüde Schutzleute gab es nicht, die Unordnung erzeugt hätten. (Ich glaube, seit ich in Konstantinopel und Smyrna die maukorkbloßen, gutartigen Hunde sah, welche dort heilig gehalten werden, daß Bissigkeit öfters durch bissige Behandlung erzeugt wird.)

Unordnung stiftende Schutzleute gab es nicht; nur arglose Gestalten mit trauerschwarzem Helm, die sich nicht erlaubten, einem so gemeinadligen Volk was vorzuschreiben; es wär' auch beschämend gewesen.

V.

. . . Henrik Ibsens Totenfahrt ging mir so tief nicht wie das Weben und Dämmern in der Luft, das Unbestimmte, das eigentümlich krampfende Bewußtsein, als er noch in dem Eckhaus, wächsern, im schwarzen Rock, zwischen den offenen Fenstern lag. Am Donnerstag vor Pfingsten war er von dort abgeholt worden; vor dem blumenschweren Sarg in der Kirche durften die Massen vorüberziehn. Ich war um diese Zeit ein paar

hundert Meter höher, im Gebirge, das Kristiania überschattet. Gegen neun Uhr abends kam ich hinab . . . und weil ich etwas zu fragen hatte, trat ich noch einmal in das Haus. Auf den Stufen lagen zertretene Blätter, man sah, daß er weggebracht war. Der Treppentflur war unerleuchtet; das Haus schweigend; es roch nach Kränzen; Licht vom weißen Himmel fiel mäßig hinein. In der Benommenheit lief ich ein oder zwei Treppen zu hoch, wo der Admiral Sparre wohnt. Stieg dann wieder hinab ins andre Stockwerk und klingelte. Bei alledem schwingt die Erregung dieser Bergluft nach. Und als die Tür aufging und eine Diakonissin vor mir stand, war ich kaum fähig, etwas zu sagen.

Schließlich ging es doch.

Es war eine Pflegerin von Ibsens Witwe. Die Frau ist erkrankt; hat auch später nicht an der Bestattung teilgenommen.

VI.

Ich habe mir des Kultusministeriums blaue Zulaßkarte für das Begräbnis aufbewahrt. Sie enthält vier seltsame Worte. Oben: „Henrik Ibsens Begravelse“. Unten: „Kirkedepartementet“. Ein Belegstück für Museen.

Die einzige Rede, die am Sarg dieses Toten erklang, hielt ein Superintendent. Ein gutmütiger Mann; er sah aus wie Tennyson. Sprach wenig, aber langweilig — und wußte selbst, daß er nichts konnte. Er heißt Christopher Bruun. Derselbe Problematiker redete dann am offenen Grab nochmals Formeln: von denen er genau wußte, daß ihrem Inhalt der Mann im Sarge durchaus abhold war; ja, daß sie für ihn keinen Inhalt hatten.

Der Priester dankte dem Verstorbenen für Das, was er gedichtet . . . Aber es bleibt nicht aus der Welt zu schaffen, daß hier ein Eingänger, ein Selbständiger, in

dem Augenblick, wo er wehrlos ist, in Bezirke geschleppt wird, die er nachdrücklich verlassen hat.

Björnsons zweiter Sohn, der ein Ostasiengeschäft hat, erzählt mir, daß Ibsens letzter Ausruf (als man im Nebenzimmer sagt, daß es ihm besser gehe) „Tvertimod!“ gewesen sei — „Grade nicht!“, „Im Gegenteil!“ ein letzter Protestruf.

Er wird nun im Sarge „Tvertimod!!“ gerufen haben.

VII.

Und bei alledem hatte noch die Art, wie Norwegens leitende Leute dem Dichter huldigten, etwas unverwischbar Schönes. Als Nietzsche starb, mit ebenfalls polizeiwidrigen Dichtungen ein Mehrer deutschen Ruhms, hat kein amtlicher Hahn gekräht. Hier traten sie an, alle, mit Mann und Maus. Seit dem Morgen brannten vor der Kirche die Gaskandelaber und waren bis auf die Erde von schwarzen Schleiertüchern umwallt. Um halb zwei saß Norwegen in dieser Kirche.

VIII.

Es ist ein von außen rötlicher Kuppelbau. Innen von einem gescheuerten, ernsten Charakter. Hier saß das Storting; die Minister; der König. Hier saßen die ausländischen Gesandten; der Magistrat, die Ratsherren; hier saß die Universität, die Akademie, die Abgesandten der Verbände, Krieger und Ordensträger, Frauen in Schwarz, Greise im Schwalbenschwanz, Theologen mit weißer Halskrause, Schranzen mit Stern und Tresse.

Große Gala. Feierlich und stumpf. Auf der Empore zusammengepreßt schwitzten die Namenlosen.

IX.

Ich stand vorn im Chor, wo um den Sarg noch ein halbes Hundert Personen aufgestellt waren; ich traf dort Gustaf af Geyerstam und seine blonde Frau; Peter

Nansen, den ich seit zehn Jahren nicht gesprochen hatte; Gunnar Heiberg; Sabine Reicke, die einen Kranz vom Bürgermeister Berlins trug. Ich sah, welcher Zufall, in dem Gewühl von Kränzen, die zu Mauern geschichtet waren, einen mit dem Namen Gerhart Hauptmanns; einen von dem Schauspieler Emanuel Reicher an „seinen toten Feldherrn“; dazwischen lag einer vom König und der Königin; ein Nebenraum war wieder voll von Kränzen, ich brachte den meinen dort unter, er war aus grünen Buchenblättern, eine schwarze Schleife daran.

Die dicken Freunde und großen Verehrer waren in Deutschland geblieben, alle. Wer aber ankam, mit einem Kranz einer Bühnengenossenschaft, war Siegmund Lautenburg, Theaterdirektor.

Links vor dem Sarge sah ich das mit Gewalt beherrschte Gesicht Sigurd Ibsens. Er sah heute röter aus und schien sich Stahlschienen anzulegen: der doppelten Wucht seines Leids und dieser Kundgebung zu widerstehn. Der alte Jonas Lie, das Seidenmützchen auf dem Kopf, ließ sich durch die Kirche zu ihm führen, sprach mit ihm und der danebensitzenden Frau, Björnsons schöner Tochter . . . und es schien durch dies versammelte nordische Volk ein Raunen zu gehn, ob schon keiner sprach, — als sie sahen, wie der Alte mit dem Sohn ihres Größten Zwiesprache flog. Auch Lie kam jetzt in die Norwegerheimat: um hier zu sterben. Es war für einen Augenblick etwas Biblisches in diesem Raum.

X.

Noch die Leitenden sind so weit Norweger, daß sie um des Landes ruhmvolle Männer sich mehr kümmern als um den König.

Die Art, wie dieser Haakon eintrat, schien etwas zu elegant für die Nordleute (er spricht ja auch den dänischen „Damendialekt“, wie man hier die kopen-

hagener Sprache nennt) — doch er weiß, wie er sich zu ändern hat. Er ging zu Sigurd Ibsen und nahm seine Hand.

Von oben scholl Musik, dumpf klagend. Etwas zu zart für Ibsen — diese Töne, mit denen Grieg Aases Tod umsingt. Sie hätten dem Mann im Sarg Beethovensche Klänge bewilligen sollen.

Einen Trauermarsch? Nein; einen Trauermarsch und ein Humorscherzo von L. van Beethoven.

Dann kam Christopher Bruun . . .

(Vor ihm, nach ihm sangen Studenten, auch am Schluß.)

XI.

Seltsamster Teil: die Kranzniederlegung. Männer oder Frauen treten an den Sarg und legen ihren Kranz, meistens als Abgesendete, mit irgend einem Wort hin. Es enthält aber gewöhnlich nur die Namensnennung der stiftenden Person oder Genossenschaft, so daß wirklich den einzigen Nachruf der Prediger sprach.

Und wieder traten die Norweger vor, Mann für Mann, Spitze für Spitze. Der Obmann des Storthings, dann der erste Staatsminister. Dann die Abgesandten von Vereinigungen. Und Lautenburg trat vor den Altar, . . . mit sonorer Stimme sprach er durch das Kirchenschiff, daß er den Kranz für eine deutsche Genossenschaft niederlege „und“ (fügt' er hinzu) „auch selbst als Darsteller Ibsenscher Rollen“ . . . Es kamen Kränze von München; von Gossensaß in Tirol.

XII.

Dann ging es nach dem nahen Kirchgarten, wie die Norweger den Friedhof nennen. Der Strom folgte . . . Die Leichenträger hatten zwei schwarze Bänkchen zur Hand, auf die setzten sie von Zeit zu Zeit, wenn sie auf dem Kirchgartenweg ermüdeten, den Sarg mit Henrik Ibsen darin . . . Er wurde hinabgesenkt . . .

Militärmusik. Christopher Bruun. Fahnen. Drei Hände voll Erde . . .

Er liegt auf einem grünen, emporsteigenden, runden Rasenfleck.

Allein. In der Mitte.

XIII.

— — — — —
Noch ein Ausklingen. „Peer Gynt“ im norwegischen Nationaltheater. Nur drei Akte. Die besten Schauspieler waren auf Urlaub — man darf also nicht richten. Zum Schluß sprach eine taktvolle Dame, Sofie Reimers, schön einen Epilog.

Sie trat weg . . . und der Vorhang glitt auseinander. Ibsens Büste stand überlebensgroß da, seltsam hart beleuchtet. Es läßt sich nicht schildern, welche umreißende Wirkung dieser simple Vorgang auf jeden von uns hatte. Die Leute standen auf und erbeben. Er sah wieder in sie hinein aus seinen Wikingeraugen, — die sich nie geschlossen hatten.

XIV.

Nachts waren wir im Theater zusammen. Nordische Schriftsteller, ein paar der Fremden, etliche Frauen, ein paar Künstler. Von Zeit zu Zeit schlug einer an sein Champagnerglas und sprach von dem Verstorbenen, jeder in seiner Heimatsprache.

Dann ging man unter dem weißen Himmel nach Haus.

Der zweite Juni war hereingebrochen.

. . . So verlief Bestattung und Totenfest Henrik Ibsens aus Skien.

Bei Bach

I.

Am Frauenplan in Eisenach steht Johann Sebastian Bachs Haus.

O Pestilenz, in wie dumpfen Löchern mußte der Genius nisten. Wie muffig, stockig, niedrig alles. Ja: miekrig, dürftig, luftlos. Enges Elend eines gedrückten Kantorendaseins.

Dennoch für jene Zeit gewiß eine stattliche Bleibe — mancher wird sich neidvoll danach gesehnt haben. Der Meister war noch bevorzugt...

Es erwächst nicht so der Eindruck von Armut — wie von beschämender Demut.

Unangenehmer Beigeschmack von betrübend kargen Lebensgewohnheiten.

... Den Mann mußte man in Gold fassen.

II.

Die beklemmende Wirkung stammt keineswegs daher, daß die Zeit hier Dielen, Wände, Treppen befressen hat — nein, die Zeit hat an Luthers Wohnhaus in Wittenberg länger genagt: doch ist es traulich, einladend, noch heute.

Es war der armselige Orgelspieler! dessen subaltern geduldetes Dasein aus dieser Dürftigkeit spricht. Es war der Künstler; der Träger eines unnützen Berufs; der Musikant, — allenfalls durch Beschäftigung mit geistlichen Gegenständen achtungswert.

Mit einem Worte: der Genius war es, — der, von glücklichen Ausnahmen abgesehen, in der Welt stiefbehandelt wird.

III.

Das Genie? Die Seele des Betrachtenden erschauert, wenn er das Bild eines Halbidioten in der einen Stube hängen sieht. Wer ist das? Er hat nur hundert Jahre vor Johann Sebastian Bach gelebt und war sein Ahn. Hieß Hans Bach; von Beruf „Geigenspieler und Hofnarr“.

Stammt das Genie von solchen Quellen? Stammt von hier die seltsam bohrende Schwermut in mancher Zeile des Wohltemperierten Klaviers? Dies Grübeln,

Sicheinspinnen; dies An-die-Welt-pochen mit fragendem Finger? Dies Auf-einen-Punkt-starren, inmitten versonnen-ernsten Rankenwerks?

IV.

Er hat andre Klänge gehabt: zuversichtlich, emporsteigend, gefestigt, machtvoll . . . auf dem Untergrund schwerer Nachdenklichkeit. Von andren Vorfahren wird ihm dieser Zug des Bejahens geflossen sein.

Aber vielleicht auch von dem armseligen Hofnarren (den Velazquez, der Kenner solcher Köpfe, gut in seiner Frühzeit hätte malen dürfen).

Vielleicht war der Narr kein Narr, — sondern Die waren es, die ihn dazu erniederten; die ihn dazu stempelten, weil er vom Durchschnitt abwich; die ihn zwangen, einen solchen Beruf in der Not für Geld zu üben . . . Hunde!

V.

Abermals kommt ein zerfressender Eindruck von menschlicher Gedrücktheit. Es ging durch alle Stuben. Ich atmete leichter, als ich draußen war . . .

(Hunde!)

Gambettas Grab

I.

Bei Nizza liegt ein weißmarmorner Hügel. Mit Sterbesteinen. Mit mancher lebensgroßen Gestalt manches Abgeschiedenen. Wundersam im goldnen Licht blicken die Gewesenen hinab ins Tal. Über die Dächer einer weiß-rötlichen Stadt hinweg, nach dem grünblauen Meer.

Dort schläft Gambetta — im Süden.

II.

Ihn haßte, mit Vielen, Déroulède, voll vaterländischer Tobsucht. Haß des verbockten, verbohrtten Galliers wider den Semiten.

Gambetta hat in Frankreichs tiefstem Elend das für sein Land unschätzbare Werk des Widerstandes aufgerichtet; er hat, was zu retten war, stählern heimgebracht.

Aber nach dem Dreyfushandel mußte der wilde Bajazzo Déroulède dasselbe tun, was die Parteigänger taten: Steine gegen alles schleudern, was vom Geblüte des unschuldigen Dreyfus war. Wut und Hohn.

III.

Eines Morgens, im Dezember, ging ich hinauf, stand vor den Pyramiden und Kreuzen des marmorweißen Traumhügels zwischen Meeresduft und Sonnenschrei. Es war ein herrlicher Glutfrühlingstag — wenn bei uns der Schnee fußhoch liegt oder die Leute zwischen Pfützen zittern.

Gambetta war von einer Tante . . . nicht nur sehr geliebt, sondern unterstützt, erzogen, ins Ungewitter des Lebens hinausgeleitet worden. Ein altes Fräulein. Sie hatte nichts gekannt als das Glück dieses Jungen — daneben Frankreichs Glück. Sie hatte mit ihm gedarbt. Und als er Diktator war, schied sie dahin.

Dieser Tante hat man (himmlisch! ohne Furcht vor Lächerlichkeit) an seinem Grabmal einen ewigen Ehrenplatz vergönnt: ihr schlichter Kopf ist bescheiden angebracht.

Ich stand davor, da sah ich . . .

IV.

Da sah ich einen frischen Kranz, am selbigen Morgen offenbar hingelegt. Dieser Kranz war von dem Hasser (der nicht lange danach gleichfalls hinübergewechselt ist in das unentdeckte Land). Von Déroulède.

Auf der Schleife stand in goldnen Buchstaben: „A Gambetta, quand même!“, zu deutsch: „Für ihn, trotz alledem!“ Unterschrift: „Déroulède“.

V.

Ich hatte den kleinen Berg so früh erklommen, daß ich der Erste war, dem das in die Augen fiel. Die Sonne leuchtete.

Hundert Millionen Veilchen dufteten. Es war Dezember.

Bei Hebbel

I.

Als der Sommer zu Ende ging, fuhr ich zu Friedrich Hebbel nach Wesselburen.

Das dithmarscher Land lag mir nah; seit Jahren lebte der Wunsch, die Ausgangsstätte mit Augen zu sehn. In der Eisenbahn saßen gegenüber und neben mir dithmarscher Landfrauen, Hofbesitzerinnen, in Seide wohlbehäbig angetan, mit Federhüten, und sprachen ihr Platt so schnell, daß ich schwer folgen konnte. Regen floß.

Einen vierpfündigen Kümmelkäse, den ich (als einziges Andenken an Schleswig) mitgenommen, weil Krieg ist, gab ich einem Beamten zur Aufbewahrung und stelzte, nein watete still in das Städtchen. In das Landstädtchen.

(Es ist aber doch etwas Großgewerb' mittlerweile zugekommen; der Schornstein einer Zuckerfabrik, ha! bleibt nicht zu übersehn. Selbst Wunsiedel ist ja seit Jean Pauls Erdengang von einigem Ruß ergriffen.)

II.

Alles was zwischen Wesselburen und der Stadt Heide liegt, das wirkt, ach du lieber Himmel, grundverschieden vom eiderstädter Land, aus dem ich kam. Dort

lag Paradiesruhe fernhin über dem Weidegefeld grasender und lagernder Rinder; hier aber war am Bau der Äcker, der Wiesen, des Geestbodens mehr Zweck durchschimmernd, mehr tatkräftiger Sinn.

III.

.....
Ich ging tiefer in die Stadt. Über den Kirchplatz weg. Alte Kirche, die er oft gesehn hat, mit ihrem Spitzzwiebelturm. Und mit alten Toren.

Mit zeitzerfressenen Grabtafeln, herrisch-hoch an die Mauer gelehnt.

Ein paar Schritt weiter, in einer abbiegenden Gasse, steht noch das Haus, wo Hebbel zur Welt kam. Haus? Das Häusel. Eine Hütte. Demütig einstöckiges Dings. Damals war es mit Schilf gedeckt und mit Schindeln; heute sind schon Ziegel drauf. Ein armes Täfelein meldet mit verblaßter Schrift, als läg's auf einem Kindergrab, daß der nachmals Erschütternde, Bezwingende hier den ersten Schrei getan.

Unter dem Dach des Maurers, ein Nachbar der Not, ein Sproß der Armut, ein siegreicher Herr über beide.

Künder des Worts, Durchleuchter der Seelen, ein Landgewinner der Menschenkunst.

IV.

Ich trat hinein. Über der Haustür ein Schild: Jacob Busche, Stellmacher und Wagenbauer. Eine Frau in mittleren Jahren, fein und aufrecht wie die meisten der innerlich hohen Menschen hier, war so freundlich, durch die Stuben lächelnd mit mir zu gehn, weniger über Hebbel redend als wissensdurstig über ihn Fragen stellend — weil selten jemand hinkommt und sie (wie sie offen bekannte) vielleicht mehr von ihm wüßte, wenn sie nicht in Wesselburen geboren wäre. „Wo man zuhaus ist, weiß man über solche Dinge nie so gut Bescheid wie ein Fremder“, sprach sie — mit Recht.

Innen ist alles umgebaut, trotzdem blickt noch die Enge durch; dazumal aber ist es wie ein Stall gewesen, mit einem Verschlag. Es gibt im Ort eine Nachahmung des ursprünglichen Hauses.

V.

— — — — —
Eine Überraschung, als die Frau mit mir durch die Räume gegangen war, . . . und wir hinten heraus in das Gärtchen traten. Ein paar Handbreit Erde mit einem kargen Stück Zaun. Aber dort in der Ecke steht noch der Brunnen, aus dem vormals der Schöpfeimer an der alten Rostkette hochgewunden wurde, da der Maurerssohn ein Kind war. Halbzerfallenes und vermorschtes Gerät, dessengleichen man heute nur selten erblickt.

Der Brunnen hat Eindruck auf die Seele des Maurerjungen gemacht — der hier im dreißigsten Jahr die Tischlerstochter Klara ihren Dornenweg wandeln ließ. Das Ende war so ein halb furchterweckendes Gerät mit einem Abgrund, wie dort in der Ecke. „. . . Klara?“ — „Sie ging, um Wasser zu schöpfen, und man fand ihr Tuch“ . . .

Hier über den Brunnen weg, auf dem spärlichen Gartenplatz, hat Hebbels Kinderauge das Bild einer alten deutschen Kleinstadt, bis zur Kirche mit dem ernstesten Spitzzwiebelturm, aufgenommen. Heute noch liegt alles da wie ein Ausschnitt aus verschollenen Zeitläuften.

Recht hübsch. Aber für ihn hat auch hier die Vorstellung des Zwangs gesteckt und, wie er es nennt, der sozialen Gebundenheit . . .

(Möglich ist, daß nicht eine Spur von alledem in seinem Innern lebendig war, — ich merke zu oft meine Zweifel an der dauernden Anwendbarkeit der Taine'schen oder Schererschen Methode, welche den Menschen halt immer aus seiner Umschicht erklären will.)

VI.

In jedem Fall ging ich nachher in die Östergasse, wo der junge Hebbel beim Kirchspielvogt Schreiberdienste tat — und Jahre hindurch in einem Bett mit dem Kutscher schlafen mußte. Nicht unfreundliches Haus älterer Zeit. Heute wohnt ein Arzt, Dr. Greß, darin. Ich klopfte; denn ich hatte Lust jene Bodentreppe zu sehn, unter der beim Gäuleknecht der Genius schlief.

Niemand macht auf . . . Ich ballte meine fünf Finger noch einmal gegen den toten Hund, den Kirchspielvogt.

VII.

.....
Hebbel hat in seinem Geburtsstädtle zwei Denkmäler. Das eine, hu!, ist über alle Maßen scheußlich. Man hält ihn für einen Vorsitzenden.

Wertvolle Dinge zum Andenken an den dunkel-leuchtenden Kerl birgt eine dasige Sammlung. Erstausgaben, Bilder, Büsten.

Aber als nun Bildnisse zu Gesicht kamen, die ich vorher nicht gekannt, bat ich dem Denkmal harte Bemerkungen ab — denn auch im Leben hat Hebbel in der späteren Zeit so nicht ausgesehn, wie die Mehrzahl der verbreiteten Bilder ihn offenbart. Er ist beinah elegant. Wie ein begüterter Herr, finanzverzärtelt. Ja, so sieht er in späteren Jahren aus: ein wohlhabend älterer Herr, fast weichlich. (Wien hat gewirkt!) Nichts mehr vom Graus des Genius lebt in diesem Antlitz.

Hebbel muß, das erkennt man auf mancher sonstigen Zeichnung, ursprünglich etwas von dem sozusagen ruhenden Gesichte dieser Schleswigholsteiner gehabt haben — ungefähr wie ein Bootsbaumeister, der einen mit grauen Augen ruhevoll und lange und nichtvielsprechend ansieht. Das gibt es hier. Er hatte wohl dieses Aussehn — um zuletzt auf einer Bourgeoisphotographie dem älteren, Haltung bewahrenden Rentner zu gleichen.

In weiter Ferne lag damals die wesselburener Zeit. (Ich verlange nicht, daß ein Genie wie ein Genie aussieht, halte die sogenannte Wissenschaft der Physiognomik, die ehemals blühte, für einen Tummelplatz der Einbildung: aber beim Hebbel fehlt zuletzt der Mythos im Gesicht so auffallend, daß man verdutzt ist — ob schon man kein Recht dazu hat.)

VIII.

Büsten von seiner Tochter, auch von seiner Gattin, Christine, gestiftet.

Die Gattin: üppig; wie eine ungarische Baronin. Bevor sie nach Wien ging, stand sie in Hamburg auf den Brettern; hat manchen Sturm erlebt, wovon das Kindchen Zeugnis ablegt, von ihr Hebbeln in die Ehe mitgebracht. (Auch er, seinerseits, brachte ja Kinderchen, deren Vater er geworden, ohne Standesamt, seiner Christin' in die Ehe. So daß sie „meine Kinder“, „deine Kinder“, „unsre Kinder“ sagen konnten.)

Ach, die Zimmervermieterin Elise Lensing, die Friedrich Hebbels Anzüge geschneidert hat und, eben als Mutter seiner Sprossen, eng mit ihm verbunden war, hat mit am tiefsten in das Dasein des Gewaltigen hineingepackt; wenn sie auch (um ein Jahrzehnt älter) späterhin seinem Fühlen etwas entschwand . . . Lag es an der Trübheit, so hier an einem Regentag auf der Gedenkstätte mit all ihren Bildern geherrscht hat? Ich fand kein Bild von Elise Lensing. Ist sie verbannt? Vielleicht gibt es keins; vielleicht hing es in einer düsteren Ecke; vielleicht dunkelt es im Besitz hebbelscher Erben, — ich sah kein Bild Elise Lensings.

IX.

.....
Ich saß nachher im Gasthof — auf einem von den ätlich hübschen Stühlen, deren geschwungene Beine, nach unten spitz, in Messinghülsen stecken . . . (sie selbst schimmerten in einem ätlichen Braunrot).

Ich saß und sann, hörte stattliche vier Wesselburener ihr Platt reden — und watete zurück, woher ich gekommen.

X.

Als der Tag zu Ende ging und ich vor der Stadt im Dämmer von dem Beamten meinen Käse wieder nahm, schien der Beamte nicht ungern ihn aus dem Raum zu entlassen.

Dasselbe Gefühl hatten dann in bezug auf dies aus Schleswig mitgenommene Andenken alle, die zugleich in der Bahn saßen.

Sei dem, wie ihm wolle. Er lag sicher oben im Netz. Und ich dachte: wie gern der Knabe Hebbel hineingebissen hätte — der so häufig in dieser Ortschaft Hunger litt. Und ich fluchte nochmals dem verstorbenen Kirchspielvogt.

Dann reisten wir, das Paket und ich, heim in den Grunewald, unter dem stillen Widerspruch aller Mitfahrenden.

Bei Ludwig und Wagner

I.

Hier hat Richard Wagner in einem Landhaus gewohnt. Am Starnberger See.

Drüben steht was Gemächlich-Einsames zwischen Bäumen. Ein Schloß? Ein weißes Haus; an schrägem Rasen. Hier fand sein Ende der König Ludwig; machte von hier den letzten Gang mit dem Arzt — und beide fand man ertränkt . . .

Der Bau stammt glücklicherweise nicht von ihm, er übernahm ihn fertig und abgewohnt — hat ihn bloß immer sehr geliebt.

Ich glaube man nennt diese Bauart den Tudorstil. Die Räume nicht prunkvoll. Alt-wohlhabendes

Familienhaus, in dem es mittlere Festlichkeiten geben kann.

Üppiger höchstens das Bett, das einen immerhin bescheidenen Himmel über sich hat. Die Steppdecke von einem nicht mehr modernen Hellblau . . . Aber was ist das? Ein Streifen, heller als das übrige Blau, zieht sich über die Mitte, als wäre Wasser dort geflossen. Ja. Man hat die Leiche des Königs, triefend wie sie war, dort hingelegt und die Nacht liegen lassen; da rann das Wasser.

II.

An den Wänden Bilder. Allgemach hat Ludwig um die Augenbrauen, die dunklen, buschigen, was Fremdartiges — er sieht wie ein böser Schwan aus; aber nein, der Grundzug nicht böse, sondern — alleingelassen, starr und scheu. Der Jüngling hat eine herrliche Frische, als wär' er soeben auf dieser Welt gelandet, alles liegt vor ihm, er ist von einer schwarzstrahlenden Schönheit. Auf dem zweiten Bild hat sich das Schicksal im Hirn schon vollzogen . . .

III.

Was an Wänden hängt, betrifft nur einen Mann und eine Sache: Wagner. Ludwig hatte früh den Wagnerklaps.

Auch in Neuschwanstein, an der Grenze von Tirol, wo er in wilder Einsamkeit an einem unsterblich schönen Platz ein Opernschloß gebaut hat, ist alles voll von Wagner. Er hatte den Wagnerklaps.

Zum Träumen ist Schloß Berg auch geeignet — mit Gängen, Halden, dem stillen Blick über die Flut nach Höhen am andren Gestade. See-Einsamkeit. Ein Brunnen vor dem Tor. Friede . . .

In diesem Frieden zog er, mit dem Arzt wandelnd, am Wasser dahin. Hat ihn gemordet und sich. Die Welt schien verstört. Auch der Abgott Wagner war seit etlichen Sommern tot . . .

IV.

An Wagner denkt man hier. Wagner saß zuvor an diesem Starnberger See. Er schreibt voll Entzücken dem Freunde Hans von Bülow, daß der junge König in seines Lebens Wirrnis trat.

Wagner kommt oft auf das Schloß Berg — er kann alles noch gar nicht glauben. Mehrfach sendet er Grüße für „Cosmos“, so nennt er Cosima, Bülows Gattin.

Zwischendurch bestürmt er den ergebenen Apostel, ihm einen Flügel zu verschaffen. Er solle zu einem Klavierfabrikanten gehn, ihn veranlassen, daß er Wagnern das Instrument „verehre“; Wagner verspricht dafür, einen Brief an den Mann zu schreiben . . . (Der wackere Bülow setzt wirklich durch, daß ihm der Flügel geschenkt und an den See gesandt wird.)

Auch von dem Gelde, das Wagner seinem Freund Bülow noch schuldet, spricht er in den starnberger Briefen; nächstens würde das zurückgezahlt werden — und in einiger Zeit sollen Bülows hinkommen . . .

V.

Dies alles liest sich in absonderlicher Stimmung: wenn man weiß, daß in Bülows Leben das Trauerspiel an diesen starnbergischen Ufern geschah. Die alte Hausgenossin Mrazek hat beeidet: wie Bülow im Schlafzimmer die Zwei ertappt. Wie Bülow sich vor der Schlafzimmertür auf die Erde wirft — ein schmierig Betrogener.

VI.

Die Wellen kamen damals ans Ufer wie heut.

Der Starnberger See hat dem einen die höchste Wonne, dem andren die tiefste Pein gebracht. (Wenn das die tiefste Pein werden kann) . . .

Wer heute dort entlangschreitet, denkt an die Absonderlichkeit des Lebens — und grüßt es trotzdem.

Bei Luther

I.

Wittenberg! . . . Einmal muß man (dacht' ich) in diese Stadt, wo Doktor Faust gelebt, Luther gelehrt hat, und Luise, die Roheste, Blondeste, Verliebteste vorgab im Militärwaisenhaus erzogen zu sein — als man Student war. (Ich höre immer: erzogen.)

Einmal muß man hin — dacht' ich.

II.

Die lange, schmale „Kollegienstraße“. Wanderer, in diesem Wort schlummern Erinnerungen an geistlich-weltliche Wissenschaft, so in versunkenen Tagen dort geblüht. Hamlet zog ja auch nach Wittenberg.

Ha, so groß war der Ruhm dieser deutschen Hochschule, daß der Name weit übers Meer in das neblige England zu den Ohren jenes Stückemachers drang, welcher das Trauerspiel des allzu nachdenklichen Dänen schrieb.

Mittelalterliches Dunkel, brrr, in das die ersten Strahlen einer neuen Zeit fielen. In der geheimnisvollen Stadt wohnte der Doktor Faustus, der den Studenten die griechische Helena herzauberte . . . und sich, die letzten Wahrheiten der Welt zu wissen, dem alten Feinde Gottes verschrieb; (dem Belial, der im dunklen Reich Gehenna ortsansässig und zuständig ist). Der Ruf des seltsamen Mannes drang abermals über die Nordsee in das Inselreich; der unstät-genialische Christoph Marlowe ließ ihn schon vor Goethe vom Teufel holen.

III.

An dies alles, am stärksten aber doch an den Streiter

Martinus, dacht' ich beim Anblick des alten Kollegienhauses mit dem grauen Vorderteil.

Vorbei an Kleinem, Ärmlichem. Ein altertümliches Tor; eine winklige Seitengasse mit Nischen. (Die Häuser sind aber, wenn auch altertümlich, so doch ohne jenen Reiz, den alte deutsche Städte Westdeutschlands haben; alles dürftig, gewissermaßen frierend.)

IV.

Die Schloßkirche . . ., hier hat er die Thesen angehämmert? (Die Pforte selbst ist nicht mehr vorhanden.)

Drin liegt Martin Luther. Die Grabplatte jedoch ist quer über ihn gelegt; deckt seine Gebeine nicht.

In dieser Stadt hat er seines Lebens längste Zeit verbracht; in dieser Stadt ruht er aus.

V.

Nicht weit sein Philipp Melanchthon. Auf beide Gräber blicken Kurfürsten. In Erz gegossen von dem herrlichen Peter Vischer, tritt Friedrich der Weise straff aus der Mauer, drüben Johann der Beständige.

Beide, nochmals, in Stein, arglos bemalt.

Die Kurfürsten doppelt, Luther bloß einmal: so gehört sich's. Der Gottesmann war ja (das liegt jenseits von allem Safftherrlichen, was er für die deutsche Sprache geschaffen und geschenkt) — der Gottesmann war zwischendurch ein Kurfürstenknecht; hier gewillt, noch Bigamie zu verteidigen. Nicht so mutig wie Münzer; nicht so klar wie Erasmus. Gewiß keine gottesfürchtig-grobe Schranze: doch mitunter was Ähnliches . . . neben dem Unverwelkbaren, dem Erquickenden, dem Köstlichen seiner wuchtbreiten Wortkraft.

Die Kirche selbst ist, na, sauber. Nicht schmucklos: bemalte Glasfenster, Bildsäulen, Embleme.

Freundlich, aber kleinlich.

VI.

Alter Marktplatz. Ärmliche Straßen. Stilles kahles Örtchen.

Mit leisem historischem Schauer geh' ich durch die Pforte des Augustinerklosters. Hier hat Luther als Mönch gelebt.

Ein Bildnis. Die asketischen, durch Nachtwachen und Denkarbeit mitgenommenen Züge des jungen Priesters. Hohlwangig; die Knochen treten vor; in den tiefliegenden Augen nichts von der scheinbarzuversichtlichen Frische des Reformators. (Nicht wie auf den Cranachbildern.) Hier ähnelt er dem Savonarola und andren Aufrührern.

Dann, als er die Zweifel überwunden, der Überzeugung Luft gemacht: dann erst breitet sich Behäbigkeit aus. (Mag auch der Sorge seiner Katharina zu danken sein.)

VII.

Die Küsterstochter führte mich in Luthers Wohnung, wo er mit dieser Käthe nebst Kinderschar gehaust. Man geht noch auf den alten Dielen herum. Eichene Bänke rings an der Wand. Ziervoll-gemütliche Decke mit gemalten Figuren. Am Fenster steht Luthers gewohnter Stuhl; daneben der räumige Sitz (für den räumigen Sitz) der Ehefrau.

O Gemütlichkeit (aber ich möchte damals nicht gelebt haben). Der große, grünglasierte Ofen mit allerhand Töpfergestaltungen nach des Doktors eigener Angabe; darunter die Frau Musika, die er liebte, dann die Frau Wissenschaft. (Der Mann selber ist einem gar nicht so unangenehm wie die oft harte Sippe, die sich zu ihm bekennt...)

Über der einen Tür, unter Glas, der Namenszug Peters des Großen mit Kreide. Im Schrank das Trinkglas des Reformators, das Peter zerbrach, weil man ihm das Mitnehmen nicht erlaubt hat. Der Schoppen Luthers. Es war etwa ein Vier-Zehntelglas, handlich, mit einfachem Deckel.

VIII.

.....
 Sehr seltsam ist es, an einem Novembernachmittag in dieser Wohnung des Dr. Luther herumzugehn ... (Der Doktor weilt wohl im Kollegiensaal, dem feierlich langen, der an die Wohnung stößt.)

Vor den Fenstern ein stiller Platz, von alten Gebäuden des Klosters umzirkelt. Ein paar Bäume vor den verwitterten Mauern. Hm.

In diesem Kollegienhof ist für den Betrachter das ganze Wittenberg.

Alte, geheimnisvolle, heut kahle Universitätsstadt. Versunken mit Faust und Hamlet und dem starken Widerpart des römischen Priesters. Gewesen, Gewesen.

IX.

—— — — — —
 Wo liegt eigentlich das Militärwaisenhaus? Weit ab? an der Elbe? bei Pretsch? Sooo? . . . Ah was, ich geh' nicht hin. Lieber ins Wirtshaus. Dunkles Bier? Nein, Burgunder. Vor den Scheiben heult der Sturm. Feldwebeltochter, ich denke Dein. Wie das Haus wackelt!

Sollst leben — Feldwebeltochter.

Bei Boccaccio

I.

In einem heißen florentiner Sommer hab' ich das seltsame Landhaus kennen gelernt. Die Villa des Dekameron.

Sie hat, sagt unser Vetter Boccaccio, sieben Jungfrauen und drei junge Männer beherbergt: Flüchtlinge vor der Pest, 1348.

Eines Dienstags begegneten die sieben jungen Damen morgens in der Kirche Santa Maria Novella einander, als die Pest am tollsten war. Die Mädels plauderten in

herzlicher Besorgnis nach dem Gottesdienst, standen verlassen da; die Angehörigen waren geflohen oder hingerafft.

Den Anblick der Seuche nicht länger zu ertragen, beschlossen sie aufs Land zu gehn. Um männliche Begleitung schienen sie verlegen. Doch siehe, drei junge Leute kamen, von vornehmen Sitten wie sie. Am nächsten Morgen war der Auszug.

In jener Villa, so voll Anmut auf einem Hügel gebaut ist, erzählten sie einander, um den Sinn heiter zu halten, die schlimmen Geschichten.

Unvergängliches Gelächter.

II.

Die Begebnisse hat Boccaccio erfunden. Die Villa nicht. Es war das Landhaus Schifanoja, wie es in seinen Tagen hieß. Heute besitzt es der Earl of Crawford.

Die dickste Königin, die britische Viktoria, saß hier wochenlang zu Besuch. Beim Boccaccio? Eoh, eoh! An ihn erinnert eine Marmortafel.

.....

III.

Schwer festzustellen, nach welcher Seite die sieben Jungfrauen und drei Jünglinge schönere Aussicht hatten: nach dem Ort Fiesole hinauf, — oder hinab in die wunderselige Niederung der blühenden Stadt Firenze; die noch in Pestgräueln alte Schönheit und Blumenreichtum unter milden Höhen bewahrte, mit ihren Türmen, Marmorkirchen, Burgpalästen, steinernen Brücken, rotbraunen Dächern. Von hier sieht man Florenz, ohne es zu hören.

IV.

(Zuvor sind Bauernhäuser. Weißer Staub — am Ufer des Flusses Mugnone. Das Flußbett ausgetrocknet. Schwarzäugige Kinder spielen im Grunde.

Hinan: Steinerne Brüstung am Weg. Epheu über Steinmauern. Eine Zypresse . . . Nun lacht auf heiterer Höhe die berühmte Villa.

Wahrhaft heiter blickt sie ins Tal. Fünf große grüne Fensterbogen. Eine Uhr an der Vorderseite, von braunen, roten Gebilden umspielt. Dunkle Streifen kreuzen die helle Farbe des Hauses. Ein flach-braunes Ziegeldach deckt einfach das Ganze.

O Fiammetta, Fiammetta; Königin des Dekameron . . .!)

V.

Mein Führer stieß die Fensterläden auf, und das Licht fiel auf Marmorwände; dann auf marmornen Boden, mit andrem Gestein durchsetzt. Matratzen lagen zum Lüften gebreitet; alles in dem Haus verströmte das Gefühl sommerlich schlummernder Verlassenheit.

„Ich will Ihnen gleich das Zimmer des Boccaccio zeigen,“ sagte mein Führer — „er hat eine Zeit lang hier gearbeitet.“

Ruppige kleine Stube! worin jetzt ein Wächter schläft. Wände kahl. Eisernes Bettgestell, darüber ein Spiegelscherben.

Mir fiel das traurig verwahrloste, verkommene, mißriechende Geburtshaus Dantes in der nach ihm getauften Straße zu Florenz ein.

(O ihr Ferkel!)

Ein langer Aufenthalt Boccaccios in dieser Villa wird nicht verbürgt. Überdies ist sie umgebaut.

VI.

Ein Säulenhof. Brunnengeträufel neben seltsam breiten Blattpflanzen. Wiegendes, Lullendes in diesem Schloßteil . . . mit kühlem Gestein.

Graf Crawford, hochgeborener, — nicht um die

Matratzen hab' ich Euch beneidet: um diesen verzauberten Marmorhof aber könnt' ich dem Besitzer gram sein.

Und die Terrasse . . . ?

VII.

.....
 Holdheit und Hoheit; heiliger Rausch voll Abendluft und Süße; Menschenparadies im Tal und auf den Höhen, hier war es erblüht. Im Tal Florenz; die scheidende Sonne nahm es noch einmal in den Arm, die Marmorkirchen und die Stadtburgen, die Zypressenhänge, den Fluß im Grunde, bis er sich in den grünen Appennin verlor; sie beleuchtete Dörfer, die hoch in der Ferne auf Bergen klebten, einsame Klostergipfel, auch allerhand seltsame Kastele, geduckt friedfertige Ortschaften in grüner Abdachung.

Unter der Terrasse zirpten in tausend Olivenbäumen und im Gras die Grillen. Abendweiches; Ruhvolles. Die Zypressenhaine zitterten in einer schweigenden Regung vor dem Gutenachtsagen, — und drüben im Tal des Mugnone knieten unter alten Weinstöcken schwarzhaarige Mäher im Gras. (Schickten sich an, Feierabend zu machen . . .)

VIII.

Das alles ist zur Zeit der sieben Jungfrauen und der drei Jünglinge nicht anders gewesen. Heut wachsen wie damals Pfirsichbäume, Magnolien, auch spanischer Flieder, Zitronen und Rosen, Lorbeer und Feigenbäume, Palmen, Akazien, Ulmen; bei Mandelbäumen die Passionsblume, bei Pinien die Myrthe; tausend Kelche stillen den Abend mit zartem, schwerem Duft.

Ja, ich begreife die Schar des Dekameron, so im Anblick dieses Landhauses erwägt: „Se Paradiso si potesse in terra fare . . .“

IX.

Auch den Boccaccio. Hier sprach Lustigkeit, vom Sterben umwittert. Es bleibt, Vetter, ein unvergängliches Buch.

Ich dachte sein, als das Landhaus wieder in der Höhe lag. Ich schritt im tieferen Geheg auf eine Pforte der umschließenden Steinmauer zu. Wendete man das Antlitz zurück und schloß die Augen: so saß die Schar beieinander, die sieben Jungfrauen, die drei Jünglinge, lachend, erzählend. Von Florenz drang Abendläuten. Die Königin des Dekameron, Fiammetta, hub graziös an:

„Bellissime donne . . .“

X.

— — — — —
Fünf englische Foxterriers kamen hergejagt. Alle sahen erzogen aus. Vom geistlosen Außenschliff erdbeherrschender, kalt-äusserlicher Protzen.

Wie dumm, daß auf dem verlassenen Schauplatz des Leichtsinns nun das Ledernste der Welt wohnt.

Ich öffnete die Pforte.

Caput XII

GRUSS AN TIERE

Der Seehund Naëmi

I.

Es ist das zweite Mal, daß die Seehunde in mein Leben eingreifen (oder ich in das Leben der Seehunde). Das erste Mal schoß ich einen und ließ das Tier ausstopfen, — das zweite Mal, jetzt, hab' ich keinen Kadaver heimgebracht: sondern ein lebendes Tier mit klopfendem Herzen, ulkigen Bewegungen und wunderbarer Anhänglichkeit.

Er war noch jung und saß auf einer Tonne mitten in der See. Auch dem Binnenländer ist nicht unbekannt, daß draußen in den Strömungen der Meerflut bisweilen Tonnen oder Bojen verankert sind, dem Seemann allerhand Merkzeichen für die Fahrtrichtung, für Flachheit oder Tiefe des Wassers. Naëmi (so hab' ich den Seehund zu Ehren der blondhaarigen Tochter meines Wirts auf der Hallig genannt) — Naëmi sah die Tonne nicht als Fahrtzeichen an, sondern als Schaukel.

So schien es für den ersten Blick. Bei genauem Zusehen ergab sich ein ernster Zusammenhang, den man ohne mitleidige Regung nicht wird hören können. Als altem Seehundkenner und Freunde dieser wundervoll entwickelten Tiergattung wurde mir klar: daß die Seehundsmutter das Tier dort zurückgelassen hatte. Der Sohn wartete wohl auf die Wiederkehr der Alten. Sie hatte schweren Herzens das Kind seinem Schicksal

preisgegeben, das konnte man sich an den fünf Fingern abzählen, wenn man im Familienleben dieser klugen und . . . ich hätte beinah gesagt: hochstehenden Geschöpfe Bescheid weiß. Warum kam sie nicht zurück?

II.

Es gibt zwei Möglichkeiten. Entweder sie war weggeschossen worden. Oder (das ist wahrscheinlicher) sie hatte zwei Junge — und fühlte, daß sie beide nicht durchbringen kann. Dies kommt öfter vor. Die Seehündin schwimmt ja während der Flutzeit, wenn also die Sandbänke nicht zum Ausruhn freiliegen, sondern vom Wasser überströmt sind, mit Sohn oder Tochter herum, indem sie (es ist im Ernst absonderlich) mit der einen Vorderflosse das Kind an den Leib gedrückt hält . . . Die Kleinen sind noch zu dumm, sie können zur Not schwimmen, aber mit Ach und Krach; sind bald erschöpft. Und dann, wie sollen sie Nahrung suchen? Sie sind auch dafür zu dumm, können keine Fische fangen, wissen überhaupt nicht, wie man ißt, — sie sind vorläufig auf die Muttermilch angewiesen.

Ein kleiner Seehund von vier bis sechs Wochen ist aber durchaus kein zartes Tier: sondern schon so muskulös wie eine erwachsene Bulldogge. In jedem Fall sieht die Mutter manchmal ein, daß sie die starken, bloß noch etwas hilflosen Kerle, wenn sie zwei hat, nicht durchs Leben bringen kann, — da wählt sie das Mittel, den einen irgendwo zurückzulassen.

Läßt sie nun den stärkeren oder den schwächeren? den schwächeren, weil er nach spartanischem Grundsatz wert zum Untergang ist? oder den stärkeren, weil der sich vielleicht eher durchfretten wird?

Ich weiß es nicht. Ich kann auch nicht sagen, ob sie meinen Seehund auf der Sandbank zurückgelassen, von wo ihn die steigende Flut fortschwemmte, bis er auf die Tonne klomm, . . . oder ob sie ihn unmittelbar auf dieser Holzinsel abgeladen hat.

Naëmi saß oben, kräftig, jugendstark, naiv, neugierig — und schaukelte. Von da setzten ihn die Schiffer ins Boot. Ich beschloß, ihn heimwärts in den Grunewald zu nehmen.

III.

Auf der Tonne war er doch verloren, meinten die Friesen. Er mußte hier langsam zugrunde gehn, nachdem er sich mit Nahrungskummer und wilden Schwimmfahrten erschöpft hätte.

Aus früherer Beobachtung von Seehunden glaubt' ich annehmen zu können, daß diese Tiere für bürgerliches Leben geschaffen sind. An Verstand und Zugänglichkeit gibt es nach meiner Schätzung unter allen draußen wild in der Welt herum atmenden Kreaturen keine Gattung, die sich mit dieser vergleichen ließe. Warum könnte man einen Seehund nicht zum Haustier gewinnen? Warum soll ein so nettes, in der Jugend auf den Menschen freudig eingehendes Geschöpf nicht mit ihm leben können wie ein Laubfrosch, ein Goldfisch, ein Reh, Kaninchen oder Tauben? Der Seehund ist klüger als ein Hund; er ist musikalischen Reizen bis zu einer ziemlich hohen Stufe der Sinnesentwicklung zugänglich; er ist offen, frei, dankbar, . . . also warum nicht?

Die Ernährung macht Schwierigkeiten, doch in Alaska soll mancher Hofbesitzer einen Seehund als Haustier auf trockenem Grund haben, es geht — warum soll es im Grunewald nicht gehn? auf meinem unter freiem Himmel belegenen, steinernen, mit Abflußrinnen versehenen Luftbadeplatz? Salzwasser bekommen die Seehunde in Tiersammlungen auch nicht, sondern einfach Süßwasser.

Man konnte den Versuch machen, verloren war der stramme Kerl hier sowieso.

IV.

Bei meiner Abreise wurde der Seehund verpackt: in eine Kiste, die mit Matten gitterartig oben versehen

war. Er lag auf Gras; eine Handvoll frischer Meerkrabben hatte man ihm auch hingelegt — für alle Fälle. Aber das Hauptnahrungsmittel war eine große Milchflasche mit einem Lutscher. Die Flasche mit Stroh umwickelt, damit auf dem Schiff die Sonne nicht zu heiß drauf brenne.

Während der Seefahrt ließ ich fünf große Eimer Salzwasser schöpfen und goß sie über Naëmi, der sich (soll ich sagen: die sich? ach, ich sage: der!) — der sich dankbar und frohgemut hierüber zeigte. Im Gasthof einer alten schleswigschen Stadt unternahm ich die erste Fütterung. Ich hob das liebe, schwere Tier an den Hinterflossen behutsam aus dem Lattenkäfig, nahm die Milchpulle — und begann die Sättigung. Leider ging es damit nur soso. Der Kleine tat, was er vorher schon bisweilen getan: er prustete die Milch der weidenden Rinder, die ihm nicht genug nach Tran schmeckte, fauchend in die Luft; oder er ließ sie sanft seitwärts wieder herausfließen. Es war ein Kreuz mit Naëmi. Ich schwang die Pulle mit Macht, flößte so viel Milch ein, daß er bis zum Abend gesättigt sein mußte, gab Naëmi als Passagiergut auf und fuhr ins Binnenland.

Auf allen besseren Stationen flog ich zur Bahnhofspumpe, dann zum Gepäckwagen und übergoß meinen Freund, der durch Mimik dafür dankte. Bei der Überführung von einem Gepäckwagen in den andren rief er die jubelnde Liebe ganzer Bevölkerungen wach. Menschenstauungen erfolgten — ich nahte mit dem Gefäß, goß von oben. Naëmi benahm sich wie ein wohlversorgtes Kind.

V.

Ein Viertel nach Mitternacht lief der Zug ein. Ich ließ den Chauffeur vor einem späten, abseitigen Kaffeehaus halten, wo ich frische Milch für meinen Melusinerich nahm. Auf dem Bock vorn gab er Töne des Erstaunens und der Anhänglichkeit von sich, so

daß der Chauffeur, als er in stockfinstrer Nacht im Grunewald mit mir die Kiste hinauftrug, teilnahmsvoll sagte:

„Er hat sich schon gemeldet!“

VI.

Ich war nun gegen halb zwei Uhr nachts allein mit ihm auf dem Altan, auf dem großen, quadratischen, umhängten Luftbadeplatz. Ich fütterte. Der Wind ließ mehrfach eine Lampe, welche die Örtlichkeit seines Zahngehegs und Rachens beleuchten sollte, ausgehn, so daß die Zeit unter Streichhölzerholen verging. Sobald ich mich entfernen wollte, rannte mir der See-hund nach. Der Leser denkt, ich spaße. Dem ist nicht so.

Der Grund für die Anhänglichkeit, ja Zudringlichkeit des jungen Tieres ist kurzweg in seiner Verwaisung zu finden; in der natürlichen Sehnsucht nach irgendeinem Geschöpf. Es lag etwas Absonderliches darin. Dieses nette, freundliche, zutunliche Tier wollte nicht nachts allein auf der ihm ungewohnten Stätte zurückgelassen sein.

Der Luftbadeplatz ist etwa neun Quadratmeter groß; sobald ich in eine andre Ecke ging, kam Naemi watschelnd nachgehupft . . . und legte den Kopf mit dem strammen weißlichen Schnurrbart voll Anlehnungsbedürfnis an meinen Fuß.

Er fürchtete sich allein.

VII.

So war es auch in den folgenden Tagen.

Sobald ich auf den Luftbadeplatz trat, eilte das Tier auf mich zu, wobei seine Stimme kindhafte Töne gab, und er lief mir nach wie ein Hund seinem Herrn.

Wie groß ist das Geselligkeitsbedürfnis, die Anhänglichkeit so junger, unschuldiger und plötzlich vereinsamter Tiere. Wie ein Wunder wirkte das alles auf mich.

Wie ein ergreifendes Wunder — denn manchmal, wenn ich, mit einem langen Gummimantel bekleidet, seinen Kopf hielt und ihn füttern wollte, unternahm er gewaltig schmatzende Saugbewegungen und kratzte an dem Gummistoff mit der Flosse.

Wenn ich die Altantüren geschlossen hatte, dann in ein andres Zimmer ging, schlug er noch lange draußen klagende Geräusche; ich kann es nicht anders ausdrücken: es war, als ob sich ein Kind weinend beschwerte.

VIII.

Einmal saß auf dem Dach am hellen Vormittag ein Arbeiter, der eine Stelle dort verpichen oder teeren sollte. Rittlings sah er von oben voll Staunens auf den Luftbadeplatz und das Tier. Und ich werde niemals vergessen, wie der Seehund seine klugen Augen (seine dunklen klugen Augen, die kein Weißes haben und fast tränenvoll blicken können) zu ihm hinaufrichtete, den jungen starken Hals hochhebend. Ich werde das nie vergessen. Und der reitende Mann oben sagte ganz richtig: „Aber das is ja wie ein Mensch — wie ein Mensch!“

Ich habe das Gefühl, daß die Seehunde, wenn man sich allgemeiner mit ihnen befaßte, uns näher kämen als Affen oder Hunde. Man kann im Verkehr mit einem solchen Tier allerhand Ernstes, Unwahrscheinliches erfahren, das doch auf dem Boden der reinsten Wirklichkeit ruht.

Ich zähle die Tage, so ich mit diesem Tier verbracht, zu den an Eindrücken merkwürdigsten meines Lebens.

IX.

Es waren bloß Tage. Je öfter ich ihm Nahrung gab, desto deutlicher wurde mir, wie wenig er davon zu sich nahm. Er prustete den ungewohnten Trank von sich, auch wenn ich ihm die Nasenlöcher zuhielt.

Seine Muskeln waren stark entwickelt, und wenn ich

im Gummimantel mich neben ihm wälzte, so war es häufig mehr ein gutmütiger Ringkampf als eine Fütterung.

Er ging auf diese Art der Ernährung nicht ein — er suchte seine Mutter . . .

Ich dachte zunächst, der Grund liege wohl in der Abneigung wider Kuhmilch. Ich tat in die Milch Tran, ich gab ihm dann reinen Tran. Doch er wollte diese Form der Ernährung nicht. Er war auf das Saugen eingestellt . . . Ich fand einen Ausweg, der münchhausisch klingt, aber im Ernst auf Tatsachen ruht. Ich hatte zum Zudecken oder Spielen ihm eine alte Radpellerine aus Lodenstoff hingeworfen, womit er sich beschäftigte. Ich goß nun Tran auf diese Pellerine, und in Wahrheit sah ich, wie er beim Spielen vom Geruch angelockt, zu saugen begann und einen Teil des Trans zu sich nahm.

Aber es war so wenig.

Dieser kräftige Kerl konnte davon nicht existieren. Das zerschnitt mir das Herz.

X.

Ich will mich kurz fassen. Auf einen Rohrpostbrief an den Zoologischen Garten kam die telegraphische Antwort, daß man dort einen Seehund nicht aufnehmen könne, weil sie selber Zucht hätten. Das Schicksal, das meinen Seehund damals auf der Tonne frühem Verderben preisgab, schien etwas gegen dies köstliche, liebenswerte Tier, das mehr ein Kind als ein Tier war, zu haben.

Ich sah keinen Ausweg, merkte, daß Naëmi in aller stolzen, runden Pracht vor Hunger unruhig war, — und beschloß, das Los dieses wundervollen, von allerhand Mächten verfolgten unschuldigen Kerlchens in einer milden und anständigen Form zu beenden.

XI.

Ein Telephongespräch mit jenem Tierarzt, der schon dem Bullenbeißer Jonathan den Weg aus diesem Leben

der Qual geöffnet hatte; — bald erschien er, mit einer kleinen Spritze.

Die Spritze wurde mit Zyankali gefüllt. Merkwürdig: der Arzt fürchtete sich ein bißchen vor dem jungen Sohn des Meeres, — nur an Landtiere gewöhnt.

Ich beruhigte ihn. Da stieß er vorsichtig das Instrument in die Seite des Seehundes und drückte den Saft hinein.

XII.

Ein paar Klagelaute, dumpf, beinah männlich, die mir im Gedächtnis haften.

Das Kerlchen rollte dreimal um seine Achse — und wand die Hinterflossen verschränkt, es war wie ein Händeringen.

Bewußtlosigkeit.

Nach einer Weile auch der Tod.

Aber doch erst nach einer ziemlichen Weile.

XIII.

Der Arzt sagte: „Das ist mein erster Seehund, — das nächste Mal nehm' ich aber die dreifache Menge Zyankali . . . und dabei ist er doch blutjung. Doller Kerl!“

XIV.

Er war ein doller Kerl.

Nun ist er schon abgebalgt, wird drei Wochen durchgegerbt — und geht der Ausstopfung entgegen. Seine Seele versammelt sich dann zu meinen Toten, zur stillen Schar meiner toten Tiere, zu meinem Igel Kasimir, zu meinem Bullenbeißer Jonathan, zu meinem Goldfisch Moritz — und zu dem älteren Seehund.

Er war von allen der Liebenswürdigsten einer . . . und ich denke still an dies freundliche kurze Zusammensein mit den zwei klügsten und menschlichsten Augen außerhalb unsrer Gattung. Schlaf gut, — Naëmi.

Das Weh der See

I.

Quod felix faustumque sit. Ich schreibe diese Zeilen, indem ich die Zigarettenasche mit der linken Hand in eine beim Wandern in der Öde gefundene Muschel stippe; in ein dütenförmig längliches Kalkgebild, aus dem ein Einsiedlerkrebs entflohen ist.

Ein Rochen-Ei liegt daneben; ich fand es beim Wandern. Sieht aus wie ein Säckchen aus schwarzem Leder, mit vier schwarzledernen Handgriffen dran . . .

II.

Essen und schlafen soll man. Im übrigen draußen sein auf der wilden Insel, wo schreiende Wasservögel, Hasen, Frösche hausen. Dort soll man mit den Tieren leben; wenigstens in ihrem Luftreich; den Spuren der Tiere soll man folgen . . . Das Auge fragt mit fiebriger Neugier ein aus der Flut gerissenes Meergewächs. Warum ähneln gewisse Teile deiner Ausläufer genau den Scheren eines Krebses? Sollen Tiere dadurch der Pflanze ferngehalten werden, indem eine Krebsschere sie zu bedrohen scheint? . . . Gibt es Anähnlichungen zwischen Tieren und Pflanzen desselben Bereichs, wodurch kommen sie zustande? Was für ein Gesetz waltet?

Ich habe mal in Nordafrika eine Palmeneidechse gekauft; ein Tier, dessen Schwanz das Aussehen eines Palmenteils, eines Stückes vom Stamm hat.

. . . Sieht man den Schwanz allein, so würde man nicht wissen, ob das einer Pflanze gehört oder einem beweglichen Lebegeschöpf. Vollkommene Täuschung! Wodurch entsteht sie? Zu welchem Zweck? (wenn es einen gibt)

Ist es kindisch, zu sagen: die Natur hat der Eidechse diesen Schwanz gegeben, damit man sie auf der Palme nicht entdeckt? Andererseits: ist es eine zulängliche Erklärung, zu sagen: solche Eidechsen, die zufällig einen palmenähnlichen Schwanz haben und auf Palmen hausen, sind am Leben geblieben, weil man sie dort schwer entdeckt? . . . Ist das wirklich eine Auskunft?

Wie steht es mit den Krebsscheren meiner Seepflanze? Hat sie „zufällig“ solche Scheren; und erhielt sich, weil man sie darum weniger beknabberte?

III.

Ich weiß es nicht. Ich weiß, daß ich zwei Meere schauen kann. Ein gepeitschtes, nahes: die offene See. Und in der Ferne noch ein schweigenderes, rätselhafteres, auf der andren Seite des Eilands verlassen grübelndes. (Darüber weg, in der fernsten Ferne, liegt ein Schein, das Festland.)

Alles zusammen schafft neue Fragen. Worauf soll das Ganze hinaus? Man fühlt . . . bestenfalls noch Empfindungen wie Liebe; wie Schmerzen, die man durchlebt; über allem unausrottbar das siegreiche Glück: zu atmen.

IV.

Man fühlt hier, wie man selber den Tieren ein Schicksal wird. Wie man ein Jäger ist und seine Lust erhöht durch das Verröcheln andrer Geschöpfe. Wie man über die Dünen schreitet — als das Schicksal. Ich habe mir nichts vorzuwerfen als einen Seehund! er hat nicht gelitten, denn bevor er's noch denken konnte, war er nicht mehr.

Ich habe nach keinem Vogel geschossen, keinen Fisch zu fangen gesucht. Aber was ich ringsherum seh', in der Luft dieses umtosten Erdstücks, ist Leiden; abermals Leiden. Das Weh der See.

Ich ging über die Dünen; entfernt von der bewohnten Siedelung; durch Dünentäler, Hochtäler, über Almen mit dunkelgrünem Gras in der Salzlucht zwischen zwei Meeren. Über den Gipfeln kreisten Möwen und schrien.

V.

Ich kletterte hinauf. Sofort nahm mich ein altes Tier an. Ich mußte den Mantel emporschwingen, um die wütende Möwe meinem Kopf, meinen Augen fernzuhalten. Sie schoß auf ihn bis auf die Entfernung eines halben Meters mit einer nicht vorzustellenden Geschwindigkeit herab, hob sich wieder in die Luft und wiederholte diesen Vorgang mit rasendem, stoßartigem Gekrächz eine Zeit lang.

Ich schwang den Mantel und kletterte höher. Jetzt machte keins der Tiere mehr einen Angriff, als ob es nutzlos wäre.

Ich sah im Gras regungslos eine junge Möwe kauern. Der Hakenschnabel noch schwarz; nicht gelb wie bei den ausgewachsenen Tieren. Regungslos gekauert. Über ihr das Dünengras, das langhalmige, so zurechtgebogen oder zurechtgedrückt, daß sie geschützt, verborgen lag. Ich wollte sie nicht mit der Hand berühren; denn sie müßte dann verhungern, weil die Alte das vom Menschen berührte Tier nicht mehr füttert . . . Als so der ziemlich große Vogel, ohne sich zu bewegen, neben mir lag, spürte ich einen Schauer. Ich weiß nicht, warum. Ich sah die langsam blinzelnden, blinzelnden Augen, die mich nicht anblicken wollten. Mit drei, vier ausgerupften Grashalmen berührte ich leise das Hinterteil, wo die grauschwarzen Federn noch flaumiger waren, und wollte eine Spur von Bewegung in das Tier bringen. Unmöglich. Es blieb geduckt, in fabelhaftem Schrecken gebannt, und blinzelte nur — indem es mich nicht anblickte.

.....
Ich ging weiter.

VI.

Ich mußte mich beim Treten in acht nehmen. Wieder war da und dort Gras umgebeugt, zurechtgedrückt, und allenthalben lagen Seevögel verborgen, noch nicht flugfähig, reglos. Oben kreisten wild und schrien die Alten. Ich stieg vorsichtig hinab . . . und schritt weiter, über die Dünen. Ein Volk Enten flog auf, in irrsinniger Todesfurcht ins Watt hastend, stürzend, taumelnd. Ich war das Schicksal. Im Dünental traf ich vereinzelt Frösche, die hier nicht hüpfen, sondern mühsam sich fortasteten, im Sand verschmachtet, vielleicht vom Sturm aus dem Watt gehoben. Ich nahm einen empor und ließ ihn später, über Höhen und Täler schreitend, am sumpfigen Küstenrand nieder. Ich war sein Schicksal.

Aber die andren blieben, wo sie waren, und krauchten elend weiter, sandumweht, in den qualvollen Tod. Langsam, langsam — in den qualvollen Verschüttungstod.

Und Hasen setzten davon, sobald sie den Schritt rasseln hörten. Manche keinen Meter von mir. In wilder Verwirrung hinab in eine sandige Schlucht; dort verschwanden sie. Sie spürten den Schatten des Schicksals.

Und über der offenen See schossen die Möwen zur Flut und schnappten mit mörderischem Schnabel Fische. Den Fischen kam aus der Luft das Schicksal. Und ich schritt weiter über die Dünen und sah hinter mich, — ob das Schicksal hinter mir käme.

VII.

Am nächsten Tage strich ich um den Südrand der Insel und traf einen weidmännisch gekleideten Menschen. Er war aus dem Königreich Sachsen, wie er nachher sagte. Er hatte Chemie studiert. Es war ihm nicht gelungen, einen „Hund“ zu schießen; deshalb wollte er,

bevor der Tag zu Ende ging, das Schicksal der Wasservögel werden. Um wenigstens, wie er sagte, „eine leidliche Strecke“ mit nach Haus zu bringen. Er hatte kaum die ersten Worte zu mir geredet, als er schoß. Seine Schrotkörner trafen jenen anmutvollen zierlichen Strandvogel, der um seiner Töne willen Regenpfeifer genannt wird. Das Tier hatte knapp einen halben Meter von der Flut gesessen. Es war nur verwundet. Entsetzensvoll floh es ins Wasser — aber das Salz drang ihm in die blutig offenen Teile des Leibs, und wie gestört hastete es zurück auf den Sand, unbekümmert um den Schützen.

Der griff es, — wie es von inneren Schlägen geworfen und durchhämmt wurde. Er hielt es an den Beinen.

Ich verlangte, daß er ein rasches Ende machte.

Das Tier wurde am Kopf gefaßt und mit dem Leib nach der andren Seite geworfen, es zu erwürgen. Aber es war nicht tot.

Er faßte es nun wieder an den Beinen und schlug es mit dem Kopf an den Kolben.

Es lebte jedoch immer noch.

Es hob den nach unten hängenden Kopf.

Er schlug es jetzt noch vier- bis fünfmal an den Kolben, bis es wirklich tot war.

Er kam dann hinter mir her.

VIII.

Auf einen Knall hin sah ich mich um. Eine dreijährige Silbermöwe stürzte herab auf den Sand. Beide Flügel und ein Fuß waren getroffen, der Leib nicht.

Sie konnte noch laufen.

Er vertrat ihr den Weg ins Meer.

Noch einen Versuch machte sie, dann blieb sie erschöpft sitzen und ihr Auge sah, sah, sah den Mörder an, der jetzt ganz dicht auf sie zutrat — als ob er unschlüssig wäre.

Mein Blut begann zu kochen.

Er sah sich um und nahm ein Stück Holz.

Als er den ersten Schlag nach dem Kopfe des darsitzenden Tiers führen wollte, hob es den Schnabel, öffnete ihn und gab einen Ton, der wie ein Widersprechen klang, von sich — und schnappte nach seiner Hand in Todesverzweiflung. Nach dem ersten Schlag kam dieser Ton noch einmal . . . schwächer.

Er drückte ihr dann den Brustkorb ein.

IX.

.....
Als ich, eine Stunde später, an die Südostküste gegangen war, lag ein kleiner Dampfer dort. Der Steuermann kauerte auf dem Hinterdeck und bereitete den Schollenfang vor. Er zog ein Netz aus dem Wasser, in dem sich Einsiedlerkrebse gefangen hatten.

Mit einem Haken zerschlug er die Muscheln, riß die Schaltiere heraus und band ihre zuckenden Stücke an eine Schnur. Das war der Köder für die Schollen.

Die Schnur mit den (durchlöcherten) Krebsen befestigte er zwischen den Reifen des Netzes.

Nach einer Weile zog er das Netz heraus und zerschlug den gefangenen Schollen die Köpfe an den Deckplanken.

X.

Der Sachse kam mit einer großen „Strecke“ zurück. Er hatte durch die Nasenlöcher aller toten Möwen und Regenpfeifer ein Stück Spagatschnur gezogen und hielt sie daran wie an einem Schlüsselbund. Im hellen Wasser sprang ein Fisch hoch; und der Steuermann, als ich ihn fragte, sprach: „Das war eine Makrele; sie hat nach'm lütten Fisch geschnappt.“

Über dem Wattenmeer stand ein Gewitter. Ich wanderte nach Norden. Es war dämmerig. Und zuweilen sah ich mich um, ob einer hinter mir käme.

Wilde Enten, wilde Gänse

I.

Frieseneiland . . . Sanft ist der Wächter mancher Entenkoje. „Koje“ — das Wort klingt traulich, einlullend, gemütlich. Der Tod steckt dahinter.

Es ist der Tod, der wilden Enten dräut. Vom Nordland kommen sie geflogen. Ein sanfter Mann waltet im Gebüsch.

Weit dehnt sich (zwischen den zwei Meeren) die Heide, sie blüht braunviolett, oben die Blüten leuchten, unten streckenweis holziges Braun, alles fest und dicht, daß es wie ein Pelz auf dem Eilandsboden aufsitzt. Heide, Heide, Heide — umsäumt vom Dünengebirg', durchtränkt von Salzluft, überlaubt von einem blauhellen Himmel. Und da . . .

II.

Da hebt sich etwas wie ein Sträucherzaun, mittendrin; ein großes grünes Viereck. Was ist das? Es ist die Koje. Mannshoch das Gebüsch. Man sieht nicht, was dahinter vorgeht . . . Durch lebende Wände mit verstohlenen Durchlässen, Seitengängen, verborgenen Querpfeilen, deckenden Laubmauern geht es in das Innere des Vierecks. Der Kern ist: ein Teich mit Süßwasser, auf dem ein paar Wildenten schwimmen.

Locktiere.

Sie können nicht davon, denn ein Flügel ist ihnen verschnitten. Auch kriegen sie ihr tägliches Futter — so haben sie den Wunsch nicht, wegzufiegen; werden willig zu Verrätern an ihren Brüdern und Schwestern, . . . die sie, gewohnheitsmäßig, in das Mordnetz locken.

III.

Denn sie sind abgerichtet, vor denen her in ein Netz zu schwimmen (aus dem sie selber sich zeitig retten) . . . Ja, Norwegens Wildenten fliegen im Herbst nach Süden und erblicken auf der Frieseninsel von oben her Süßwasserteiche, von hohem Gebüsch umsäumt. Sehn ein paar Stammesgenossen dort schwimmen. Gleich gehn sie hinunter, der lange See-
flug macht EBlust . . . da beginnen die gefütterten Kameraden ihr schäbiges Werk: locken sie ins Verderben.

Von dem Teich gehn Seitengräben aus, dahin schwimmen die Locktiere; die wilden folgen; plötzlich finden sie, daß ein Drahtnetz den Graben überdacht . . . Wehe!

Die gefütterten Verräter verlassen den Graben durch einen Seitenweg — denn sie fürchten sich nicht vor dem sanften Mann, dem Wächter, der jetzt hinter einer Binsenwand vortritt.

IV.

Die armen wilden Enten trauen sich nicht mehr zurück; nicht mehr an ihm vorbei, der ihnen mit einem Schritte den Weg versperrt, — sie tief hineinjagt in den Graben, dessen Netz immer enger wird. Dann zieht er die ihm hingekehrte Seite des Netzes zu. Jetzt sind sie . . . in rettungsloser Haft.

V.

Wenn ein Herbst gut ist, werden dreißigtausend Enten auf den Inseln so gefangen . . . Ich frage manchmal den sanften Mann: „Und was machen Sie, wenn die Tiere im Netz sind?“ Er sagt: „Ich öffne am äußersten Ende des Netzes einen klaainen Spalt, lange mit der Hand hinein und nehme aaine Ente heraus . . . Und dann“ (fügt er freundlich zu, mit jener flüsternden Zartheit im Spprechen, welche die Nordwestdeutschen

an der Wasserkante haben) — „und dann werf' ich das Tier nur mal eben so'n beten um meine Hand herum, daß es die Wirbelsäule bricht.“

Er sagt dann: „Sie sind maaistens glaaich doot, man muß es nur verßtehn.“

Wieviel tötet er hintereinander bei günstigem Fang? Er sagt freundlich und zart: „Manksmal über hundert Ssstück hintereinander.“

VI.

Die Binsenkulissen und Gesträuchmauern rascheln zwischendurch wie behext unter dem Wehen des Wattwindes, von der andren Seite brüllt offne See, aber hier innen ist Friede. Hier ist eine Statt für nordisches Grauen im hell-lichten Sommer. Der ssztille Wächter geht zu einer Bucht des geschützten, verborgenen Teiches und belohnt seine einflügigen Wildenten durch Futter, — für das tun sie alles, was von ihnen verlangt wird. Uäh!

Das Abendrot scheint herab.

VII.

Ein Seehundsjäger, den ich auf dem Heimweg treffe (schmächtiger Schiffer, in dessen Schullehrergesicht ich wieder jeden Muskel für sich arbeiten sehe), spricht mir von den Wildgänsen, die in den kalten Monaten herüberziehn, gleichfalls aus Nordland.

Und was für eine Jagd das gebe. Manche Leute gehn dann in der Dunkelheit mit Laternen auf die Düne. Die Gänse sehn bloß den Lichtschein, aber der Mensch selber steht im Finstern. Man kommt oft nicht zum Schuß: man schlägt die Tiere mit Knüppeln tot. Überhaupt sei der Winter köstlich auf den Inseln. Besonders eigneten sich Radfahrerlaternen hierzu. Auf drei Seiten müßten sie verhüllt sein, — sagt er flüsternd und weich.

VIII.

Wir gehn ein Stück Weges zusammen über die Heide, — sie blüht braunviolett mit leuchtend, holzigem Kraut, das dicht und fest wie ein Pelz auf dem Eilandsboden aufsitzt, zwischen den zwei Meeren.

... Wilde Enten, wilde Gänse! Sanfte Menschen.

Der See-Igel

I.

Heut abend sitzt man nachdenklich im Arbeitszimmer, ist die Nacht hindurch gefahren — aus Holland; hört die brennende Flamme über dem See-Igel (denn er hängt am Kronleuchter) leise glurksen und heimlich quoraxen, es dämmert ein Hauch von Verschollenheit durch den Raum, dazu kommt körperlich das Gefühl, daß man nicht ausgeschlafen hat, draußen ist alles still, nur einmal, wie in der Ferne, hört man einen Ruf, eine Frauenstimme, vielleicht eine Mutter von zweiundzwanzig Jahren, die was vom Söller hinabrufte; ich denke sie mir so, — und drin im Zimmer steht wohl die Amme und hält das Kind hoch.

Das alles sieht man, fast mit leiblichen Augen, in dieser stillen Stunde, — dann steigt Niederland auf.

II.

Niederland ...

Der See-Igel hängt unter der Flamme. Hat noch nie so viel Bücher gesehen; und noch kein Klavier.

Denn als ihn die Fischer zwischen England und Holland fingen, erstaunt ob seiner runden, ferkelhaften Größe, und ihn mordeten, den stachligen mit den runden, auseinanderstehenden Glotzaugen — da kam sein Leichnam in eins der kleinen, braunrotgedeckten Fischerhäuser, die sich gegen den böartigen

Dünenhimmel abheben; und in die Werkstatt für Mumien (wie es dem Pharaon Rhamses zu Ägyptenland geschah, welcher in Gizeh ruht. Genau so.).

III.

Er hat einen Stachelpanzer, hart wie Stahl; nach dem Tode noch wehrhaft. Er piekt.

Berührt man ihn, dreht er sich in der Runde, beglötzt alles, dann dreht er sich in der andren Richtung, langsam; ein Fremdling der Tiefe.

Die Augen blicken als Boten der andren Welt, die menschlichen Säugetieren seit einer Jahrmillion verlorenging, — da wir, aus derselben Zelle kommend, uns von diesem Mitbruder entfernt haben im Laufe der Zeit.

IV.

(Wer weiß, wo ich noch einmal hängen werde, — ob nicht ein Marsbewohner mich einst an seiner Lampe baumeln hat; und gibt mir einen Stoß; und ich dreh' mich langsam rechts rum, links rum; starre mit posthumen Augen auf sein Amöblemang.)

See-Igel! See-Igel! Rechts rum; links rum.

Verwunschene Möwen

I.

Manches macht auf mancher Frieseninsel den Eindruck des Verzauberten. Es gibt kein besseres Wort dafür: — verzaubert sehn die Dinge aus...

Einsam trifft man einen Mann, der tote Geschöpfe balsamiert. Schneidet die Leichen auf, entfernt alles leicht Verwesende, packt den Rest in ein Blechgefäß, das er luftdicht zulötet und irgendwohin schickt.

Dort besorgt ein Freund des Inselmannes den Rest.

II.

Auch er, im verborgen grauen Bretterhaus, gibt den Tierleichen ihre Lebensgestalt, wenn Eis und Schnee über die Frieseninsel sinken . . . und man Ruhe hat vor dem Anpochen sommerlicher Wanderer.

Der friesische Ausstopfer hockt bei den Tierbälgen, bei Vögeln und Seehunden; gibt ihnen die Form, wie das alles einst dahinflog, dahinschwamm, — als es atmete.

III.

Er ist wiederum ein fast zarter, heiterer Mann. Im beweglichen Schmalgesicht sieht man die Nerven unter der Haut arbeiten, wenn er spricht. Ja; von einer sanften, freundlichen Beschaffenheit.

Er wirtschaftet in Eingeweiden der toten Kreatur, kein Duft wirft ihn auf den Rücken. Es riecht nach ausgenommenen Fett-Tieren, Körperabfällen, toten Fischen . . . Rings hängen, liegen Bälge, noch ist an der Innenseite nicht alles rote Fleisch unschädlich gemacht vom Alaunbrei; mit vollen Händen wirft der Zauberer den Brei in die Hülle des verstorbenen Tieres.

Dann hängt es gesäubert, ohne festen Leib, nur Haut und Kopf; es scheint vom Nagel herunter — seltsam! — im Tode zu lächeln. Längst verschollen sind die Viecherseelen, so dort in manchem Fell gehaust. Längst verschollen.

IV.

Hinten seh' ich eine räumige Kiste, aus der Töne kommen, Schreie; — dazwischen etwas wie ein Flügel schlagen.

Das sind Möwen in der Gefangenschaft. Noch hat sich ihr Gefieder nicht weiß oder silbergrau gefärbt; (das kommt im dritten Jahr; so alt sind die verhafteten Tiere nicht).

Ach, die Sturmvögel werden jung gezähmt. Wenn man früh damit anfängt, . . . !

Was ist ihr späteres Schicksal? Sie kommen zu den Hühnern. Ein Stück zwischendurch in irgendeinen Hühnerhof. (Es gibt Leute, die das gern haben.)

Diese Möwen fliegen hernach nicht weg. Sie bleiben, wo sie gewöhnt sind, ihr Futter zu bekommen. Uäh!

V.

.....
Aber wenn so ein Vogel, fern von der See, in einem Gehöft unter gackernden, trippelnden Spottgestalten sein einsames Leben verbringt, weil man ihm die Fütterung sichert, — erwacht nicht manchmal nebelhaftes Erinnern an etwas Großes, Brausendes, Weißgepeitschtes, Salziges?

Und an schwebende, wiegende Flüge unter Wolken hin, hinter Schiffen her?

(Ach, hinter Schiffen flogen sie auch nur her, um Futter zu kriegen, Küchenabfälle; uäh!)

Tod eines Lachses

I.

Schleppen sagen die Bayern vom Angeln, wenn es aus dem fahrenden Boot geschieht.

Was wir im Norden „angeln“ heißen, dies Wort verschmäht man; der Bayer sagt hierfür „fischen“. Er ist also den britischen Sprachvettern da näher geblieben als wir — sie nennen den Vorgang auch fishing.

(Obwohl sie doch Angel-Sachsen sind . . . hihi.)

II.

Früh um Zehn war nach meinem Inselchen im Chiemsee ein Bekannter im Ruderboot gekommen, saß

beim Bier und einem Imbiß im Gasthof, als ich vom Morgengang zurückkam. Er wollte mich mitnehmen, zum Schleppen.

Ein Postmensch mit Frau, dem das Boot gehörte, war dabei — die Sprechweise des eingeborenen Ehepaars stach von der knapperen Rede des pommer-schen Junkers ab. Sie äußerten sich in freundlichem Schwall.

III.

Schleiertvoll, dämmerblau guckten die Berge, Hochberge wie Vorberge, herüber in das meilenbreite, meilenlange Grünglas des Sees . . . Nur: man hatte schon seit sieben Uhr morgens g'schleppt, ohne daß ein Wesen anbiß.

Ich schwor mich, ihnen Glück zu bringen.

IV.

Siehe — kaum hatten wir begonnen, etwas über das im Mittelmeer so oft gesehene Springen der Tümmeler oder Schweinsfische oder Delphine zu talken . . . da entglitt dem Pommern ein Ruf gedämpften Glücks; er fühlte, daß (fünzig Meter von uns) ein schweres Tier dran sein mußte; wie man's in diesem Wasser noch nicht gehabt.

Auf alle wirkte der Augenblick so stark, daß die vier Ruder des Postpaars mit den Ösen (in Bayern sind ja die Ruder anders als bei uns befestigt) herausrutschten — was aber stracks gutgemacht wurde.

V.

Der Laie denkt nun: wenn ein Fisch angebissen hat, wird er hochgezogen. Keine Spur . . . jetzt beginnt es erst.

Der Fisch würde, wenn die über eine Drehrolle nachgeschleppte Schnur einfach herausgeholt würde, sich losreißen oder durch die Heftigkeit der Bewegung

losgerissen werden — ein besonders schweres Tier könnte durch eine schreckhafte Wendung sogar die gewachste Schnur sprengen. Jetzt geht also die ... Kunst an.

VI.

Man muß die Schnur nachlassen, wenn der Fisch (den man ja nicht sieht, der fünfzig Meter entfernt unter Wasser ist) wegschwimmen will.

Die Spannung der Schnur darf nie zu stark werden. Also muß man mit dem Boot nachfahren, wohin der Fisch lenkt — denn die Schnur hat schließlich mal ein Ende; dieser Umstand muß durch Rudern eingebracht werden.

Dabei kommt alles auf das Kommando Dessen an, der die Schnur betastet und mit dem Schwimme, dem Gewende des Fisches Fühlung behält ... Zweitens hängt vieles vom geschickten Befolgen der Kommandos durch die Rudernden ab — die Postgatten machten jetzt ihre Sache voll Jagdgier ausgezeichnet.

VII.

.....
Wir haben vierzig Minuten gebraucht, den Lachs zu holen.

Etwas Schwermütiges, Trauriges mengt sich, wenn ich von meiner Empfindung sprechen soll, in den ... Sieg. Fische müssen ja geangelt werden — 's ist wahr. Aber daß mit diesem Leiden eines Tiers das Vergnügen für uns verbunden ist: das läßt mir dies Vergnügen kleiner werden.

Armer Kerl! Wir hatten ihn immer noch nicht gesehen. Wir wußten bloß durch seine Schnursignale von ihm ... Es gilt, den gefangenen schweren Fisch, wie der Jägerausdruck lautet, zu ermüden. Gräßlich. Das geschieht nur durch Nachgeben; durch Vermeiden gewaltsamer Rucke, — bis er sich mit seinem Schicksal abgefunden hat, die Flinte gewissermaßen in den See-

tang wirft . . . und sich zuletzt sachte hochziehen (und morden) läßt.

Es bleibt ein Augenblick starker Erregung, wenn er dann sichtbar wird, nachdem er solange Zeit ein Rätsel schien. Mein Bekannter hatte den Sport sehr klug mit erprobter Fühligkeit der tastenden Hand bewältigt.

VIII.

Es war ein Lachs. Fünfzehn Pfund. Länge: gut ein Meter.

Wenn er mit dem Netz ins Boot gehoben wird (denn beim Heben mit der Schnur wäre noch in der letzten Sekunde sein Verlust zu fürchten, weil ja der Fisch in der Luft schwerer wird) — da macht er noch einen Gewaltsprung. Den letzten Rettungsversuch.

Nützt nichts.

Jetzt, endlich, erlöst ihn ein richtig gezielter Schlag mit dem Holzscheit von der Erinnerung an alle Qual der letzten vierzig Minuten — (und an die Lust vorausgegangener Jahre: wo er andre Lebewesen teils gefressen, teils begattet hat; so geht es zu in der Welt).

IX.

— — — — —
Ich habe den Hergang einfach geschildert; ohne doch beschreiben zu können, wie beglückt ich, gegen meinen Willen, war, als wir den Fisch hatten.

Ja, gegen meinen Willen!

(Wir sind noch nicht genug entafft.)

. . . Soviel über den Tod jenes Lachses.

Der Wasserkäfer

I.

Der Film wird ein irdischer Wert: wenn er die Natur beschleicht, packt, verewigt, entlarvt.

. . . Am Schluß (in einer kleinen Stadt) gab es „Ein

Bild aus dem Tierleben“. Der Wasserkäfer ist Mittelpunkt. Ich sehe, wie er sich und seine gleichgearteten Larven mordend ernährt.

Alles tausendfach vergrößert.

Dies Winzige bekommt in der Vergrößerung seine schreckensvolle Raubtiergestalt.

II.

Man gewahrt (während sekundenlang etwas innen stockt) riesengroß den furchtbarsten Kampf zwischen Geschöpf und Geschöpf.

Der Wasserkäfer stürzt sich auf einen Salamander; seine Larven stürzen sich mörderisch auf Kaulquappen; ein Ringen, mit haarsträubenden Einzelheiten in dieser Vergrößerung, hebt an.

Sie packen mit spitzen scharfen Fetzbohrern einander um die weiche Mitte des Leibes; der eine will den andren dann lähmen, erdrosseln; gräßliche Zuckungen, wüst-wirr. Stumm, kein Ton; dennoch hört man das Keuchen, das Röcheln; jeder in Menschenlänge; einer beißt, um zu beißen; einer beißt, um nicht gebissen zu werden; Todeskampf; das eine Viech hat nun das andre fast am Ersticken; jetzt gibt es ihm den Rest; nein, das andre zuckt noch; endlich; aus; das stärkere Viech schleppt das tote Viech fort; beide sind menschenlang; es ist furchtbar.

III.

Der Film wird ein irdischer Gipfelwert, sobald er (fern von käsigen Rührdichtungen der Poetaster) den Deckel dieser Welt lüftet: wo die Wasserkäfer leben.

Karnickel

I.

Grunewald. Winter.

Nachts, wenn man heimkommt, sieht man das ganze

Jahr hindurch die Straße von wilden Langohren erfüllt. Riesenviecher. Beinah wie zurückgebliebene Känguruhs.

Das ist ein Leben des Nachts auf dem Wagenweg und auf dem Fußweg! Es fehlt einem, so die Wildversammlung auf der Straße nicht vollzählig ist.

Manchmal pürscht man sich heran, schleichend.

Die Wildkarnickel tosen in alle vier Winde. — Abersie machen nach einer kurzen Strecke wieder Halt, sichern (einer hier, einer dort) und rennen dann abermals ein Stück, so daß die Straße nachts immer belebt bleibt; ja daß förmlich der Mond von riesenlangen Ohren verdeckt wird, der Himmel sich verdüstert und jeder Punkt des Damms beweglich scheint.

II.

Wenn ich meine Haustür aufschließen will, nachdem ich das Gartentor längst geschlossen, sitzt vor der großen Glasschibe unter der Einfahrts-Traufe von Milchglas ein hasenähnliches Geschöpf mit vier Läufen und senkrecht gevaltigen Lauschern — er hüpfte, rennt, schießt, torkelt durch irgend eine Öffnung zurück.

III.

Bei furchtbaem Schneefall hat ihr Volk schwer zu leiden. Die armen Kreaturen, die sonst immer erst nachts ihre Versammlung abhalten, werden am Spätnachmittag schon vom Hunger auf die Straße gedrängt.

Eine Wohnung hat jedes dieser Geschöpfe drunten in der Erde, doch keine Beköstigung. Nachts, wenn ich ankomme, haben sie nun kaum noch die Kraft, schnell wegzulaufen — sobald ich mit dem Regenschirm visiere. Sie wanken bloß leinlaut von hinnen.

Warum soll man seine Gefühle nicht wahrheitsgemäß feststellen? Es ist nicht „überspannt“, bei Frost, ob man will oder nicht, das furchtbare Leid der mitlebenden Kreatur zu empfinden, so daß man fast zu Boden

gedrückt wird. Ich weiß, daß wir unsre eignen Sorgen haben — . . .

Diese armen Viecher sind mit geringen Verstandeskräften, ohne genossenschaftlichen Verband der furchtbaren Grausamkeit ihres Hungers hingegeben. Es sind nur Karnickel — ich weiß. Ich weiß, daß höhere Tiere vom Winter anderswo zu leiden haben. Edlere Gattungen — ich weiß. Aber diese da seh ich doch jede Nacht und jeden Spätnachmittag. Ich sehe, wie sie täglich kleinlauter werden, wie sie täglich torklender, langsamer davonwanken. Und wenn ich schon einiges Weißbrot dort verstreue, so kann ich diese Vöker alle doch nicht von gräßlicher Folter befreien.

Ich steige die Treppen hinauf . . . im Einschlafen wacht immer der Gedanke, daß da unten Ween wie ich von bitterster Marter zerfleischt werde; daß sie wanken, hoffen, klagen, leiden, in verlängerter Qual erzittern, verzweifeln, sterben.

Verflucht. Gutnacht.

Der Bullenbeißer Jonathan

I.

Hinter den weißgrauen Wolken mag die Schneekoppe liegen und der Riesenkamm. Sehbar sind sie nicht, denn es gießt mit Kannen . . . Der Bullenbeißer Jonathan erschauert. Er ist für feuchte Kälte nicht eingenommen, wie alle Jünger seiner Rasse, sitzt mit groß erstauntem Blick auf den Polstrn, an Reinlichkeit während dieser Fahrt ein unverrückbares Vorbild, und ahnt nicht, welche Gefahr ihn undrät.

Der Vorsteher mit der roten Mütze sagt während einstündigen Aufenthalts voll Teilnahme mit schlesischem Tonfall: „Lieber Herr, där Hund wird Ihn' ja hier erschossen!“ Ich höre, daß Hundesperre herrscht,

keine Gnade geübt wird. Ich verlasse den Bahnhof nicht, verstecke das weißbäuchige Tier unter dem weiten Reisemantel, in den man sich zweimal hüllen kann, und fahre mit der nächsten Gelegenheit ins waldenburger Gebirge, dort werden sie wohl ein Einsehn haben und solche Geschöpfe nicht umbringen, zumal mit so leuchtender Jugend und grimmig-komischer Anmut begabte. Das wäre noch schöner.

Als der Abend niedersinkt, steigen wir zum Übernachten in einem kleinen schlesischen Ort aus. „Ist hier Hundesperre?“ — „Nee doch!“ —

II.

(Um 8 Uhr abends.) Ich spanne den Schirm auf, gehe schräg über den Platz in das Schlächtergeschäft und kaufe für Jonathan Schabefleisch. Die Strippen klatschen dicht vom graufahlen Himmel. Ich schleiche triefend in den Gasthof. Kißlingsches Kulmbacher gibt es und Forellen. Das schwarze Bier hat, ganz entfernt, einen Beigeschmack von Rauch oder Pech. Draußen klatschen die Strippen, in aller Stille dieses grünbelaubten Kessels, über dem die Nacht liegt. Der Kellner bringt noch ein „Seidel“. Man raucht und denkt beim Trinken an den Stammsitz dieses Tranks in der alten Oderstadt. Das liegt weit zurück . . . Um Zehn ruht man. Nebenan in einem Mansardengelaß schnarcht Jonathan, daß sich das Dach biegt.

III.

Zwei Tage darauf steht man am Fuß der Hohen Eule. Noch einen Tag hat es gegossen, dann blauer Himmel. Schlesien grünt und duftet und blüht, es ist ein herrliches Land voll zutraulicher Lieblichkeit, mit vielen Wiesenblumen, begrüntem Fels und Quellbächen.

Und mit freundlichen, zutraulichen, behaglichen, menschlichen Menschen.

Wieviel Bäuerle trifft man unterwegs und Bauern-

mädel und Bäuerinnen; welche mit Blondhaar; und welche mit schwarzen Zöpfen und mit Augen wie Hutnadeln. Die alten Männerle, die alten Weiberle, die kleinen Jungen, die Pferdeknechte und die Hütemädel — alle sagen zu Jonathan etwas Freundliches. „Hundla“ rufen sie ihm entgegen. Keiner, der ihm nicht von Herzen was Gutes wünscht. Er springt glücklich an ihnen hoch und wackelt mit dem Hinterteil.

Ein sonntäglich bescheidenes Ehepaar (eine behagliche Frau und ein schwächtiges Männchel mit gelbem Schnurrbart) kann sich auf dem Wege von dem „Bullenbeißerle“ gar nicht trennen. „Nu da!“ sagt der Mann, „wir habener welche mi'm Teelöffel uffgezoga!“ Nämlich wenn die Alte gestorben war. „Und hernacher a Sticke Veilchenwurzel am Bündel um a Hals gehängt, das ham se gerne, wenn de Zähndel kumm!...“

IV.

Die Eule hat einen Namen, grau, nächtlich, düster. Aber sonnensatt liegt sie da. Den Turm auf ihrem breiten Rücken. Die Eule — das ist sommerlicher Mittagsfrieden und schlesische Wäldereinsamkeit mit einem Blick über schwarzgrünes Gebirg und grün-lichtes Tal mit roten Ortschaften.

Die Eule trägt den Blick weit; es wächst in Schlesien zu Beginn des Junimonats alles dicht und reich und dick und feucht, und dazu hört man immer was rauschen. Matten und Häusel gibt es, Bachstelzen fliegen, Obstbäume blühen, im Wasser schwimmen Forellen, die Erde lacht.

Von oben sieht man die Heuscheuer wie eine blaugraue Wand im Abendschein liegen, und die Kulissen der Berge sind bald keine Kulissen mehr, sondern wirklich atmende, lange Meereswogen, die hoch und dunstselig dahinrollen über die Welt, über Schlesien, über die Heimat.

Was man in der ersten Jugend gesehn, nein: aufge-

sogen hat, das läßt, wie auch das Leben dann andre Gesichter zeigen mag, klingende, singende Spuren für immer zurück.

Dies wundergute Land sah gemeinstes Elend in fahlem tödlichem Groll. Auch heut sind die Weber keine Milliardäre. Doch zu schweigen brauchen sie nicht mehr . . . Und heut sind sie, wie damals, als Menschen freundlich, gütig, betulich und zutraulich, edle Kerle vom Scheitel bis zur Sohle. Wer es leugnet, ist ein Hundsfoth.

V.

Der Bullenbeißer Jonathan war mit auf die Eule gestiegen. Er sah von dem Turm über Schlesien.

Unterhalb des Gipfels, eine Viertelstunde Wegs, liegt das Euldörfel. Es ist im Grunde kein Dorf, bloß ein paar verstreute, verschollene, demütig-holde Anwesen. Wenn man des Abends beim Abstieg bei einem vorbeikommt, sieht man kein Licht, denn die Insassen legensich mit den Hühnern hin, um mit der Sonne zu erwachen. Hie und da steht noch ein „Jungla“ vor der Tür und guckt in den späten Schein. Es riecht feierabendlich nach Heu und Kuhmist. (Jonathan tritt wie ein Kind) . . . Gegenüber von dem Häusel ist ein Abhang. Schon mehr ein Abgrund. Nein, kurzweg ein Grund. In dem Grunde „diest“ etwas. Mir fiel von dem heimgegangenen W. von der Vogelweide ein mittelhochdeutsch malender Vers ein:

Ich hört ein wazzer diezen.

Gibt das nicht eine andre Tonmalerei (ich sage nicht eine bessere) als der Satz: ich hörte ein Wasser rauschen? So wie dieser Vers es malt, so dieste das Wasser dort . . .

Ganz in der Tiefe schoß es hin. Mit scharfem Gang. In allerhand Windungen. Halb verborgen . . .

Und sein Ton drang durch das nahende Dunkel über Matten und Büsche herauf. Drüben, jenseits des Grun-

des, schwebten hundert Hängebirken langsam durch die Wolken in das Paradies.

Wir schritten ins Tal. Die Nacht brach ein. Und der Bullenbeißer Jonathan, der kurz vorher noch gebellt hatte wie ein Lämmel mit Stimmbruch, suchte sich beim Gehn an meine Beine zu schmiegen.

VI.

Heute wird hier das Schicksal eines Hundes gemeldet. Eines nicht alltäglichen Hundes; eines jungen Tieres mit großem Kopf und weißen Strümpfen und breiter Brust; der Tod des Bullenbeißers Jonathan.

Ein Hund kann das ulkigste, freundlichste von allen Geschöpfen sein — und geht plötzlich nach Martern von kaum vorstellbarer Qual zugrunde. Mit einem glückseligen, springenden, grimmig schönen, klugen, komischen, zutraulichen, herrlichen Tier geht man aus — und mit einem Paket kommt man heim.

Wir schlenderten durch den Grunewald in der Nachmittagsschwüle. Allmählich kamen die ersten Häuser der Stadt. Dann saß das grimmig-freundliche Wesen eine Stunde lang behaglich auf dem Stuhl eines kleinen Gartens unter einem Zeltdach. Dann gingen wir zurück in den Grunewald. Aber nach den ersten Schritten — was war das? Die Bulldogge schießt mit gellend langen Schmerzenslauten davon, jetzt zurück, jetzt im Kreis herum, ein Ton erschüttert die Luft, der im Handumdrehen ein halbes Hundert Menschen herzu-eilen läßt. Ein fürchterliches Schreien. Das Tier rast. Man merkt mit halb stillstehendem Herzen, daß es vor Schmerz verrückt ist.

Man greift es mit vieler Mühe, hebt es hoch und rennt mit ihm davon, in der Richtung des nächsten Tierarztes.

Der Hund reißt sich los. Er brüllt, als wenn ihm die Eingeweide langsam durchschnitten würden.

Man stürzt hinter ihm her, hebt ihn nochmals hoch und läßt mit aller Kraft nicht locker.

Aber wütende Töne gibt der Hund von sich, schneidende Laute überirdischen Schmerzes, — die ich von keinem Tier und keinem Menschen jemals gehört. Mit der letzten Anstrengung halt' ich ihn und stürze vorwärts, der Schaum steht ihm fingerdick vor dem Mund. Ich muß verhüten, daß er irgend jemanden beißt; ich muß ihn auch so halten, daß er mich nicht beißen kann. Für die Dauer eines längeren Lebens werd' ich diesen Weg nicht vergessen. Der Hund erkennt mich nicht mehr.

Er ist bloß noch eine rasende Masse.

VII.

Zufällig ist eben der Tierarzt im Begriff, sein Haus zu betreten. Er geht voran, ich mit der Last ihm nach. „Der Hund ist toll.“ — „Toll nicht, aber wahrscheinlich geisteskrank... Gehirnkongestionen... Man muß versuchen, ihn herunterzulassen, vielleicht beruhigt er sich im Zimmer...“

Aber das rasende Geschöpf beruhigt sich nicht, es schießt wie eine Ratte dahin, merkwürdig verändert, den Bauch an der Erde, — hierhin, dorthin, mit langgezogenen Irrsinnstönen, es stößt an Schränke, Tische, daß sie wackeln, immer den Bauch an der Erde... in der Art einer fliehenden Ratte.

Ein schrecklicher Anblick, als ob er geglüht würde.

Ich kommandiere: „Bleib!“ das ihm wohlbekannte Signal. Wie mit einer Reflexbewegung bleibt er angewurzelt für eine Sekunde, — — dann tobt er toller als zuvor.

Wieviel Wunden muß er sich geschlagen haben.

Ich rufe verzweifelt seinen Namen. Wieder hat er einen lichten Augenblick, legt die Vordertatzen freundlich an mich, aber mit einer fremden Trauer in den

Augen, in der nächsten Sekunde schießt er wieder als eine gellend brüllende Ratte herum, bis er niedersinkt.

VIII.

Ich fasse den Schreienden, hebe ihn auf den Operationstisch, der Doktor kommt mit der Morphiumspritze, eine ganze Menge von dem einschläfernden Stoff wird dem Tier unter die Haut gejagt. Es ist anscheinend umsonst. Er rast weiter, schreiend, er stößt seinen herrlich getigerten Leib grausam an alles, was fest ist, bis er sich unter ein Sofa verkriecht. Dort sitzt er und ... singt.

Es ist fürchterlich. Dieser irrsinnige Hund singt wie ein Vogel. Ich habe so eine Stimme niemals gehört.

Ein mir fremdes Wesen kauert dort.

Der Doktor sagt: „Weiß der ...!, wenn ich nicht wüßte, daß ein Hund hier im Zimmer ist, ich würde glauben, es ist ein Vogel, ein Papagei ... oder jetzt wie ein Huhn ...“

IX.

Es war mir nicht möglich, das Leiden meines lieben Freundes länger mitanzusehn. Der Doktor versprach sich von Brom, das etliche Tage hintereinander gegeben werden soll, für das Tier eine Wirkung. Ich fragte: „Kann sich der Anfall wiederholen?“ Das könne er schon. Und was ein starker Bullenbeißer in solchem Augenblick dann anrichte, sei nicht übersehbar. Man würde gut tun, ihn unter diesen Umständen, falls es sich nämlich wiederholt, „abzuschaffen“.

Abzuschaffen?

.....

„Was ist die mildeste Methode?“

Er sprach: „Wir könnten ihm dann eines Tages Chloroform geben, daß er glatt einschläft.“

Unter dem Sofa saß der Hund und sang. Von Zeit zu Zeit war es still — dann brach wieder ein langer Ton

irrsinnigen Leidens hervor. Ich beschloß, ein Ende zu machen. „Geben Sie ihm, Herr Doktor, das Chloroform jetzt gleich.“

Er sagte: „Vielleicht ist es Ihnen möglich, das Tier auf den Operationstisch zu bekommen, von seinem Herrn wird er sich eher greifen lassen.“ Ich sah unter das Sofa, dort saß die Bulldogge mit völlig verändertem Blick, die Zunge hing heraus, er kannte mich nicht. Ich schob ihn nach der schmalen Seite des Sofas, bis der Kopf hervorkam. Ich faßte meinen Hund zum letzten Male fest und sanft; ich hob ihn auf den Tisch.

Der Arzt hatte das Zimmer verlassen, um etwas zu holen. Ich streichelte das Fell meines Tieres. Es war still erschöpft und ließ traurig meine Hand über sich gleiten; er schien mich zu kennen. Der Arzt mußte bald eintreten, denn ich hörte das Geräusch einer Flasche und eines Trichters. Ich sprach zu meinem Hund:

„Mein lieber, lieber Jonathan!“

X.

Als der Doktor ein Tuch über den Kopf des Tieres legte, war es wie ein Erwachen. Der Hund, eben noch ruhig, sträubte sich mit der letzten Kraft. Er schien zu wissen, was bevorstand. Er wehrte sich verzweifelt. Der Doktor sprach: „Bitte, halten Sie ihm die Hinterfüße.“

Ich hielt sie.

Er goß von der Flüssigkeit auf das Tuch. Bald ließ der Widerstand nach. Ich scheue mich nicht, hier zu verzeichnen, daß ich an dem Hund das übliche Merkmal der Todesangst wahrte.

Nach einer kurzen Weile stieß er dann einen kurzen Seufzer aus, wie er mitunter im Leben, wenn er glücklich und müde war, einmal kurz geseufzt hatte. Hierauf schlief er fest.

Der Doktor sprach von Hirnkongestionen, die nur in manchen Fällen bedrohlich seien, und von der völlig veränderten Stimme, die ihm aufgefallen sei. Diese mache ihn stutzig, weil sie ein Merkmal für Tollwut sein könne. Wir plauderten darüber. Der Hund schien bloß zu schlafen. Aber der Arzt nahm ein Hörgerät, das er in die Herzgegend schob.

Das Herz des Bullenbeißers Jonathan schlug nicht mehr.

XI.

Er hob ihm nun das Tuch vom Kopf. Ich sah nicht hin. Der Hund hatte mich vor ein paar Tagen gebissen — und nicht nur mich. Allerhand Möglichkeiten stiegen auf . . . Der Arzt blieb zwar nach wie vor bei seinem Glauben, daß Hirnveränderungen vorlagen und nicht Tollwut — aber die veränderte Stimme hatte Bedenken in ihm erzeugt. Er fragte nach Bißwunden.

Das waren bloß geringe Zerreißen der Haut, diese Bulldoggen schnappen ja gerne nach den Händen.

Er betonte, daß nach seinem besten Gewissen Tollwut nicht anzunehmen sei (er war sonst auch zur Meldung verpflichtet), doch er riet: den toten Bullenbeißer von der Wutschutz-Abteilung untersuchen zu lassen.

Zugleich gab er anheim, daß Personen meines Bekanntenkreises, die von dem Hunde gebissen waren, sich impfen lassen möchten. Er selber, der Arzt, habe sich in einem ähnlichen Fall der Impfung unterzogen.

„An das Stechen gewöhnt man sich bald. Die ersten zwei Male tut es nicht sehr wohl, aber am fünften, sechsten Tag hat man fast ein Bedürfnis danach. Der Bauch — man wird nämlich in den Bauch geimpft — sieht freilich wie eine Landkarte aus. In allen Farben. Aber das vergeht. Das Unangenehme ist, daß man einundzwanzig Mal hinmuß — daß man täglich an einundzwanzig Tagen geimpft wird. Die Herren sind liebenswürdig, aber die meilenlange Fahrt durch ganz

Berlin drei Wochen lang jeden Morgen, um den Stich zu empfangen — es gibt Hübscheres auf der Welt. . .“

Der Arzt holte langsam etliche Bogen Packpapier, legte die Bulldogge darauf und begann zuzuschnüren.

Das Paket fuhr mit mir in den Grunewald zurück.

XII.

Gegen Abend waren ein paar dringende Anordnungen und die telephonische Vorbesprechung soweit erledigt, daß der Körper nach der Schutzstelle gegen Tollwut gebracht werden konnte.

Das Paket war, um transportabler zu sein, zur Hälfte in einen großen Rucksack geschoben (mit dem ich vor allerhand Sommern über das Schlappina-Joch im Morgenlicht aus Tirol in die Schweiz gestiegen war). Die Riesenstadt atmete still an einem beruhigend sommerlichen Abend, die Leute gingen spazieren, nein, sie schlenderten, der Tag war drückend gewesen, jetzt kam frische Luft, alles schien zu plaudern, und die Hunde gingen mit.

XIII.

Was ist das für eine merkwürdige Gegend, hier draußen, hoch im Nordwesten; noch nie war mein Fuß dahin gekommen. Alles frisch erstanden. Viel Grün, auffallend gute Luft. Der Wagen fährt an einem Kanal entlang, man liest „Südufer“, dann „Nordufer“. Hier gibt es plötzlich eine Sonderstadt. . .

Etwas Graues, Sympathisches, Neues dehnt sich; nicht ein Haus, wirklich eine Stadt.

Nahebei, unter den Bäumen, lustwandelt alles, was in dieser besitzlosen Gegend Luft schöpfen will. Ein sehr heiterer Friede dämmert um den Bezirk.

XIV.

Nicht weit ab liegt ein stark unterscheidliches, aus roten Ziegeln erbautes Anwesen, — das ist der Ort,

wo übertragbare Krankheiten bekämpft werden. Das Verfahren ist folgendes:

Das Gehirn des toten Hundes wird untersucht; die Spuren der Tollwut sind dann mitunter sofort zu erkennen . . . Die Untersuchung ist aber nicht unbedingt maßgebend. Es ist möglich, daß ein Hund toll war, und daß trotzdem die Prüfung nicht Entscheidendes verrät . . . In diesem Fall geht man zum zweiten Teil des Verfahrens über: zum Impfen. Teile vom Gehirn des toten Hundes werden andren Tieren, Versuchstieren, eingeimpft. Sterben sie nach der Impfung unter bestimmten Erscheinungen, so war der Hund tollwütig. Die geimpften Tiere sind . . . nicht bloß Kaninchen und Meerschweinchen. Bei einer dritten Tierart tritt die Wirkung noch schneller ein: bei den Ratten.

XV.

Diese Erfindung ist großartig, man erfährt mit voller Sicherheit, ob der Hund wutkrank war oder nicht.

Bleiben die Ratten, Karnickel, Meerschweinchen lebendig: so war die Krankheit des verstorbenen Hundes nur in Äußerlichkeiten verwandt mit der Tollwut, aber nicht Tollwut selber, und (dies ist das Wichtigste) auch durch Bisse nicht übertragbar.

Aber der heikelste Punkt an Pasteurs Erfindung ist: daß die Versuchstiere vielleicht erst nach zwei Monaten erkranken, also ziemlich spät die Spuren der Tollwut aufzeigen. Innerhalb dieser zwei Monate —

XVI.

Innerhalb dieser zwei Monate weiß der Gebissene nicht, ob ihm selber ein Ausbruch von Tollwut bevorsteht. Hier setzt nun der Schutzversuch, die Menschenimpfung ein. (Rattenimpfung dient zum Erkennen, Menschenimpfung zum Beseitigen der Krankheit) . . .

Das Unheimliche bleibt am Schicksal der Gebissenen, daß noch zwei Jahre nach dem Biß die Krankheit jäh-

lings bei ihnen ausbrechen kann . . . Der Gedanke, daß ich anno 19 . . im Theater einen vor mir sitzenden Herrn plötzlich in den Kopf beiße, vielleicht zu bellen anfangen und mich tot rase, hat für mich (darin bin ich komisch) nichts Anheimelndes.

XVII.

.....
Der Gelehrte, der meinen Fall behandelte, riet mir, als er erfuhr, der Hund sei vorübergehend in Schlesien gewesen, die Impfung vornehmen zu lassen . . . Nun begann ein Kampf in mir. Ich habe die größte Bewunderung für Pasteur — aber auch die größte Abneigung, mir einen Fremdkörper unter die Haut bringen zu lassen; zumal wenn dies Serum auf Umwegen von wutkranken Tieren stammt . . . Es war mir nicht angenehm, einen Tollwutstoff ins Blut zu bekommen, wenn es auch ein Tollwut-Abwehrstoff war . . .

Ich schlief in dieser Nacht weniger fest als sonst.

XVIII.

Am Morgen fuhr ich wieder hinaus nach dem fernen Stadtteil mit dem Burg-Anwesen.

Jedes der Symptome sprachen wir nochmals durch — und siehe, eines (das ich nicht berührt hatte) war ausschlaggebend. Eine Stunde vor der Gehirnkrisis hatte der Hund eine große Mahlzeit, fast ein halbes Pfund Schabefleisch und Reis, mit größter Wonne zu sich genommen. Das macht ein wutkrankes Tier nicht.

XIX.

Die Gefahr des Erkrankens ist für mich ausgeschaltet.

Die Trauer um den Freund mit seiner Drolligkeit und grimmigen Schönheit hat aufs neue die Oberhand.

Noch lebt er bei mir auf meinen Gängen im Wald. . . . Und wenn ich einen Weg überschreite, ruf' ich gedämpft:

„Jonathan, hopp . . .“

Der Hund von St.-Malo

I.

Nach Jonathans Tod geht mir kein Hund mehr nahe. Doch! einer griff ans Herz. Wir grüßten uns bloß — und wurden auseinandergestrudelt.

Schön sind sibirische Hunde. Schäferhunde! Man denke nicht an etwas Trostloses, Kahles, — vielmehr an das Behaarteste, was sich denken läßt. Ein Bäh-lamm, wie es die Kinder haben, gibt eine Vorstellung von diesen wollig-bewachsenen Wundertieren...

Einen Meter hoch werden sie wohl sein... Über die Augen fallen Haare, die Beine sind breite Wollsäulen, die Lauscher baumeln tief herab, das Antlitz ist breit, gutmütig, klug, stark, entzückend.

Ein schlechter Kerl will ich sein, wenn diese Lümmel nicht aus einer Kreuzung mit Eisbären entstanden sind...

Die Sibirier sind voll, fast quadratisch, wie mit riesenweiten Hosen angetan, kurzum: bärenhaft.

II.

Ich sah so ein Tier im Sommer auf einem Boot zwischen St.-Malo und Dinard — und war gleich bezaubert.

Ein reicher Franzose, seine noch junge Gattin und ihre blutjunge Tochter, eine dunkeläugige Kreatur, selber hochgeschossen und ganz tapsig, waren in der Gesellschaft des wonnevoll gewaltigen Untiers mit dem samtenen Blick und der schwarzen Eisbärnase.

Meine Ruh' war hin, mein Herz war schwer — solange wir über die Bucht fuhren.

Ich konnte die Augen nicht von dem himmlischen Vieh wenden. Vieh? Nein, Waldmensch.

Wir gingen an Land; ein Schwarm von Menschen stürzte den steinernen Staden hin auf die Védette zu, das Motorboot; die drei Hundebesitzer verschwanden mit ihrem Schatz im Gewühl, ich war von ihnen abgesprengt, aber mein Herz —. Mein Herz folgte dem Waldmenschen.

III.

... Ich stelle mir vor, daß die Freundschaft mit einem solchen Wesen lieblich sein muß. Wo der Bursche hintritt, wächst kein Gras mehr. Stark und mild.

Edel guckt er. Und es ist ein Verlaß auf ihn.

Leb wohl im Getriebe der Welt — Hund von St.-Malo.

Die fremde Katze

I.

Seit Jahr und Tag ist man der Siedler seines Gartens. Allein — dennoch nicht allein.

Bisweilen empfängt man den Besuch eines Katzen-tiers, das über den Zaun plinkt, sich hintertückisch in den hohen Rasen schleicht und alle Vöglein belauert.

Ich raune mir erbittert zu: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen.“ Aber sie ist noch schneller als ich; nur ein Steinchen berührt manchmal ihre Nordseite strafend.

II.

Verbrecherin, infame; meine Drossel hast Du auf dem Gewissen. Eine Staatsdrossel, groß wie ein Rabe. Das Schmuckstück meiner grünroten Einsamkeit. Jeden Morgen kam sie und sang herzbrechend. Infames Luder, auch einem Sperling kannst Du nicht mehr grade in die Augen sehn; es kommen bloß noch wenige zu mir.

III.

Und mein Spickaal? Gierschlung, graziöser! Warum ließ Eurykleia, die Bedienerin, das Speisekammerfenster offen an jenem herrlichen Sommerabend? Nur sein Gerippe sah ich wieder, des Spickaals.

IV.

Gestern traf ich die weiche Jägerin abermals in den Gebüsch, die meine Fenster umschmeicheln. Ich rannte durch das afrikanische Zimmer, füllte mit Wasser einen Pott, pirschte mich hinaus, es begann unser Wettrennen. Als Du auf dem hohen Zaun angelangt warst, bekamst Du Dein Bad.

Ich auch übrigens.

V.

So verfließt, immer anregend, munter, lebhaft und im engen Zusammenhange mit der Natur das Dasein.

Seit Jahr und Tag ist man der Siedler seines Gartens. Niemals allein. Luder! Gierschlung, graziöser!

Die Spinne

I.

Spinnen gibt es in meinem Garten. Die spannen ihre Netze zwischen den Weinranken des Laubengangs. Jedes Mal ein Mirakel, Kinder, wenn man's wieder beobachtet. Als hätte die Bestie Mathematik, Zeichenunterricht gehabt.

Diese witzige Symmetrie; die kunstvoll architektonische Gliederung, mit der sie aus ihrem Schleim was erbaut! Und in die Mitte setzt sie sich . . . und lauert.

II.

Ach, wir Dichterische sind ja nicht wie andre Menschen; andre würden die Netze zwischen den Wein-

ranken abfegen, damit Ordnung herrscht. Ein Schriftsteller jedoch will sich das Leben wie den Charakter so einer Spinne recht anschaulich machen — geht in sein Arbeitszimmer, fängt dort Fliegen. (Diese Tierchen, lästige Miteinwohner, sind manchmal ohnedies zum Tod verurteilt. Sollen sie wenigstens im Tod einem das Wissen bereichern.)

III.

Man fängt Fliegen, füttert Spinnen damit. Jedesmal ein . . . nicht lachen, ein beinah erschütternder Vorgang. Folgendermaßen.

Man nimmt die lebende Fliege, nähert die Hand dem Spinnennetz. Aller Wahrscheinlichkeit nach müßte nun die Spinne doch Angst vor der Hand eines Menschen bekommen — und entfliehn? Aber nein. Der Jagdinstinkt ist so groß in der Bestie (kann auch eine ganz kleine Spinne sein), daß sie des hunderttausendmal überlegenen Menschenfeinds nicht achtet, alle Sinne nur auf das Opfer gerichtet.

IV.

Sie regt sich: wenn sie nur von ungefähr das Nahen der Fliege bemerkt, so eine fremde Hand dem Netz entgegenbringt. Ich lade nun die Fliege mit Fleiß in einem entlegenen Teile des Netzes ab, entfernt vom Mittelpunkt, worin die Fallenstellerin thront. Und nun . . .

Und nun geschieht das — es gibt kein andres Wort — das Erschütternde. Sie stürzt sich, kaum daß die Fliege das Netz berührt hat, mit unerhörter Jagdwut Hals über Kopf auf das Tier . . . und erdrosselt es.

So scheint es der Beobachtung. Sie nimmt die Fliege voll rasender Spannkraft, umschnürt sie mit Fäden, turnt um das Opfer herum, . . . man sieht, wie sie etwas aus sich erzeugt, womit sie die Zappelnde gnadenlos einwickelt. Gnadenlos.

V.

(Nach einer Sekunde kann die Fliege, die in eines Menschen Hand so unruhig strampelt, kein Glied rühren, ist zusammengewurstelt, mit grauem Stoff umhüllt . . .

Der Widerstand des erbeuteten Tieres war von Anfang an spärlich: so daß mich nach vielfältiger Beobachtung dünkt, die Spinne spritze wohl gleich etwas von sich, was das Opfer betäubt.)

VI.

Ich sah die Erbeutung einer sehr großen Fliege durch ein Spinnchen, das viel kleiner als die Fliege war; trotzdem blieb jeder Widerstand sofort zwecklos.

Die Hinrichtung dauert winzige Zeit . . . Und dann? Die Spinne scheint mir auch darin ein echtes Raubtier, daß sie nicht gleich die Beute verzehrt. Sie lassen meist ihre Fliegen im Netz hängen. Fressen sie erst nach einer Weile, ruhevoll . . .

VII.

Das beobachtet man erschüttert im Garten.

In diesem Garten färben sich die Weinblätter, mein zahmer Igel namens Kasimir kommt abends behaglich aus seinem Erdgang vor das afrikanische Zimmer, meldet sich zum Fraß, — meine Rosen blühen jetzt wunderschön rot (und zartrosa) über dem schweren Grün des Rasens . . .

Und ich würde jedem Weibsstück, das mir wohlwill, gern eine davon schenken.

(Obschon es, Menschenbrüder, ein Mordgarten ist . . .)

Die Raupe

I.

Unmöglich, ein Frühlingsgeschöpf nicht zu erwähnen, welches, o Natur, soeben auskroch. Seit dem

vergangenen Herbst saß es in einer Glasschale, mit Rosenblättern bedeckt — und mit durchlöcherntem Papier überspannt. Eine Raupe des Gartens war zwischen diese Blätter gesetzt worden, damit sie überwintere . . . und im Frühling ein Schmetterling werde.

(Jeder Schulkjunge weiß, daß Raupen späterhin Schmetterlinge werden. Doch es macht einem Spaß, und man fühlt sich kurzerhand als Schöpfer, sofern man dieses Begebnis vorsätzlich herbeiführt.)

II.

Der letzte Rest von dem früheren Garten ist diese Raupe. Den ganzen Winter hat man sie beobachtet. Wie sie sich einpuppt! Wunderbare Veränderung.

So eine Raupe ist doch grün, mit dunklen Querstreifen und haarig, — wo kommt alles das hin? Ich weiß nicht. Allmählich hat man unter den Rosenblättern ein merkwürdiges Geschöpf, nein: eine merkwürdige Sache. Das ist kein Lebewesen, bewegt sich nicht, nimmt keine Nahrung, hat einen ganz dünnen Panzer wie von feinblättrig schwarzblauem Stahl . . .

Wo ist die Form der Raupe hin?

III.

Die neue Gestalt sieht ja wie ein Kegel aus; nicht wie ein mathematischer, sondern wie einer, der bei „alle Neun“ mit umfällt . . . Oder: wie ein Futteral mit einer Gliederung, mit einem Ansatz wie einem Kopf. Dies Ding liegt neben den Rosenblättern, offen sichtbar, reichlich sechs Monate lang, wird von der Heizung erwärmt, von Zigarettentabak durchräuchert, hört jeden Wintersturm in der Nähe des Fensters . . . Hört es ihn?

(Vielleicht wie unsereins im Traume was hört.)

Denn das Ding hat kein Bewußtsein; das Ding liegt in einem Winterschlaf — wie mein Igel Kasimir einen

solchen durch sechs Monate schlief, eh' er von den Pförtnerskindern in meiner Abwesenheit zugrundegequält wurde . . . Doch der Igel wacht als Igel auf, — erinnert sich des Gartens, in dem er sein Erdloch für den Winterschlaf selber vorbereitet hat. Die Raupe bleibt keine Raupe . . . und erinnert sich nicht.

IV.

Ich wette: sie kann sich des früheren Seins nicht entsinnen. Sie durchbricht eines Tags (ich hab' es heute mit Staunen bemerkt) den fabeldünnen Stahlpanzer, den sie . . . wenn man nur wüßte, woher . . . bekommen hat. Schlüpft als ein Wesen mit Flügeln heraus . . .

Ist es nicht ein unerhörtes Wunder? Kann sie noch einen Schimmer vom früheren Dasein hegen? da sie doch jetzo fliegt, vormals indes jämmerlich gekrochen ist?

Kann dies Geschöpf, das nun luftig oben wohnt, sich noch vorstellen, daß es in versunkener Zeit und vor einem riesigen Einschnitt (der eben so lang war, wie ihr „Leben“ dauert) am Erdboden tief auf dem Bauch sich mühselig fortgewälzt? mit höchster Muskelkraft langsam an senkrechten Gegenständen sich emporgewunden hat? Sie fliegt jetzt . . .

Ich glaube, keinen Dunst hegt sie!

V.

Wie ein ganz junges Tier sitzt das ausgekrochene Flügelwesen in der Luftwelt — vielleicht so wie ich eines Tags in einem andren Bereich sitzen werde; wenn mein Todesschlaf (meine Einwinterung!) um ist. Ich werde dann auch nicht ahnen, daß ich ein deutscher Schriftsteller ohnegleichen war.

(Aber wo werd' ich sitzen — und in welcher Gestalt? . . .)

VI.

Aus meiner Raupe ist was Mottenhaftes geworden, mit schwarzen Flügeln; ein gelbbrauner Tupf auf jedem hiervon.

Ahnt sie nun wenigstens, wo sie hockt? Wird ihr etwa dämmern, daß es ein Bibliothekszimmer ist? Daß unter diesem Fensterbrett Heizröhren eine bestimmte Bedeutung haben, von studierten Menschen zu bestimmtem Zweck hergerichtet? Kann sie einen Begriff kriegen vom Wesen dieser (Zimmer-) Welt, in der ich sie zur Welt kommen ließ? Kann sie wissen, daß sie einen Umzug aus der Stadt nach dem Grunewald mitgemacht hat? im Herbst auf einen Möbelwagen verladen, dann ausgepackt?

Ahnt sie, daß ich eine Art Gott für sie bin, der . . . nicht bloß die Stätte der Geburt aus überlegener Machtvollkommenheit festgesetzt: sondern auch ihr Werden beeinflußt (durch Tabaksrauch; durch den Platz an der Heizung; durch Zurechtrücken an die Sonne; durch Hin- und Herwürfeln; durch die Auswahl der Blätter) — beeinflußt hat, zum Schlechten wie zum Guten?

Hat das Tier von meinem Sein einen Schein?

Das schon, wenn ich sie anfasse — aber nicht, daß ich ihr Jehova bin; ihres Schicksals Urheber; und bloß ein Teil-Urheber . . .

VII.

So ein Flügeltier wird sehr dumm sein, aber man setze statt dessen ein hochgescheites Insekt, etwa die Ameise . . . auch diese Genierasse (möcht' man sprechen) würde trotzdem, und wenn man ihr noch so gut zuredete, keinen fernsten Dämmer haben, was los ist.

Haben wir einen? . . . welchem Zweck unsre Aufenthaltstätte dient? wer unser Schicksal beeinflußt? (Vielleicht sind es fabelkleine Geschöpfe . . .)

VIII.

Die umgezogene Raupe, deren Auferstehung ich gelenkt habe, sitzt hier neben dem Tagebuch, auf eines Drachenbaumes Zweig, den ich im vorigen Frühling auf der Kanareninsel Tenerifa gebrochen habe . . .

Ein abgebrochener Zweig — abermals ein Wunder. Vor einem Jahr gebrochen? der mußte längst verdorrt sein, er lag unbeachtet in einem offenen Schrein bei mir, neben karthagischen Münzen, arabischem Gerät, einem Stück attischen Marmors — doch der zerbrochene Zweig trug so viel Sonne, von drüben, in sich: daß er eines Tags zwischen diesen Gegenständen auszuschlagen begann, (ohne Wasser, ohne Erde), saftiglichte Blätter bekam; daß immer neue sproßten — daß er jetzt (vor einem Jahr gebrochen und lag immer nur so herum!!) . . . daß er jetzo noch neue, hellgrüne Drachenblätter bekommt — wenn auch der grünbewarzte Zweig ein bißchen magrer geworden ist . . . Er liegt immer nur so herum und kriegt noch saftige Blätter.

IX.

.....
Ich nahm ihn, trug ihn hinüber ins Arbeitszimmer, gab ihn dem von mir . . . erzeugten (hätt' ich fast gesagt) Flügeltier, nun sitzt es darauf — und ahnt nicht, welche Reisen Das gemacht hat, worauf es sitzt. (Hoffentlich wird es von der kleinen Bulldogge nicht erschnappt — denn sie schnappt nach allem . . .)

Seltsame Welt.

X.

(Über die Bulldogge rasch die Bemerkung, daß sie noch furchtbar dumm ist. Dumm, anschmeißig, lebhaft, verspielt, von einer putzigen Schönheit. Und wenn wir uns auf der Erde wälzen, das kleine, starke Vieh seinen weißen Bauch, seine Kugelaugen, seinen großen Froschkopf zeigt und nach mir schnappt —

und den Eindruck eines Kindes mit stählernen Muskeln macht, . . . so ist das ein Fetzen Glück.

Doch in was für einer Welt?)

Die Glühraupe

I.

Es wird schwüler in Berlin.

„Wie wär’s“, murmelt man vor sich und erhebt den Zeigefinger senkrecht, „wenn man beispielshalber nach der Auvergne machte? . . . Oder wer wollte mich hindern, in die Gefilde der Garonne zu eilen? . . . oder das Mont-Dore-Gebirge zu beklettern, hä?“

II.

Mittlerweile fährt man, Abschied zu nehmen, auf eine Beszung im Havelbezirk. Manche dieser Gartenabende sind schön. Am schönsten, wenn es dunkel geworden ist, und phosphorliches Getier zu wirken beginnt.

Was ist es? Glühwürmchen kaum.

Es sind, wenn ich so sagen darf, Glühraupen. Merkwürdig. Das kriecht, hat ungefähr acht oder zwölf Beine — und ein Teil des Körpers, welches aber nicht der Kopf ist, erglüht.

Der glühende scharfgrün glühende Teil ist so groß wie eine Schotenerbse; und man sieht nur diesen Teil des Tiers im Dunkeln.

III.

Durch einen Laubengang wandeln blonde Töchter, junge Frauen mit einem märkischen Pastor, der lustiger ist als alle, — das Blinkfeuer glimmt bald hier, bald dort.

Eine Schlanke kommt auf den guten Einfall, in ihr Haar, dessen Fülle keinen andren Schmuck zeigt, so ein Glühtier zu setzen.

Die andren machen es nach. Ihr Haar leuchtet im Dunklen. So schlendert mit lebenden Glühkörpern im Haar die Damenschaft herum, durch den Abendgarten, im Havelbezirk.

IV.

.....
 Ich stecke behutsam eins der Tiere zu mir, nachdem es in Blätter gehüllt, ihm Luftzufuhr gelassen ist. Es soll jeden Abend bei mir leuchten; im Arbeitszimmer, nahe beim Klavier, wenn das Dunkel kommt.

Zu Haus werden aus einem Schächtelein die Opale, so drin herumlegen, entfernt, die Glühraupe kommt hinein; vier große Luftlöcher sind in das Deckelchen gebohrt.

Aber das leuchtende Vieh will nicht. Es entweicht durch eines davon (mitten in der Nacht); kehrt listig durch das offene Fenster in die Natur heim.

. . . Ich tröste mich durch Verunglimpfung deines Andenkens:

„Du hast nur mit demjenigen Teil geleuchtet, mit dem ich —!“

Arme Drosseln

I.

Seinen letzten Tag hat er gehabt, der Vogel, den die Schaffnerin Eurykleia auf einem Mauervorsprung tot fand (und vom Einholen mitbrachte). Hunger und Kälte. Niedlich lag er, im Frostauch vereist.

Sie nahm ihn mit, obschon ihr Blut von bauerlicher Abstammung nicht zärtliche Wallungen für Tiere kennt. (Das vornehme Wesen eines weißen Katers bleibt ihr verschlossen, sie giftet sich im Stillen, wenn er wie ein edler, feinfühligler Mensch behandelt wird.)

Aber die Frosttage, worunter sie selber litt, ließen sie auch für ein Tier erbeben. Sie legte den Stieglitz, ihren sauber gekämmten Kopf schüttelnd, an den hierfür passendsten Ort, auf das Klavier.

II.

Die armen Vögel gehn schaurig zugrunde.

Weh tut es im tiefsten Herzen, wenn ich bei einem raschen Gang durch vereiste Straßen unsrer Siedelung die Drosseln beobachte, die sonst ein leichtherziges Dasein geführt.

Manchmal denkt man, wenn so ein Tier ganz langsam über den Weg schreitet: wenn es doch schon tot wäre! Wenn es doch schon ausgelitten hätte!

Aber das quält sich, mühsam wird jeder letzte Nerv bis zum äußersten gepeitscht — ehe langsam und von Trugaussicht unterbrochen, die Erlösung naht.

Es macht einen schrecklichen Eindruck, wenn die Drosseln, die sonst gleich aufflogen, wenn man vorüberging, jetzt starr sitzen bleiben; hochgucken; . . . weil sie zur Flucht nicht mehr die Kraft haben.

III.

Kalte Folter; wildeste langsame Pein. Man geht über die weiße Frosterde. Es hallt hart. An andren Stellen quietscht der Schnee; manchmal fängt er beim Stiefeltritt schon mehr an zu kreischen.

Es gibt hier im Wald und in den Waldstraßen mit Häusern ein merkwürdiges Kreischen des Schnees.

Da kreischt unhörbar die Qual aller Drosseln. Aller Geschöpfe.

Die Blaumeise

I.

Es ist schwer, zu schreiben . . . nein, zu diktieren, wenn eben der Blitz schrägüber eingeschlagen hat.

Und wenn der Donner fortfährt, eine schrecklich krachende Musik zu erheben. Dieser Sommer ist verrückt. Das Gewitter steht über uns. Derartiges hab' ich kaum gekannt — dunkelgrau die Luft, wie vor dem Weltuntergang.

. . . Die Schreiberin hat einen fürchterlichen Klecks gespritzt, ist aufgesprungen, mit Geschrei in die hinterste Ecke des Zimmers gerannt. (Wem bleibt es zu verargen, wenn er sich am anscheinend jüngsten Tag noch durch ein paar erbebende Ruflaute Luft macht, — um nicht sanglos, klanglos unterzugehen?)

II.

Wieder eine Pause; das Fräulein ist erschreckt aufgesprungen. Diesmal war kein Blitz schuld, — — — sondern Lebendiges, von Fleisch und Blut.

Vor dem Gewitterregen hat sich im Arbeitszimmer hoch auf einem Bücherregal ein Vögelchen, eine Blaumeise, versteckt, — und plötzlich beginnt das zierliche Vieh stoßweis herumzuflattern: indem es mit furchtbarer Torheit immerfort anrennt.

Das hat, huch, dem zarten Fräulein bloß gefehlt.

Zuerst erblickte man allein etwas schwärzlich Flatterndes; da hielt sie es für das Beste, abermals ein Geschrei zu tun.

III.

Dieser Sommer ist wirklich eine Jahreszeit der Naturgewalten. Ich habe jetzt mit Hilfe von einem Stuhl und einem Taschentuch den Vogel gefangen, ihn auf den Söller gebracht und fliegen lassen . . .

Das zarte, fühlsame Mädchen (sind so die Schwachen?) hegt nur wütenden Haß gegen das Tierle, den Vogel, — weil er sie erschreckt hat.

Obschon er schuldlos ist. Und selbst ein Gepeitschter.

IV.

Wütenden Haß. Zarte, Sanfte, Stille, Blauäugige.

Die Nachtigall

I.

Alle Abend fängt im Garten dieses Vieh zu singen an. Es schmettert die Nacht hindurch, flötet, zirpt, rollt, zwitschert, pfeift, singt, fragt, stockt, legt los, entfaltet sich, schwillt, wirbelt, klagt, juchzt . . .

Aufdringlich. Die Nacht hindurch.

II.

Wenn die Nachtigall abends nicht rechtzeitig anfängt, loslegt, einsetzt, kommt man sich verstoßen vor.

Wenn sie dann begonnen hat, im Dunkel, schleicht man in den abseitig baumbestandenen Teil des Gartens, tritt hierbei dem Pförtner und seiner Gemahlin aufs Kreuz — und murmelt: „Pschtsch! . . . Ich dachte schon, sie kommt heute nicht.“

Der Pförtner will antworten, aber die Frau macht „Pschtsch . . .!“

III.

Nach einer Weile flüstert die Frau in einem geheimen Ton, als ob ihr Leben vor etwas Lauerndem rasch zu retten sei, — sie flüstert, sag' ich: „... Wir ... dachten ... auch ... schon ... sie ... kommt ... heute ... nicht.“ —

IV.

„Pschtsch . . .!“

— — — — —

Das Vieh singt, als ob es verrückt und gefallsüchtig wäre. Es gurgelt, wimmert, jauchzt, schmolzt, lacht, heult und (wie man in Schlesien sagt) „tälscht“ — ja, so sagt man in Schlesien; die Nachtigall tälscht, will sagen: benimmt sich albern, sie führt sich kindisch auf.

Aber es klingt unsagbar schön. —

„Pschtsch . . .!“

V.

.....
 Sie macht immer Pausen wie Sängerinnen, wenn sie Atem holen. Verschnauft sie mal ausführlich, so fang ich an zu pfeifen, — sogleich erwidert sie den Ton. Sucht ihn zu überbieten (was ihr nicht schwer fällt) — das holde Vieh läßt sich nicht lumpen.

„Pschtsch . . .!“

Nach einer Frist sagt der blonde Pförtnerich in vermeintem Flüstern, das wie eine Pauke dröhnt:

„Se . . . sitzt . . . uff . . . de . . . Weide.“

VI.

 Die Frau, wie von dem Verbrecher bedroht, zischelt verröchelnd:

„Janz . . . hinten . . . ! . . .“

Der Fuchs

I.

Abends; an der Havel; weit draußen. Heiße Tage, — der Mensch sehnt sich nach Wasser.

Die rechte Kühle kommt nie. Die Leute sind schweigsam, fast bedrückt.

Ein sogenannter Herrschaftskutscher hat einen jungen Fuchs an der Leine; das Halsband ist dem hübschen Waldtier umgelegt. Alles staut sich um den Fuchs.

Alle Weiblichkeiten wollen ihn liebkosten. Der Kutschmann hat ihn hochgehoben, der junge Reineke blickt über seine Schulter. Arglos sind die Züge des jungen Geschöpfs — es ist „von diesem Jahr“.

„Das Kerlchen sieht noch so anständig aus“, sagt jemand zu dem Kutscher. Jawohl, meint er, das Gesicht ist noch unverdorben; später, wenn er länger im Wald gehaust hätte, da könnte man was erleben. So der Kutscher.

Alles in Tüll und Mull streichelt sachte das Fell des Jungfuchses; eine fährt an den Ohren lang; (eine befaßt freundlich die buschige Rute).

II.

Das Tier ist so groß wie ein reifes Katzel. Entzückend, mit verweinten Augen schaut er — wirklich noch jugendrein und ahnungslos. „Reinke de foss! Reinke de foss!“ Neckend und zart wird er umgeben; fühlt sich bei alledem gar nicht unwohl, staunt nur etwas in die Welt hinein, in das holde Abendlicht, in die stille Feuchte, die vom Fluß dringt.

Er guckt auf die schwarzen Schleier, die vor den Gesichtern mit einem schwarzen Rand am unteren Ende getragen werden: so daß der schwarze Rand wie ein Amibändchen um den Hals geht. Sehr kleidsam. (Wer ist niedlicher: der Fuchs oder die Streichelnden?)

III.

Der Kutscher hat ihn zur Erde gelassen, jetzt hebt er ihn abermals hoch — aber wie? Er zieht nur die Leine zu sich empor, das Füchslin zappelt hieran.

Ein Wehgeschrei; der Kutscher lächelt: „Solch Beest kann viel verdragen.“ Anhänglich legt es nun seinen Kopf an die Backe des großen starken Mannes, wie ein Kind, aber die Augen leuchten etwas wölfisch.

IV.

Die Dämmerung schwebt niederwärts, die Schwärme zerstreuen sich, schlendern weiter, der Kutschmann verschwindet mit dem Fuchs.

V.

Dort hinten liegt Berlin — dort muß es liegen.

Ein Pier führt hinaus; da träumt ein umdunkelter Dampfer, schlafsüchtig. Ist niemand drauf? Doch;

es ist jemand drauf; man sieht es an Pfeifen, am roten Brand.

Ein kleiner Schwarm klettert im Dunkel an Bord.

— „Wir fahren heute nicht; erst nachts um drei Uhr zwanzig.“

— „Dürfen wir eine Stunde an Bord bleiben?“

— „Jerne.“

Zwei Gruppen auf dem Dampfer. Die Schiffsleute mit ihren Frauen . . . und der kleine Schwarm. Die Gruppen durch den Schornstein getrennt. Das Schiff schaukelt. Letzter Schein von Abendrot am finster gewordenen Horizont über der Havel. Lässiges Geplauder, alle haben den Drang, sich kühlen zu lassen . . .

„Hier wird man seekrank,“ sagt eine Stimme, die Schiffer lachen. Im Traum verdämmern drüben die Ufer, das Schiffchen schwankt stärker. Etwas, das man auf Salzwasser eine Bö nennt. Die Herren klappen die Rockkragen hoch. Auf der Brücke steht plötzlich . . .

VI.

Auf der Brücke steht plötzlich der Fuchs, die Augen leuchten, aber jetzt hat ihn am Halfterband eine Dame, weißgekleidet, riesengroß, hoffnungslos.

Wie der kleine, kleine Fuchs einen drolligen Gegensatz bildet zu der Statue; der Gemahl steht daneben, der Kutscher hält sich im Hintergrund. Zu „Frauchen“ ist Reineke zutunlicher als vorhin. Benimmt sich nun froh wie ein tapsiger Lummel.

Windstoß. Alle fühlen plötzlich mit Behagen die Wärme des Schornsteins. Absonderliches Wetter.

Dort hinten liegt Berlin.

VII.

.....
Der Schornstein reicht nicht mehr aus. Der Schwarm holpert zähneklappernd den Pier entlang.

Soll man im Garten bleiben? Lieber nicht. Aber da ist ja ein Saal, mit Parkettfußboden, alle Türen weit

auf, daraus kommen Klaviertöne. Dort hinein. Ein Kellner sitzt und spielt Schiebtänze. Zwei Paare tanzen Onestep, Tango, was du willst. Verboten und . . . meisterhaft.

Die Damen des Schwarms ziehen den Schleier hinab, daß der schwarze Rand, das Amibändchen, unter die Gurgel zu sitzen kommt.

Die eine Tänzerin trägt ein Stickereikleid, weiß von oben bis unten, der Partner mit abgenutzten Zügen hebt kaum die Beine, macht alles mit der Fußsohle, — glänzend. Das Schwerste bleibt, wenn dieser Tanz in Synkopen getanz't wird, immerzu nachklappt; wenn man sozusagen gegen die Musik tanzt und wider den Takt . . . Das abgenutzte Gesicht will ein übriges tun (offenbar ein Österreicher) — er klatscht mit der flachen Sohle dermaßen, daß ein taumelnder Gegenrhythmus erzeugt wird. Ein Neigen, Zusammenknicken, Wackeln, Schieben, Untertauchen, Hochkommen mit über-raschendem Gedreh' . . .

VIII.

Je mehr die Tanzpaare bemerken, daß man sie bemerkt, je mehr wächst ihre Frechheit. Es ist kein Tanz mehr.

Zwei Paare drehn sich, nein, wandeln, schreiten, wackeln, schieben, tauchen — vom Fenster gucken die zwei grünlichen Lichter des jungen Fuchses halb schmerzlich, wie beleidigt, auf das Sonderbare; dahinter Frauchen, die den Schleier ordnet.

IX.

Was denkt sich dieser Fuchs?

Affen lernen Affen werden

I.

Frischgeborene Affenwesen, so groß wie ein Kompotteller. Jedes von den Kerlchen hat aber ein voll-

kommen ausgebildetes Menschengesicht, mit weißem glatten Menschenfleisch.

Ein kleiner Vollbart umrahmt das winzige Antlitz, — mit den klugen, schwermütig-besorgten Augen.

Der Putz ist ein Homunculus.

II.

Wir Menschen können lange nicht mehr so gut klettern, springen, schwindelfrei schaukeln.

Ich sehe jedoch, daß auch bei dem geschickten Stamm der Affen die Geschicklichkeit erst erlernt werden muß. Ein neugeborner Affe muß das Klettern und Springen lernen — mag ihm auch eine große Begabung in die Wiege gelegt sein!

Der Kompottelleraffe zeigt sich noch als unsicher tapernder Neuling. Sieht jämmerlich aus den bestürzten Äuglein, als ob er gekränkt wäre. Von so vielem Lärm der Gefährtschaft; von allem Dahinspringen; von diesem rücksichtslosen Hüpfen, Wippen, Hinauflaufen, Essen, Werfen. Er kann es noch nicht.

Er scheint zu sagen: „Wann werde ich soweit sein? Das Leben ist schwer! Wo treibt sich meine Mama herum?“

Da kommt sie.

III.

Mit einem Griff hat sie den ratlosen Bengel um die Mitte gefaßt, sie macht gar nicht Halt, um ihn zu nehmen — sondern im Vorbeiflitzen schwenkt sie ihn an ihr Herz. Mit ihm eilt sie, tanzt sie, klimmt sie, hupft sie . . . irgendwohin. Der Kleine scheint sich wohl zu fühlen, er kommt gar nicht zur Besinnung vor Wonne.

IV.

Dann gibt es etwas Ältere, dennoch blutjung, die sind schon über die Anfangsgründe des Lernens weg, — beherrschen alle körperliche Geschicklichkeit schon so

gut, daß es sie lockt und jückt, was davon zum Besten zu geben.

Für mich ist kein Zweifel: der jugendliche Affe spielt sich mit seinem Können vor Zuschauern auf. Er tanzt. Ja, merkwürdig: er benimmt sich mit vollem Bewußtsein als ein Komiker; er tut, als ob er hinke, immer an einer bestimmten Stelle des Tanzes, dann dreht er sich blitzschnell nach der andren Seite . . . wirbelt herum in jauchzender Seligkeit.

V.

Aber jetzt, uäh, ein alter Mandrill. Das ist ein großes, ernstes Tier mit untersetzten Gliedmaßen, das breit im Hintergrund hockt, rechts und links von der Nase blau und rosa tätowiert, mit einem furchtbaren Hintern. Der betagte Mann ist griesgrämig — und haut dem Kleineren eine Tachtel, weil der so frech ist, in Greifnähe zu kommen.

Er grollt sichtbar dem tänzelnden Lümmel; beneidet ihn (das ist ganz deutlich) um die Gaben der Beschauer.

Als es ihm zu toll wird, kommt er wuchtend nach vorn, ans Gitter, vertreibt alles Junge mit einer grimmen Bewegung des muskelharten Arms. Er scheint zu knurren.

VI.

Im Brotneid wie im Haß des Einen wegen der Beliebtheit des Andren: hier offenbart sich der Charakter dieser Kerle. Peinlich und entzückend, wie das offen zu Tageliegt, was bei Menschen durch allerhand Worte, Brimborium, Theaterspielen, Umständlichkeit verhüllt, überlogen wird.

Ein kleiner Mensch, ein Hosenmatz, wird zornig über das neugeborene Brüderlein. Später lernt er vertuschen, sich im Zaum halten, über die Gesinnung täuschen, kurz: ein feines Benehmen haben — (bis der Krieg Aller gegen Alle das mühsam Anerzogene mit einem Schlag hinfällig macht.)

Im Käfig zeigen nicht bloß die älteren Affen Mißgunst gegen die Jungen — auch gleichaltrige legen ein schleches Gefühl mit bestürzender Deutlichkeit an den Tag.

Keiner gönnt dem andren, wenn der in aufgekratzter Stimmung ist, die Luft zum Atmen.

Den Kompottelleraffen hindert bloß die Unbeholfenheit im Klettern vorläufig, ein Schurke zu sein.

VII.

Kommt kein Schimpanserich mit sanften dorngeritzten Zügen, der geniehaft und ahnend lehrt: „Entwickelt euch hinauf!“ —?

Oder der mit bewunderndem Blick auf die höhere Gattung sagt:

„Schwindeln ist immerhin besser als . . . noch nicht einmal schwindeln!“

Der Kater Miezislaus

I.

Ostereier im Garten sind schön — wenn ein kleiner liebenswerter Kater mit weißer Pfote danach langt, sie davonkugelt, sich in fünf Schritt Entfernung platt zur Erde duckt . . . und darauf einen Sprung tut, hinter dem jeder noch so achtungswerte Hase zurückbleibt.

II.

Sommer. Kein Regen. Kein Hauch. Die Luft erstickend.

Der Kater Miezislaus streckt alle Viere von sich; sein weißes Fell hat er auf den durchwärmten Steinboden des großen Söllers oder: Luftbads hingefläzt; wie ein Erschossener liegt er da.

Diese Tiere haben die feinsten Nerven. Der feine Schnurr gesell dient als Thermometer. Habe kein andres. Sobald er sich behagzärtlich anschmiegt, auf meinen Knien wie eine Orgel schnarcht: — dann weiß ich, daß etliche Grad (es brauchen nur zwei zu sein) weniger sind.

III.

Bei dieser Abneigung vor dem Frösteln sollte man glauben, daß er Hitze vertragen kann, denn die Angorareihe seiner Mütter stammt aus Asien. Ist ein Trugschluß; Hitze scheint ihm so unangenehm wie uns.

Da stirbt sein Hang zur Geselligkeit — und wenn man ihm neckend mit dem Zeigefinger an der zarten Gurgel entlang fährt, lächelt er zwar, schnurrt aber nicht.

(„Ich will mei' Ruh' ham!“)

IV.

(Kranken-Tagebuch)

Mein kleiner schneeweißer Kater ist in den Garten hinuntergefallen, vom zweiten Stock. Ein Mitmensch, dessen Vorderbein zum Arm noch nicht entwickelt ist. Wenn er die Nacht auf seinem Kissen, mit ulkig gekniffenen Augen (kleiner Bogenstrich), die Ohren steif, zusammengerollt, in Atemzügen durchpennt hat; wenn er sich beim Aufwachen reckt wie ein Kind, gähnt wie ein Erwachsener, die Vorderpfoten hoch an mein Knie legt...

V.

Als ich ihn für eine Katze ansah, hieß er Miezl. Als deutlich wurde, daß er ein Kater sei, hab ich ihn folgerichtig Miezislaus genannt.

Rennt außen an Fenstersimsen entlang, springt bald in irgendein Zimmer, rast über Teppiche (man sieht einen weißen Fleck huschen, schnellen, kauern, schlei-

chen, schwinden, vortoben) — Bin längst hier Nebenperson. Einer ist Herr: der junge Miezislaus.

VI.

Abgestürzt, weil er an die festen Weinranken gewöhnt war, welche das Haus beklettern, und eine morsch wird. Katzen sollen stets auf die Beine fallen. Aber nirgends gesagt, daß beim Sturz keine inneren Verletzungen. Der arme Lümmel. Heraufgebracht. Fiebernd auf einem Sofa. Nach Ärzten telephonierte. „Sprechstunde.“ Verpackt. Von der Schaffnerin Eurykleia hingefahren. Hüfte eingerenkt — die nie ausgerenkt war. Patient wehrt sich wie ein halbes Dutzend Männer. (Habe dann festgestellt, daß er, wenn man das wirklich erkrankte Glied verbindet oder bestreicht, still hält wie ein junges Mädchen, dankbar aussieht, gewissermaßen die Zähne zusammenbeißt.)

Beckenknickung; der kleine Mann ist fünf Monat.

Fliegt nicht mehr über Teppiche, täglich schwächer. So schwach, daß eine plötzliche Sanftmut in ihm ausbricht. Legt sich auf den Rücken, verschränkt Vorderpfoten, wie leidende Dame. Dankbarkeit, fast Zärtlichkeit. Bekommt weiche Eier zu fressen — wofür er sich sehr ins Zeug legt.

VII.

Man spricht vom selbstverständlichen Maßhalten der Tiere, sie seien vernünftiger als wir. Ist aber nicht wahr. Maßhalten hieße: mit geknicktem Becken keine Sprünge machen. Aber die Katzennatur so stark, daß er den Zustand vergißt — nach ungeheuren Sätzen, Klettereien, Seiltanzversuchen schwere Rückfälle bekommt, erschöpft liegen bleibt. Der angeblich sichere Instinkt hat ihn mit nichts gewarnt.

Muß Patienten in ein Zimmer ohne jede Klettergelegenheit schaffen. Bald lieblich, froh, gesund.

Mit seinem Instinkt wär' er verblutet.

VIII.

Ein Hund ist um der Treue willen treu. Andre Tiere sind Selbstlinge. Mieziſlaus gewiß. Stifftet jedoch Gutes auf einem Umweg: durch unsterbliche Schönheit possierlichen Reizes; durch das Gehab.

(Die zwei Seiten der Ethik.)

Wenn Mieziſlaus eine Gesichtshälfte, nachher die andre mit beleckter Pfote wäscht; wenn die Ohren drankommen, über die er huschend hinfährt. Wenn das weiße Katzentier, auf den Sand gegangen, Spuren sorgsam durch Scharren mit der Pfote deckt. Wenn er über einen Schreibtisch flitzt, worauf ein Tintenfaß, ein Leuchter, Blumen in letzter Unordnung stehn, und alles ganzbleibt — kraft einer geniehaft-geschickten Anmut solcher leisen, wachen, flinken, blitzklugen, edlen, scharfen, sachten Tiere...

Er mag ein Selbstling sein. Er hat sein Ethos im Hupfen.

IX.

Wenn er den rosa Rachen aufsperrt, die rosa Nase zur Decke hebt, wenn er die Lippen bezüngelt... Wenn er auf dem Diwan liegt, er zu schnurren anfängt, er einem zuguckt („Nöch?“)...

Der junge Mann sieht, wenn er im Einschlafen ist, wie ein venezianisch uralter Patrizier aus... Manchmal, wenn er im Wachen den Kopf auf die Brust senkt, diese Brust vorschiebt, die Vorderpfoten ganz rund macht... dann wieder hebt er die Nase hoch empor, sieht großäugig ins Licht — das ist etwas...

Kleiner, himmlischer Kerl, ahnungslos in der Welt...

Ausgeliefert; preisgegeben. Ich bin das Schicksal. Ich kann ihn mit Pflanzen beköstigen (und sanft sein lassen) — oder mit Fleisch (und scharf). Soll ich ihm eine Kätzin bringen... oder ihm das für Lebenszeit unterschlagen? Soll ich ihn abrichten, hoch über alle Kater? Soll ich ihn Baldrian riechen lassen, daß er irrsinnig vor Glück und Betrunktheit wird? Oder

soll ich in sein Futter etwas tun, daß er morgen nicht mehr aufwacht? Ich kann es . . . Stehst denn Du dort? Ich selber stehe dort — vor mir mein Besitzer (oder sind es mehrere?), die mich füttern und glücklich machen und wild und sanft, und mich töten.

Ich heiße Miezislaus, und wer ist mein Herr?

(Ende des Kranken-Tagebuchs.)

X.

Die Schaffnerin Eurykleia hat im Krieg den Plan gefaßt, die Ihren auf dem Lande zu besuchen. Nach acht Tagen noch nicht zurück. Ich bin allein. Ha, Schlange! Einen Fuß will sie (Postkarte) sich verstaucht haben. Sie sitzt in der Heimat und ißt sich an. Unsereiner kann ja sehn, wie er fertig wird. Schlange! *Boa constrictor*.

Dabei hat sie ihren Karnalljenvogel zurückgelassen, neben ihm eine Tüte — und einen Zettel, auf dem sie ersucht, ihm täglich Futter zu geben. (Unten steht: „Bitte auch das Näpfgen immer mit frisch Wasser füllen!“) Ich tue das knirschend jeden Morgen. Als Menageriewärter angestellt.

Das Gelbvöglein benimmt sich wie ein Geisteskranker, sobald ich in die Nähe komme. Dann, wenn er sein Futter im „Näpfgen“ hat (denn ich tu's hinein) — fängt er nach einer Weile zu tirilieren an, als ob er für die Stunde bezahlt kriegt.

Ich erfasse dann das Tuch, das ich zur Nacht über ihn hängen soll, und mache, bei Tag, wie man in Preußen sagt, „Zappen duster“.

XI.

Nie darf beim Weggehn vergessen sein, das holde Vögelein von dem Kater zu trennen. Halb hat sich zwar ein Auskommen gebildet — wenigstens mangelnde Angriffslust; was gewiß auf die Pflanzenkost zurückzuführen ist.

XII.

Der Kater ſetzt ſich vor das Gehäule, guckt friedlich döſend auf den Zwitſcherich und ſenkt den Kopf etwas nach der Seite. Der Kleine verſtummt einen Augenblick. Manchmal ſchmettert er unvermittelt und rollt, ſo daß der Kater einen Schreck bekommt und rückwärts geht. Er tut ihm nichts.

Nur wenn die Dämmerung naht und der Kanari ſchlummrig und ſtill wird, gehn die Ohren des weißen Betrachters hoch, während er den Kopf ein bißchen einzieht und jede Atembewegung des Vogels verfolgt. Er ſitzt wie in Erz gegossen, und plötzlich . . .

Plötzlich hebt er eine Pfote zur Höhe ſeines eignen Kopfs, bleibt ſo, ſtarr, geſpannt und abſichtsvoll, — aber noch zögernd: es zieht ihn mächtig hin . . . Ich mache jetzt am Schreibtisch ein kleines Geräusch, er guckt mich an, läßt die Pfote ſinken und zieht ſich mit ſchlechtem Gewiſſen zurück. Aber herrlich, kindhaft und machtvoll gucken dabei die ſchönen Augen. Der Vogel ſchnarcht weiter; in Abrahams Schoß —.

XIII.

.....
Die Welt ſteht in Waffen — doch wer nach Lankwitz, zwiſchen Berlin und Lichterfelde, kommt, findet ſtaunend, daß wir in dieſer mörderiſchen Zeit für Tiere ſorgen.

Dort liegt das Tierheim — und wer ein liebes, weißes Katertier in ſeiner Abweſenheit gut aufgehoben wiſſen will, der bringt es dorthin. Die Katzenabteilung iſt wohnlich. Hier wird der Kleine nun angeſiedelt, für ein paar Sommerwochen. Er hat's gut. Einen Käfig für ſich allein. (Angorahalbblut! Verwöhnt!)

Der Käfig hat einen Ausweg — auf den Tummelplatz. Ja, jedes Tier beſitzt einen eignen umzäunten Spiel- und Tummelplatz. Hier ſind Gegenſtände zum

Klettern, — durch den Zaun kann er mit Nachbarn rechts und links (wenn er in Stimmung ist) Gespräche führen . . . Hier wird er glücklich sein, das merkt man — auch wenn meine Hand ihm ein paar Wochen hindurch nicht am Fell entlangfährt.

Ich schreibe das heut nachdenklich ins Katzentagebuch.

XIV.

Der kleine weiße Kerl ist im Tierheim an gehacktes Roßfleisch gewöhnt worden. Daneben gab es Fische; wie der Hüter gestern erzählt hat, als ich ihn, den Weichen, Weißen abholte.

Mehr als zwei Monat' war er in Pflege dort . . . Von dem Glück, das Tiere beim Wiedersehn nach so langer Zeit empfinden, bekam ich staunend einen Beweis: als der Wärter mit mir vor die Käfige ging, wo in langer Reihe neben- und übereinander schnurrende Geschöpfe mit sachten Pfötchen, rosa Ohren untergebracht sind.

Mein Miezislaus befand sich grade draußen in seinem Gartenteil: in dem für ihn allein bestimmten Tummelplatz. Durch ein Loch in der Mauer können die Tiere hinauf in den Käfig schlüpfen, wenn sie schlafen wollen; oder wenn's regnet.

Ich stand in dem kleinen Raubtierhaus, ließ ganz leise den Merkpffiff ertönen — da jagte rasend ein weißer Fleck durch das Loch, in aufgeregtem Husch-Husch bis an das Käfiggitter, wo ich stand . . . er wollte mit dem süßen weißen Kopf durch das Drahtgeflecht. Er gab einen Ton von sich, das war kein Miauen, sondern schon mehr ein Gebell. Er ruhte nicht, bis man durch den Zaun mit dem Finger den hingestreckten Kopf berührte.

Als dann das Pförtlein geöffnet war, sprang er mit einem lautlosen Schwung auf meine Schulter, blieb in Wonne dort sitzen und kutschte mich reitend aus der Anstalt hinaus.

XV.

Wir fuhren heim, — ich dachte: der Bursche zerplatzt vor Glück. Überall sah er nach, ob in der Wohnoch alles da ist. Schon als er die Treppe hinaufging, sich auf jedem Absatz nach mir umguckte, war er selig. Dann, bevor nach dem Klingeln geöffnet wurde, saß er wartend, verzückt-gespannt vor der Tür. Ich hätte nie für möglich gehalten, daß auch Katzensgeschöpfe so ihren Dank, ihr Verbundensein, ja den Jubel des Zusammengehörens äußern könnten.

Wo ich saß, sprang er auf mich. Sobald ich den Platz wechselte, kam er, bohrte wie ein Bock den Kopf gegen mich — das ist bei ihm ein Zeichen hoher Zärtlichkeit.

Nicht zu bändigen vor Liebe. Mit der edelsten Feinheit einer holden Kreatur. Groß und stark geworden, blendend weiß (dort gab es keine Dachrinne, wo man sich wälzen kann); prachtvoll war für ihn gesorgt. Die schönen Augen leuchteten, auch wenn er sie einkniff. Und sofern Tieren seiner Gattung die Gabe der Musik verliehen wäre, — Arien hätt' er gesungen.

(Braucht nicht zu singen! Wenn er schnurrt, ist es Musik. Er schnurrt jetzt, wenn er mir auf den Knien lagert, wie ein Teekessel: „Heimg'funden!“)

XVI.

Windsbraut der Revolution . . . Warum, alle guten Geister, will diese Menschheit nicht zur Ruhe kommen. Warum immer Krawall und Gefauch und Gekratz?

Einer den ich kenne, freilich kein Mensch, sondern ein liebes seidenweiches, weißes Tier, das kam zur Ruhe. Es kratzt und faucht nicht mehr. Fünf und ein halbes Jahr hat es mir Gesellschaft geleistet. Miezislaus war sein Name. Kein Zahn kann ihm heute noch weh tun. Er hatte nur einen kurzen Schmerz zu überstehn — mehr einen Schreck als einen Schmerz.

XVII.

In dem vergangenen Herbst (um die Zeit, als Du, Inge, starbest) war es nicht möglich, ihn länger in der Wohnung zu haben. Er kam zu den Pförtnersleuten. Da gefiel es ihm nicht. Aristokrat vom Scheitel zur Sohle; vielmehr vom weißrosa Spitzohr bis zum rosa Krallenpolster.

Manchmal kam er die Treppen hinauf und saß stundenlang vor der Tür. Wenn ein Briefträger klingelte, hui, ist er gleich hineingeflüzt, stürzte sich auf seine alten Stätten, auf den Diwan im Arbeitszimmer, auf die Stelle des Futternapfes in der Diele, auf den weichen Morgenlandsteppich, wo er sich über Gebühr gern geräkelt hat, auf die Bank im Bauernzimmer, wo er mir beim Essen einst allemal auf die Schulter sprang, um von oben in meinen Teller zu gucken.

(Dann hob er sacht eine Pfote, verlängerte sich, tupfte leis auf den Rücken meiner rechten Hand; das war die Mahnung: „Ich bin auch noch da! vergiß mich nicht!“)

XVIII.

.....
Er mußte wieder nach unten gebracht werden. Es ging nicht anders.

Ich wollte schließlich nicht mit einem Tier leben.

XIX.

Der Plan einer Übersiedlung des lieben Kerlchens scheiterte. Wir hatten an dem Bergsee in Bayern eine sächsische Baronin getroffen, die zwei Töchter, zugleich sechzehn Katzen und Hunde besaß. Hier war die Möglichkeit, daß der wonnevolle Miezislaus heitere Liebe (vielleicht auch einen geselligen Wirkungskreis) finden würde. Doch die Verhältnisse damals, auch eine innere Hemmung hinderten es . . .

Ich beschloß wiederum, ein Ende zu machen —: so

daß er auf dem Gipfel des Daseins in Schönheit, würdig, schmerzlos davonginge. Das war im Herbst.

Meine Bulldoggen, mein Seehund hatten auch durch den Tierarzt geendet. (Und in allen Schmerz um sie floß immer eine leise Genugtuung: wieder unabhängig zu sein.)

XX.

Der Tierarzt kam. Wie vereinbart, mit einem Fläschchen Chloroform. Er fragte: „Wollen Sie dabei sein?“ — „Gewiß.“ — Der Tod eines Tieres läßt sich schon ertragen.

Er bat um ein großes Tuch. Darein wurde Mieziſlaus gehüllt, wie in einen Mantel; (bloß der weiße, liebliche Kopf guckte vor).

Der Arzt goß von der Flüssigkeit etwas auf ein Taschentuch; legte das Tuch auf das Gesicht des erstaunten Mieziſlaus.

Der bekam von dem ersten fremdartigen Duft eine Art Staunen, eine Art Nervenstoß, — biß den Arzt herzlich in den Finger, unternahm den Versuch wegzulaufen, blieb jedoch betäubt und schlummerig am Ort, schien einmal noch zu erwachen . . . und zeigte dann, wie seltsam, ein lächelndes Antlitz. Tiere tun das im Sterben.

(Ich hab's auch an Hunden beobachtet. Es kommt wohl daher, daß der Mund ausgedehnt wird, als ob sie lachten).

XXI.

—————
Schlummernd für ewig lag Mieziſlaus im Badezimmer auf der Birkenkommode.

Nachmittags fuhr Eurykleia mit ihm in eine Waffenhandlung, welche Tiere künstlich auszustopfen unternimmt.

Ich gab an, welche Stellung meines alten, süßen, süßen Gefährten ich verewigt haben wollte. Das ist gemacht worden . . .

XXII.

Jetzt sitzt er unter den Seehunden — nein 's ist ein Mittelding zwischen Sitzen und Liegen; die Pfoten hat er ganz klein gerollt, er lauscht nach vorn . . . Seine himmlische Beweglichkeit, seine hohe flinke Anmut waren im Leben stärker, — aber auch jetzt erinnert Etliches daran . . . Vor allem: es kann ihm nichts mehr geschehn. Er ist gefriedet. Und wenn ich dies Zimmer betrete, mal sein ausgestopftes Fell streichle, oder ihm, wie so oft, das „Goderl kraue“, so nennt man es in Süddeutschland, — dann fühlt er es gewiß nicht. Aber ich; aber ich.

Und er macht sich keine Gedanken über das absonderliche Verwehen dieses Daseins. (Aber ich.)

INHALTSVERZEICHNIS

ERSTER THEIL: GRUSS AN DIE FERNE

Caput I: Venezianisch

Rakéel	3
Chioggia bei Venedig	9
Abermals Chioggia	12
Die Stunden auf Dschosa	13
Sturm in Venedig	15
Wieder Lagunensturm	16
Demütiges San Lazzaro	20
Der neue Campanile	24

Caput II: Hesperisch

Der Fuhrmann am Gardasee	25
Die Schönheitsinseln	30
Roma	36
Teutones in pace	40
Florentinischer Juli	44
Padua	47
Vorhof Liguriens	49
Ligurien	53
Genua	56
Neapel	58
Messina	66

Caput III: Spanisch-Griechisch

Spanien	68
Wieder Spanien	74
Kerkyra	75

Korfu-Nachklang	80
Gang nach Sunion	80

Caput IV: Britisch

Engländer im Schiff	87
Aber William Turner	90
Church	91
Musik nach dem dinner	92
Konservativ	94
Pastorskind	95
Suffolk	98
Erwachsenheit	104
Ausflug nach London	106

Caput V: Böhmisch - Ungarisch

Die böhmische Stadt	120
Intra Hungariam	122

Caput VI: Nordisch - Niederländisch

Nordlandsgebirg	129
Wackres Norweg	132
Empfehle mich, Kristianiafjord	133
Fahles Stockholm	136
Drei Funde von Holland	140
Haarlems Tulpen	145
Holländisches Frühstück	146
Ostende	147
Brüssel	149

Caput VII: Jeruschalajim 153

Caput VIII: Amerika 180

Caput IX: Kanarisch - Morgenländisch

Kanarische Wonne	201
Numidien, Mauretanien	202
Duftendes Blidah	204

Tunesischer Glanz	207
Cheops	209
Der Pyramidenbauch	211
Smyrnas Zypressen	212
Smyrna	216
Goldnes Horn und Heimat	218

ZWEITER TEIL: GRUSS AN MENSCHEN UND TIERE

Caput X: Gruß an Fahrtgenossen

Der Taucher	227
Die alte Frau	232
Aber das dritte Mal?	233
Emmychen, liebes!	234
Die Lina	237
Hofrat von Stellwag	239
Said, mein Diener	240
Die Moselmagd	244
Der Rheinkellner	245
Der Bayer in Trier	246
Der Norwäacher	246
Das Glück, der Pfaff und der Pommer	249
Die Schiffsgesellschaft	252
Gierschlung	253
Die Exdeutschen	255
Schloßgäste	257
Die Gestreiften	260
Überseemenschen	261
Brasilianer	266
Sanitätsrats	268
Das Büblein	269
Ich ließ Dich	270
Zuletzt ein Gruß an den Fahrtgenossen	
Wein	271

Caput XI: Gruß an Tote

Platens Grab	272
Bei Jean Paul	276
Bei Flaubert	279
Bei Heinrich Heine	285
Ibsens Grab	288
Bei Bach	300
Gambettes Grab	302
Bei Hebbel	304
Bei Ludwig und Wagner	309
Bei Luther	312
Bei Boccaccio	315

Caput XII: Gruß an Tiere

Der Seehund Naemi	320
Das Weh der See	328
Wilde Enten, wilde Gänse	334
Der See-Igel	337
Verwunschene Möwen	338
Tod eines Lachses	340
Der Wasserkäfer	343
Karnickel	344
Der Bullenbeißer Jonathan	346
Der Hund von St.-Malo	358
Die fremde Katze	359
Die Spinne	360
Die Raupe	362
Die Glühraupe	367
Arme Drosseln	368
Die Blaumeise	369
Die Nachtigall	371
Der Fuchs	372
Affen lernen Affen werden	375
Der Kater Miezißlaus	378

1922

Erste Reihe: 7. bis 10. Tausend

Zweite Reihe: 11. bis 15. Tausend







